

zum Leiter der neu gebildeten Kirchlichen Erziehungskammer mit dem Auftrag, den katechetischen Dienst in Ost- und West-Berlin aufzubauen; eine echt missionarische Aufgabe. Denn auf Grund eines neuen Schulgesetzes erhielt die öffentliche Schule in Berlin den Charakter einer weltlichen Schule, aber mit einem Religionsunterricht, der von der Kirche auf der Basis völliger Freiwilligkeit erteilt werden sollte. Im Mai 1945 meldeten sich ca. 300 000 Kinder in Ost und Westberlin freiwillig zum kirchlichen Religionsunterricht. Es fehlte uns an Lehrkräften und an Mitteln; denn auch finanziell sollte der Religionsunterricht in den Schulen von der Kirche getragen werden! Im Grunde eine menschenunmögliche Aufgabe, der wir — wie auf dem Missionsfelde eigentlich ständig — jetzt einmal auch zu Hause gegenüberstanden. Wir mußten nun um Kollekten, Gaben und Spenden bitten und saßen, wo bisher immer noch die Mission gesessen hatte, nämlich — wie sich Bischof Dibelius einmal ausdrückte: „in der Armenecke der Kirche“. Erst nach 5 Jahren wurden die Ausgaben für den Religionsunterricht von der Kirchenleitung etatisiert. Die dringendste Aufgabe war aber die Ausbildung von Katecheten. Sie wurde Bruder Symanowski übertragen, dem es damals in der Trümmerstadt Berlin trotz größter Schwierigkeiten gelang, das Seminar für kirchlichen Dienst, verbunden mit einem Internat, in Zehlendorf zu eröffnen. Versteht sich, daß das Personal des Internats, insbesondere der Kürche meist aus Ostpreußen stammte. Die Leitung des Seminars lag in den Händen von Bruder Symanowski. Führend aber im Lehrbetrieb war sein Freund und Leidensgefährte Lic. Günther Schultz, der nach ihm von Köslin in Berlin eingetroffen war und von uns für den Dienst in der Gossner-Mission gewonnen werden konnte: Ein Neutestamentler, dessen streng schriftgemäße und aufrüttelnd aktuelle Exegese ganz nach unserem und der Katecheten Herzen war.

Über all' dieser Arbeit aber hatten wir in der Leitung der Gossner-Mission niemals unseren Heimatdienst im Osten jenseits der Zonengrenze aus den Augen verloren. Unter der neuen

kommunistischen Regierung war zwar alles, was mit Mission zusammenhing, verboten: Die Missionsseminare mußten schließen, die Missionsblätter stellten ihr Erscheinen ein, und für Missionarsaussendungen gab es keine Ausreisegenehmigungen mehr. Ein Zustand, der uns aus der Geschichte der Gossner-Mission nur zu gut bekannt war, nämlich aus der Zeit, als nach dem ersten Weltkrieg die britisch-indische Regierung die Einreise von deutschen Missionaren nach Indien für 10 Jahre untersagte. Nach dem damaligen starren, einseitigen Begriff von Mission („nur nach draußen“) blieb für die Missionsgesellschaft in der Heimat nur die einzige Möglichkeit: aktiv zu warten oder passiv abzusterben. Für uns aber, die wir den Missionsbegriff neu zu fassen gelernt hatten, lag jetzt im Osten der Weg der Mission nach drinnen offenkundig frei.

Die Frage war nur: Wie? Da kam zu uns ein junger Mann mit Ideen, der sich eine Zeitlang mit dem Gedanken trug, Katechet zu werden, ein Sohn des bekannten „Posaunengenerals“ der Kirche Berlin-Brandenburg, Pfarrer Reiche, mit einem Vorschlag, den er schon ohne Erfolg dem Konsistorium gemacht hatte. Er fragte uns, ob wir uns nicht entschließen könnten, den kirchlichen Wiederaufbau im zerstörten Oderbruch mit einem Wohnwagen in Angriff zu nehmen. Für Bruder Symanowski und mich war es wie ein Stichwort: Wir waren zu einem solchen Wagnis sofort bereit. Das Kuratorium der Gossner-Mission bewilligte auf unseren Antrag den damals erheblichen Betrag von DM 12 000 für den Ankauf des Wohnwagens. Aber als wir endlich den damals vielleicht einzigen, neuen Cirkuswagen in Berlin ausfindig gemacht hatten, betrug der Kaufpreis DM 32 000. Dennoch kauften wir ihn, weil wir von dem an unserem Projekt interessierten kirchlichen Hilfswerk ein Darlehen von DM 20 000 erhielten — jedoch nur unter der Bedingung, es bis zu der kurz bevorstehenden Währungsreform zurückerstattet zu haben. Andernfalls sollte der Wohnwagen in den Besitz des Hilfswerkes übergehen. Da ich gerade eine Einladung zu einem großen Jugendtag in Leer/Ostfriesland erhalten hatte, als zweiter Redner neben Pastor v. Bodelschwingh/Bethel, flog ich mit einem Militärflugzeug nach dem Westen. Am Schluß meiner Predigt in einer überfüllten Kirche kündigte ich zum ersten Mal unseren Wohnwagen ab und bat um Spenden für unseren Sonderdienst im Oderbruch. Die erste Gabe kam buchstäblich angefliegen — durch das Fenster der Sakristei — als ich gerade dabei war, meinen Talar einzurollen: Ein weißer Umschlag mit der Aufschrift „Für Ihren Wohnwagen“, Inhalt DM 500. Es war ein herrlich schöner Sommertag. Ich stürzte ans Fenster, sah aber nur noch, wie ein weißer Rock um die Ecke fegte. Die Geberin ist anonym geblieben.

Von Ostfriesland fuhr ich nach dem Revens-Mindener Land, und in 14 Tagen war die ganze Summe beisammen. Eine Pfarrfrau, besorgt, daß mir das viele Geld unter den damaligen unsiche-

Kindergottesdienst im Wohnwagen



ren Verhältnissen abhandeln kommen könnte, nähte mir die Geldscheine zwischen Rock und Futter ein, so daß, wenn ich mich nur ein wenig bewegte, alles an mir knisterte. Ich kam aber sicher und rechtzeitig in Berlin an, suchte sofort das Büro des Hilfswerks auf, legte das Geld auf den Tisch und sagte: „Unser Wagen“.

Diesem Wagen sind zwei weitere Wohnwagen gefolgt: als Geschenk der Holländischen Kirche und des Lutherischen Weltbundes. Mit dem ersten Wagen aber fuhr am 4.8.1948 als erster Bruder Symanowski, begleitet von dem Katecheten Bruno Schottstädt, in den Oderbruch und begann mit einer Arbeit, die methodisch einen Neuanfang unserer Heimatarbeit im Osten bedeutete. Wir betrachteten die Wohnwagenarbeit als eine Art Praktikum für unsere Katecheten, zumal für solche, die einmal in den Dienst der Gossner-Mission zu gehen wünschten. Schon früh in der Anfangszeit tauchen denn auch die Namen von Katecheten auf, die in einer engen Verbindung mit „Gossner“ geblieben sind: Wolf-Dieter Gutsch, Willibald Jacob und Gerhard Johann. Bruder Symanowski sorgte, wenn er selbst nicht „draußen“ war, von Berlin aus dafür, daß junge, gleichgesinnte Berliner Pastoren, an erster Stelle Bruder Lic. Günther Schultz, in einem bestimmten Turnus den Katecheten im Wohnwagen zur Seite traten. So entstand dort beim kirchlichen Wiederaufbau im Oderbruch ein Arbeitsmodell, das bis auf den heutigen Tag Einfluß auf die Arbeitsweise der Gossner-Mission-Ost ausübt, in deren Führung die Brüder Schottstädt und Gutsch stehen.

Dann trat im Februar 1949, also ein volles Jahr nach dem Beginn der Wohnwagenarbeit, das alle überraschende Ereignis ein, daß Bruder Symanowski von Berlin nach Mainz-Kastel am Rhein übersiedelte. Das wurde bei der damaligen Berlin-Lage nicht gerne gesehen; wenn damals ein Berliner Pastor nach dem Westen wegzog, geriet er unversehens in den Verdacht einer Art von kirchlicher Fahnenflucht. So mußten wir Bruder Symanowski Schützenhilfe geben, selbst gegenüber seinen eigenen Freuden, die ihm den Fortgang von Berlin schwer verdachten. Er selbst ging nicht gerne, für ihn war es der schwerere Weg, zu gehen als zu bleiben — und gerade darum, so sagen wir im Rückblick, der richtige.

Auch der Auftrag, mit dem Bruder Symanowski Berlin verließ, war schwer, ja wie so oft in der Missionsgeschichte — scheinbar unmöglich. Ihm lagen folgende Erwägungen zu Grunde:

In Zukunft würden als Missionare für Indien nur noch Volltheologen ausgesandt werden können. Darum Aufbau eines Studentenheimes — statt eines Missionsseminars — im engsten Kontakt mit einer Universität, die einen Lehrstuhl für Religions- und Missionswissenschaft besitzt. Im Studentenheim Aufnahme und Betreuung von Studenten, die sich für den Missionsdienst entschließen: Theologen, Mediziner, Pädagogen u. a., einbezogen in den Bauplan auch Wohnung

und Büro für den Leiter der Gossner-Mission-Zweigstelle West, um intensiver als von Berlin aus die Beziehungen zu den westdeutschen Missionsgemeinden zu pflegen.

Nun wurde 1946 in Mainz eine neue Universität eröffnet und Dr. Wilhelm Jannasch, seit Jahren Pfarrer der Bekenntnismgemeinde Berlin-Friedenau, mit dem Gossner-Haus als Gemeindezentrum, zum ersten Dekan der Theologischen Fakultät berufen. Bei seiner Verabschiedung bat ich ihn, für die Erweiterung seiner Fakultät um eine Missionsprofessur Sorge zu tragen. Er sagte zu und hielt auch sein Versprechen. Es gelang ihm die Zustimmung der beteiligten Kirchen, der zuständigen staatlichen Stellen und auch der französischen Hohen Kommission für die Errichtung eines religions- und missionswissenschaftlichen Lehrstuhls zu erreichen. Auch unser Vorschlag, Pastor Lic. Walter Holsten, den Verfasser einer missionstheologisch fundierten Geschichte der Gossner-Mission, als ordentlichen Professor auf diesen Lehrstuhl zu berufen, wurde angenommen. Alles schien im guten Gange. Da erreicht uns im letzten Augenblick ein Telegramm von Prof. Dr. Jannasch: „Entscheidung gefallen für außerordentliche Professur mit Holsten als Honorarprofessor — es sei denn, daß Gossner-Mission ordentliche Professur stiftet“. Es war eine bittere Enttäuschung für uns. Wir hatten bis zuletzt geglaubt, ohne finanzielle Verpflichtungen auskommen zu können. Da aber auf Grund von Zusicherungen, die Dr. Jannasch uns gab, die Hoffnung bestand, daß es sich um eine Übergangslösung handelte und der Staat die Stiftungsprofessur in eine staatliche umwandeln würde, sobald Prof. Lic. Holsten in der Universität festen Fuß gefaßt und sein Lehrfach sich als fruchtbar und unentbehrlich erwiesen hatte, gingen wir, wenn auch schweren Herzens, auf das Wagnis ein und stifteten — sage und schreibe — ein Professur. Es ist ja dann auch alles so gekommen, wie Dr. Jannasch es vorausgesagt hatte. Aber die Zwischenzeit war für uns alle, die Missionsleitung, Prof. Lic. Holsten und im besonderen für Bruder Symanowski eine harte Geduldsprobe; denn er war, weil er die Zahlungen von Mainz-Kastel aus anzuweisen hatte, unmittelbar betroffen. Wie

Das neue Gossner-Haus in Mainz-Kastel



er damals den äußeren und inneren Druck, der auf ihm lastete, durchgehalten hat, das wissen nur Gott und er, gemeinsam mit Isolde, seiner Frau — im Namen des Gossner-Hauses Berlin möchte ich sagen: auch unserer Isolde — allein.

Tatsache ist, daß die Gutenberg-Universität in Mainz zu ihrem Lehrstuhl für Religions- und Missionswissenschaft mit Hilfe der — gewiß durchaus problematischen Initiative der Gossner-Mission gekommen ist. Sie ist meines Wissens auch die einzige deutsche Universität, die versuchsweise eine Kombination von theologischem und medizinischem Studium eingeführt hat, um Missionsärzte auszubilden.

Eine glücklichere Hand hatte die Gossner-Mission bei dem Erwerb eines Grundstückes für den Bau eines Studentenheimes. In einem der Wintermonate 1948/49 besuchte ich die mit meiner Familie befreundete Familie des Architekten Erich Petzoldt, die sich noch rechtzeitig von Königsberg/Ostpr. abgesetzt und ein Eigenheim in Mainz-Kastel, dicht am Rheinufer aufgebaut hatte. Zum ersten Mal sprach ich dort von den Plänen der Gossner-Mission, sich in Mainz niederzulassen, und fragte Erich Petzoldt, der damals als Baumeister in der Mainzer Stadtverwaltung tätig war, ob er uns ein geeignetes Grundstück für den Bau eines neuen Gossner-Hauses am Rhein nachweisen könnte. Da zog er mich ans Fenster und zeigte auf das unmittelbar an seinen Garten angrenzende Gelände hin. Dort hatten einst die Bootshäuser eines Rudervereines gestanden und waren nach dem Kriege nicht wieder aufgebaut worden. Das Grundstück gehörte der Stadt Mainz, und er hielt es für möglich, daß wir es zu günstigen Bedingungen bekommen könnten. Als ich das nächste Mal zusammen mit Bruder Symanowski nach Mainz kam, zeigte ich ihm das Grundstück, bat ihn aber, selbst noch einmal beide Ufer des Rheins abzufahren und zu sehen, ob er ein besseres finden könnte. Er fand kein besseres. So wurde denn das erstgefundene Baugrundstück in Mainz-Kastel von der Gossner-Mission durch Vermittlung des Architekten Petzoldt, dem wir dafür großen Dank schulden, zu wirklich günstigen Kaufbedingungen erworben.

Bruder Symanowski begann seine Arbeit in Mainz-Kastel — wie er selbst es einmal beschrieben hat — in Decken eingehüllt, mit einer geliehenen Schreibmaschine und einem Stempel „Gossner-Mission, Zweigstelle West“ in einem Hühnerstall. Es war in der Tat der mit spartanischer Einfachheit zu einer Studentenbude ausgebaute Hühnerstall im Garten der Familie Petzoldt. So fing Bruder Symanowski zu bauen an — aber womit? Viel Geld war damals in den Kassen der Gossner-Mission nicht vorhanden. 1945, am Ende des Krieges, war ihre Jahreseinnahme von normal 250 000 bis 300 000 DM auf jährlich 35 000 DM abgesunken und stieg nur langsam von Jahr zu Jahr höher. Nun hat Bruder Symanowski oft erzählt, daß ich ihm



Horst Symanowski 1953 im Kreis von Mitarbeitern in Mainz-Kastel

beim Abschied von Berlin auf seine Frage: „Bauen ja, aber womit?“ geantwortet habe: „Mit Geld kann jeder bauen, Du mußt es mit Glauben tun!“ So pathetisch pflegte ich sonst nicht vom Glauben zu sprechen. Aber den Sinn jenes Satzes habe ich in der Tat, anders formuliert, oft zum Ausdruck gebracht, und zwar immer mit einer kleinen Spitze gegen die Kirche als etablierte Institution: „Wenn die Kirche vor einer neuen Aufgabe steht, sieht sie erst ihren Etat ein, und wenn dafür kein offizieller Posten eingetragen ist, stellt sie die Aufgabe zunächst zurück; anders die Mission: Wenn sie sich vor eine neue Aufgabe gestellt sieht, packt sie zu — in der Erwartung, daß Gott schon die Mittel darreichen wird, wenn sich die Aufgabe als echt erweist“. Natürlich durch die Hilfe von Menschen; die Irrlehre von der Unmittelbarkeit Gottes habe ich nie geglaubt, seitdem ich weiß, daß Gott in Christus Mensch geworden ist. In Mainz-Kastel fand Bruder Symanowski eine echte Aufgabe und Gottes Hilfe durch viele Menschen. Es war eine andere Aufgabe wie die, mit der er seine Arbeit begann, obwohl er auch ein Studentenheim erbaute — zuerst. Es war eine Aufgabe, von der wir noch er etwas ahnten, so daß ich an das Cromwell-Wort denken muß: „Der kommt am weitesten, der nicht weiß,

Bischof D. Scharf im Gespräch mit H. Symanowski



wohin er geht". Während des Bauens entdeckte nämlich Bruder Symanowski, daß das zukünftige Gossner-Haus in ein Industriezentrum zu liegen kam; das Hauptwerk der Dyckerhoffschen Zementindustrie.

Und dann? Ja dann ist die Vorgeschichte der Gossner-Mission in Mainz-Kastel zu Ende. Jetzt beginnt ihre eigentliche Geschichte, die andere schreiben müssen. Dennoch will ich die Frage beantworten, indem ich an den gleichnishaften Anfang meines Berichtes erinnere.

Dann schlug Bruder Symanowski allein an ein Tor, das sich für ihn allein öffnete. Durch dieses Tor ging er allein hindurch und fand dahinter sein Lebenswerk. Als der erste deutsche Arbeiterpfarrer entdeckte er eine neue Art der Industriemission mit ihren menschlichen Problemen und Sachfragen. Bei dem Aufbau des Gossner-Hauses am Rhein halfen ihm seine Arbeiterfreunde, die Studenten und Pastoren, die er aus der ganzen Ökumene zu Arbeitslagern

einlud, die Werkleitung Dyckerhoff, die ihm die Steine schenkte, die in diesen Arbeitslagern hergestellt wurden, so daß jeder Stein einen ökumenischen Baustein darstellt. Ihm halfen die Kirchen in Holland und in der Schweiz, der Ökumenische Rat in Genf und vor allem seine eigene hessische Landeskirche. Gott half ihm durch Menschen. Dafür wollen wir Gott danken in dem Jahre, in dem Bruder Symanowski auf 25 Jahre seines Dienstes in der Gossner-Mission zurückblickt.

Und wenn ich einen Wunsch für die Zukunft aussprechen darf, so ist es der: daß die Industriemission in Mainz-Kastel auch mit einer Industriemission „draußen“ einsetzen möchte, sei es in Indien, sei es anderswo. Den Einwand der Mainz-Kasteler Brüder, daß das „Modell Mainz-Kastel“ nicht übertragbar sei, lasse ich nicht gelten, auch wenn sie als Fachleute sprechen. Ist es als „Copie“ nicht übertragbar, so doch, wie alles in der Mission, übersetzbar.

Die Gossner-Kirche im Frühjahr 1968

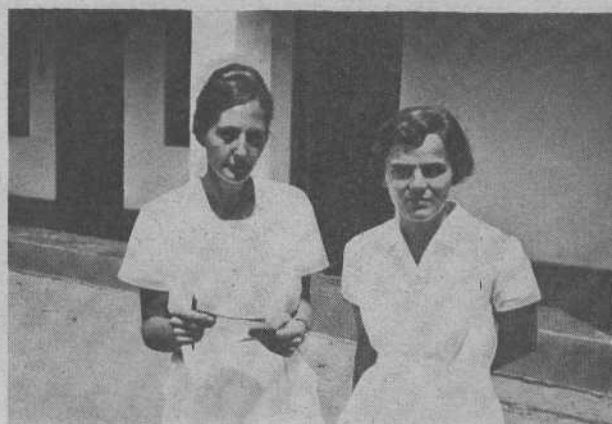
Wachsende Unsicherheit

Die Gossner-Kirche ist nicht länger ein ruhiger Zufluchtsort, ein beschaulicher Platz für in sich gekehrte Gemeinden abseits vom Strom der Zeit. Wie könnten die indischen Christen die Augen verschließen vor dem, was täglich in ihrem Land und unter ihren Landsleuten geschieht? Die starke Unruhe der letzten Jahre in Indien setzt sich auch 1968 fort. Zwar ist die Ernte 1967/68 besser gewesen als je zuvor — eine Steigerung der Erträge über 25 Prozent im Vergleich zum Vorjahr! —, doch ist diese Tatsache mehr der Gunst des Klimas und weniger der fortschreitenden landwirtschaftlichen Entwicklung zuzuschreiben. Die Unsicherheit angesichts der kommenden Jahre bleibt. In den wichtigsten Staaten der Union gibt es keine handlungsfähige Regierung; insofern haben die vorjährigen Parlamentswahlen negativ gewirkt. Darunter leidet besonders Bihar, zu dem Chotonagpur und also die Christen der Gossner-Kirche gehören. N. E. Horo, ein führender Laie in dieser Kirche, wurde im Februar 1968 Minister für Planung und Information, doch sechs Wochen später fand bereits der nächste Regierungswechsel statt.

In Ranchi stehen mitten auf der Hauptstraße seit Monaten Zelte, in denen Soldaten untergebracht sind. Sie sollen erneute Ausschreitungen und blutige Unruhen verhindern. Im benachbarten Bengalen sind sie jedoch an der Tagesordnung, und die täglichen Zeitungsberichte darüber führen zu der Frage, ob eine allgemeine Revolution vor der Tür steht. Man wird diese Frage verneinend beantworten müssen. Es wäre anders, wenn die verschiedenen streitenden Gruppen zu einer einheitlichen Aktion kämen, — aber das ist wenig wahrscheinlich.

Noch zwei Jahre.

Die verantwortlichen Männer der Gossner-Kirche schauen auf das Jahr 1969. Sie rüsten sich mit den Gemeinden, das 50jährige Jubiläum der autonomen



Schwester Ursula von Lingen und Schwester Monika Schutzka
im Hospital Amgaon

Gossner-Kirche zu feiern; zahlreiche Gäste aus indischen Kirchen und auch aus Deutschland sind bereits eingeladen, damit sie am 10. Oktober 1969 an der Freude der Gossner-Kirche teilnehmen.

Doch dieses Jubiläum bedeutet sehr viel mehr als eine dankbare Erinnerung. Die Überlegungen in der Gossner-Kirche gehen in die Zukunft. Wie werden die nächsten 50 Jahre aussehen? Jedermann ist sich darüber klar, daß dann die Verantwortung für die Verkündigung des Evangeliums in Chotonagpur den indischen Christen zukommt. Die Kirchenleitung bekräftigte diese Überzeugung noch einmal auf ihrer Sitzung Anfang Februar 1968. Mit der Gossner-Mission wurde schon früher vereinbart, daß diese wesentliche Teile ihres bisherigen finanziellen und personellen Hilfsprogramms einstellen und andere Aufgaben außerhalb Indiens — unter Mitwirkung von indischen Christen — übernehmen wird. Die Kirchenleitung hat alle Gemeinden aufgerufen, missionarische, pädagogische und diakonische Dienste selbst wahrzunehmen, nachdem andere seit einem halben Jahrhundert viele dieser Dienste stellvertretend getan hätten. In diesem Geist hat die Gossner-Kirche konkrete Pläne vorbereitet und neue Ideen entwickelt.

Warnende Stimmen verweisen auf die Armut der Gemeinden. Zweifellos wird ihre finanzielle Kraft nicht ausreichen, um alles zu leisten, was morgen nötig ist. Aber sie können morgen mehr leisten als das, wozu sie gestern und heute aufgefordert wurden. Bemerkenswert für den Besucher ist die Tatsache, daß sehr viel mehr gut ausgebildete junge Menschen zur Verfügung stehen als früher. Ihre noch geringen praktischen Erfahrungen werden sich erweitern, sobald sie eingesetzt werden. Zum Theologiestudium meldeten sich im Frühjahr 60 Bewerber, obwohl nur 20 Plätze frei waren!

Bei einem Pastorenkurs Anfang März 1968 in Ranchi mit 120 Teilnehmern wurde leidenschaftlich über die zukünftigen Aufgaben diskutiert. Einer sagte, diese Tage gehörten zu den schönsten seines Lebens. Was auf die Gossner-Kirche zukommt, mag Menschenkraft und -Weisheit übersteigen, aber aus der kurzen Geschichte dieser Kirche ist die Gewißheit sichtbar, daß Gottes Kraft in den Schwachen mächtig wird.

P. Seeberg

Diskussionen während des Pastorenkurses der Gossner-Kirche
in Ranchi März 1968



Julius Rieger

BERLINER REFORMATION

216 Seiten mit 23 Illustrationen

Paperback DM 13,80 — Leinen DM 17,80

Mit gutem Grund fehlt in diesem Titel das Wort „Geschichte“, obwohl das Buch dem Anspruch einer historischen Darstellung voll gerecht wird. Mit großer Sorgfalt hat der Verfasser die Ergebnisse kirchen- und landesgeschichtlicher Forschung verarbeitet. Aber er zeichnet die Berliner Reformation nicht als einen abgeschlossenen Vorgang, sondern als eine Entwicklung, die bis in die Gegenwart hineinreicht und heute noch nicht abgeschlossen ist. So knüpft der größte Teil der Kapitel an Straßen und Bauwerke des heutigen Berlin an, die in der Geschichte der Berlin-Brandenburgischen Kirche und ihrer Verfassung eine besondere Rolle gespielt haben oder einer ihrer markanten Persönlichkeiten die Entstehung verdankt.

Der heute allgemein stark beachtete ökumenische Akzent — das friedliche Neben- und Miteinander verschiedener konfessioneller Gruppen — der die Berliner Kirchengeschichte, über alle innerkirchlichen Feinden hinaus, schon seit Jahrhunderten kennzeichnet, wird von Rieger besonders herausgearbeitet und am Schluß werden Fragen zur weiteren Entwicklung gestellt und Alternativen angeboten.

Diese interessante und in lebendiger Sprache geschriebene Darstellung der Berliner Reformation ist ein gediegenes Geschichtsbuch und ein Heimatbuch

im besten Sinn. Sie stellt darüber hinaus die Frage nach Herkunft, Sinn und Aufgabe der Kirche in unserem Berlin.

Heinrich Vogel

Die Zeit der Öllampen ist vorbei

Indien zwischen Religion und Technik

256 Seiten — Paperback DM 12,80 — Leinen DM 15,80

Wer Heinrich Vogels jüngst erschienenes Indienbuch („Die Zeit der Öllampen ist vorbei“, Lettner-Verlag, Berlin) zur Hand nimmt, würde nie und nimmer auf den Gedanken kommen, die Tatsächlichkeit der Reise, die Dezember 1966 bis Februar 1967 stattfand, anzuzweifeln. Der Leser erlebt diese drei Monate von Station zu Station mit, zumal die meisten der 39 Briefe, die die ersten hundert Seiten des Buches füllen, unter dem frischen Eindruck lebendiger Begegnungen entstanden sind.

Zur intensiven Reisevorbereitung kommt ein Weiteres hinzu: Professor Vogel hatte in Berlin unter seinen Doktoranden einen Inder, der bei ihm als seinem „Doktorvater“ über Radhakrishnans Verhältnis zum Christentum promovierte. Dr. Paul Singh begleitete und interpretierte den Gast aus Deutschland auf seinen Wegen kreuz und quer durch den indischen Subkontinent. Welchem Indienfahrer ward jemals so viel Glück zuteil!

BUCHHANDLUNG DER GOSSNER-MISSION

1 Berlin 41, Handjerystraße 19-20 — Telefon (0311 852920)

Unser Gästeheim

Im „Haus der Mission“ steht den Freunden und Bekannten der Gossner-Mission zu Berlin-Besuchen seit dem 1. April 1968 zur Verfügung.

Bitte, teilen Sie rechtzeitig Ihre Unterbringungswünsche mit an: Frau W. Reuter, Haus der Mission, 1 Berlin 41, Handjerystraße 19/20

Adressen-Änderungen

Unsere Kartei haben wir nach Ortsnamen geordnet, darum bitten wir Sie, uns bei Adressen-Änderungen auch ihre alte Anschrift noch mitzuteilen.

Aus dem gleichen Grund ist es auch wichtig, daß Sie bei Überweisungen vor allem den Namen Ihres Wohnortes deutlich schreiben.

Wir bitten Sie um diese kleine Mühe, damit Sie uns die größere Mühe des Suchens ersparen.

UNSERE GABENSAMMLUNG

	Nach unserer Planung erwarteten wir	wir erhielten
	1968	mit Dank
Januar	27 000,— DM	37 788,77 DM
Februar	27 000,— DM	18 191,04 DM
März	27 000,— DM	22 359,53 DM
April	27 000,— DM	20 331,35 DM
Mai	27 000,— DM	22 996,— DM
	135 000,— DM	121 666,85 DM

Indien-Arbeit: Gossner-Mission, 1000 Berlin 41, Handjerystr. 19-20. Postscheckkonto Berlin West 520 50
Bankkonto: Berliner Bank, Dep.-K. 4, 1 Berlin 41, Konto Nr. 7480

Industrie-Mission Westdeutschland: Gossner-Mission, Wiesbaden-Kastel, Johannes-Gossner-Straße 14
Postscheckkonto: Hannover 1083 05

Lettner-Verlag GmbH., 1 Berlin 41. Einzelpreis 0,20 DM / Druck: Buchdruckerei Walter Bartos, 1 Berlin 61
Bildnachweis: Gossner-Archiv (24)

Die Gossner-Mission

A 20759F



Weltkirchenkonferenz Uppsala 1968 — Strategische Planung der ganzen Kirche für die ganze Welt

INHALT

Alte und neue Mission	Seite 2	Jahresbericht der Druckerei	
Von Westfalen nach Chotanagpur	Seite 3	der Gossner-Kirche 1967	Seite 10
Schwester Ilse schreibt	Seite 5	„Die heilige Kuh ist Sündenbock“	Seite 12
Als Tierarzt in Neapel	Seite 6	Die Reformation geht weiter	Seite 13
Missionsinspektor Weissinger		Die Gossner-Mission in Kenya	Seite 14
verabschiedet sich von der Gossner-Mission	Seite 7	Dr. Berg berichtet aus Sambia	Seite 15

4

Berlin • Oktober 1968

ALTE UND NEUE MISSION

Jede Zeit, auch unsere, lebt zwischen Altem und Neuem. Wir stehen auf allen Gebieten in einem schweren Kampf der Auseinandersetzung zwischen Alt und Jung, zwischen Einst und Jetzt, zwischen Vergangenheit und Zukunft. Auch in der Mission geht es darum!

Diese Zeilen versuchen, den alten Missionsfreunden zu helfen, den Weg vom Alten zum Neuen zu gehen. Wir dürfen nicht unnachgiebig am Hergekommenen hängen und darin beharren wollen. Das ist genauso verkehrt, wie wenn alles Alte grundsätzlich über Bord geworfen würde. Deshalb ist es dringend nötig, Altes und Neues in ihren Beziehungen zueinander pfleglich zu behandeln und zu bedenken.

Die alte Mission

Wir dürfen sie auch heute noch lieben. Was haben die alten Pioniermissionare alles geleistet. Es besteht wahrhaftig kein Grund, mitleidig über sie zu lächeln. Vor mehr als hundert Jahren war eben alle Arbeit und waren alle Arbeitsmethoden anders als heute, weil auch sie zeitgebunden waren. Und doch: nur auf dem, was sie aufgebaut haben, wurde weitergebaut. Sie haben nicht nur das Evangelium verkündigt, sondern bei der Sprachforschung und Bibelübersetzung Gewaltiges geleistet, auch in der Erziehung und ärztlichen Betreuung. Und alles im Kampf gegen das primitive Heidentum.

Wir dürfen dankbar denken an die Missionsarbeit auf den alten Missionsfeldern, die heute Junge Kirchen sind. Wir Gossner-Leute sollten nicht vergessen und uns freuen, daß unsere Gossner-Kirche in Indien im nächsten Jahr als selbständige Kirche 50 Jahre alt wird, daß sie die erste Junge Kirche war.

Es wird auch bei den alten Missionsveranstaltungen in der Heimat bleiben. Der Missionskreis in der Gemeinde ist auch heute noch die Keimzelle aller Missionsarbeit. Sie wird getrieben und getragen vom Gebet, von Dank, Bitte und Fürbitte, und vom Opfer der einzelnen Kreise in den Gemeinden und in der Kirche. Die Missionspredigt und die Missionsberichte gehören dazu, auch die Missionslieder werden gesungen werden, bis wir neue geschenkt bekommen. Das Missionsfest, so viel man es kritisieren mag, ist auch heute noch nötig für die Arbeit. Ich habe die alten großen Missions-Feste in Pommern und Ostpreußen, auch in Berlin, miterlebt und weiß, daß sie trotz „Kaffee und Kuchen“ wichtige Arbeit auch für die einzelnen Gemeinden und für die Kirchenkreise waren und bleiben werden. Und der Missionsbasar? Er ist kein alter Ladenhüter! Er gehört wie eh und je zur Missionsarbeit der Gemeinde und der Kirche. — All diese Veranstaltungen werden bestehen bleiben, was ja nicht ausschließt, daß man sie, um das schlechte Wort zu gebrauchen, „modernisieren“ kann. Sie gehören zur Mission! Modernisieren bedeutet übrigens nicht, neue Lappen auf

alte Kleider zu setzen und neuen Wein in alten Schläuchen aufzubewahren. — Wer die Mission liebt, kennt diese alten Missionsveranstaltungen und muß das dumme Gerede von den „Wollstrümpfen für Negerkinder“ und von den „heiligen Kühen Indiens“ denen nachsichtig zugute halten, die keine Ahnung von Mission haben und sich ihr grundsätzlich verschließen. Ich habe angenommen, daß solche törichten Anschauungen heute nicht mehr geäußert werden, habe sie aber auch jetzt noch hören müssen, und zwar von „gebildeten“ und sonst aufgeschlossenen Menschen.

Die neue Mission

Ich war bestürzt, als ich zum erstenmal die Parole der Missionswissenschaft hörte: „Mission ist nicht mehr Mission!“ Ich habe damals Vorträge mit dem Thema „Mission bleibt doch Mission!“ gehalten. Der Missionsauftrag Jesu Christi, dieser „Befehl“ bleibt bestehen! Wir sollten uns nicht abschrecken lassen durch Parolen und Thesen moderner Theologie. Wir haben sie zu prüfen am Evangelium und an unserer persönlichen Glaubenserkenntnis und Glaubenserfahrung.

Ich habe meine Bedenken gehabt, als die Mission „verkirchlicht“ wurde, habe mich aber von Vater Gossner führen lassen, der gesagt hat: „Es sollte nicht viele, sondern nur eine Missionsgesellschaft geben: die ganze evangelische Kirche sollte aus lauter solchen Mitgliedern bestehen, die nicht nur für ihr eigenes Heil, sondern auch für die Bekehrung und Erlösung aller Völker und Nationen angelegentlichst sorgen! Wir wollen froh und dankbar sein, daß dieses Gossner-Wort in Erfüllung gegangen ist: die ganze evangelische Kirche ist Träger der Mission!“

Die „neue“ Gossner-Mission

Es sind nach dem Krieg viele und wichtige neue Arbeiten zur alten Missionsarbeit in Deutschland und in Indien hinzugekommen.

Das vollkommen zerstörte Gebiet um Küstrin an der Oder wurde durch die Wohnwagen-Arbeit kirchlich versorgt. Es entstand daraus die Gossnersche Missionsarbeit in der DDR. Immer wieder wurde und wird uns in unserem Blatt davon berichtet. Daß wir doch nicht abseits stehen möchten, weil die Grenzen zwischen Ost und West für die meisten von uns nicht zu überschreiten sind. Unsere Fürbitte kann sie überwinden. Vergessen wir das nicht! Gewiß sind wir äußerlich getrennt, aber nicht von der Missionsarbeit, die drüben getan wird. Es darf zu keiner Entfremdung kommen!

Auch im Westen kam ein neues Gebiet zur alten Arbeit hinzu: die Industrie-Mission in Mainz-Kastel. Im Lauf der Jahre hat sie weltweite Bedeutung erlangt. In einer veränderten Welt werden neue Wege gesucht und gegangen, das Werk

Christi zu treiben, gerade auch in der eigenen Umgebung. Industrie-Mission ist ein Auftrag, der uns und der kommenden Generation weitergegeben werden muß. Das sollten wir nicht nur zur Kenntnis nehmen, wenn etwas in unserem Blatt davon berichtet wird. Es gilt auch hier: lesen und bedenken und weitersagen!

Und in Indien? Neue Arbeiten entstanden aus der Entwicklung und Notlage Indiens und der indischen Gossner-Kirche. Ihr zu helfen, nur durch die Arbeit und Opfer der Missionsgesellschaft und ihrer Freunde, erwies sich als unzureichend. Aus einmaligen Hilfen mußte ständige Hilfe werden. So entstand denn das Hospital in Amgaon und die missionsärztliche Arbeit in Takarma. Hinzu kam die Handwerkerschule in Fudi und die Lehrfarm in Khuntitoli. Sollte den indischen Christen und den Indern geholfen werden, so mußten sie angeleitet werden, sich selbst zu helfen. Und das geschieht in diesen Arbeiten und Werken der Mission. Wir sollten in den letzten Jahren aus den Berichten doch wahrlich erkannt haben, daß das alles Diakonie, christlicher Dienst, Mission ist! Wenn wir uns von unserem Blatt unterrichten und es nachdenkend lesen, nicht nur als „interessante Lektüre“, dann wissen wir das und freuen uns dankbar über die „neue“ Gossner-Mission. Die alten Missionsfreunde sollten freudig mitgehen und „mitmachen“! Wieviel Fürbitte ist nötig für die Brüder

in der Leitung dieser Arbeiten und für die indischen Brüder. Ist das keine Missionsaufgabe? Auf wieviel Opfer an Geld sind sie noch angewiesen, ehe sie selbständige Werke der indischen Gossner-Kirche sind.

Und die Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus in Indien? Sie wird weiter getrieben von der Gossner-Kirche selbst, von den eingeborenen Pfarrern und Katechisten. Vergessen wir das doch nicht und sehen wir nach wie vor unsere Aufgabe darin, die Hände zu falten und zu öffnen für diese Missionsarbeit. Wir brauchen gar nicht zu fragen, was wir tun können. Wir dürfen wirklich mit Hand anlegen! Wir helfen mit, daß unsere Kirche in Indien durch unsere Fürbitte und Gaben arbeiten kann unter dem Segen Gottes.

Welt und Menschen sind immer im Werden, auch die Mission! Wir wissen und glauben mit dem Psalmsänger: Erde und Himmel sind Gottes Werk, Seiner Hände Werk. Es bleibt aber auch dabei: „Sie werden vergehen. Sie werden alle veralten wie ein Gewand. Aber Du bleibst. Du aber bleibst, und Deine Jahre nehmen kein Ende.“

Das ist unser Trost, auch in aller Missionsarbeit: Jesus Christus bleibt! Er aber bleibt der Herr der Kirche und der Mission!

Pfarrer i. R. F. W. Otto / Berlin
Ehrenmitglied des Kuratoriums

Von Westfalen nach Chotanagpur (2.)

Bericht von Dr. von Stieglitz

„HEC ist ein Industriekomplex ohnegleichen in Asien“

Dieser Satz stammt nicht aus den Zeiten des Anfangs, sondern aus einem Prospekt der Heavy Engineering Corporation, Ranchi. Der Prospekt ist in deutsch geschrieben. Wir sahen Rourkela. Wir sahen Jamshedpur, die wachsenden Industriestädte. Heute früh erhielten wir eine Führung durch die Foundry Forge Plant (Gießerei und Schmiede, Schwerindustrie), eines der drei in der HEC vereinigten Werke. Dortmund in Indien. Unser Gastgeber, ein Bihari aus Patna (bitte bemerken: die führenden Leute, nicht einmal die Facharbeiter, stammen nicht aus den Adivasi dieser Gegend), hatte zum erstenmal kirchliche Besucher. Unsereiner kann gar nicht oft und gar nicht tief genug in die Werkswelt eintreten und eindringen. Mir wurde wieder klar, wie sehr wir Pastoren noch bewußtseinsmäßig im Pfarrgarten wohnen. Der Beweis waren meine Englischkenntnisse: was Wachstum, Saat, Ernte, anbauen, bewässern auf englisch heißt, weiß ich mittlerweile von vielen Grüßen und Predigten. Aber Ersatzteil, Stahlguß, Tarif, Bohrmaschine, Lohnerhöhung? Die Gespräche im Technical Training Centre der Gossner-Kirche in Fudi mit Herrn Schwerk und Herrn Dammer hatten gut auf die Städte vorbereitet. Fudi erlebt in kleinerem Maßstab, welche Schwierigkeiten Technisierung und Industrialisierung mit sich bringen. Das Echo auf die hier geleistete Arbeit in der Gossner-Kirche ist nicht so groß, wie es nötig und zu wünschen wäre. Das alte bäuerliche Denken ist nach wie vor beherrschend, sogar so sehr, daß das Agricultural Training Centre in Khuntitoli Mühe hat, Lehrlinge aus den Gemeinden zu bekommen. Denn auch hier ist die fremdartige Technisierung im Fortschreiten. Fudi, in Produktion und



Sup. Dr. von Stieglitz in Indien;
Begegnung heißt Dialog



Präses Stosch 90 Jahre alt

Am 16. November 1968 wird Präses Lic. Stosch in Berlin 39, Petzower Str. 6 c, 90 Jahre alt. Die indische Gossner-Kirche gedenkt seiner an diesem Tag in herzlicher Dankbarkeit. Sie sendet ihre Glückwünsche dem Jubilar als einem hochgeachteten und einflussreichen Lehrer ihrer Pastoren. Auch die Freunde der Gossner-Mission grüßen Präses Stosch in der Verbundenheit des gemeinsamen Dienstes des Evangeliums für Indien.



Pastor Junul Topno ist Adhyaksh (Landessuperintendent) eines der vier Bezirke der Ev.-luth. Gossner-Kirche in Indien, nachdem er einige Jahre als Gemeindepfarrer in der Industriestadt Jamshedpur gewirkt hatte. Als Mitglied der Kirchenleitung bemüht er sich immer wieder, die Gemeinden für die Missionsarbeit zu aktivieren und ihnen größere Verantwortung zu übertragen. Die Gossner-Mission hat Pastor Topno eingeladen, vom 1. 9. bis Ende November 1968, Kirchen und Gemeinden in Deutschland zu besuchen, um hier über die Mission in seinem Land zu berichten und andererseits sich ein Bild über das kirchliche Leben in dem Land zu verschaffen, aus dem vor 120 Jahren Missionare nach Nord-Ost-Indien gesandt wurden und deren Arbeit die Gossner-Kirche begründete.

Lehrwerkstatt kombiniert für Tischlerei und Schlosserei und Bauabteilung, ist eine noch nicht genügend erkannte Entwicklungsspitze der Kirche. Auch die Gossner-Pastoren können nicht länger geistig in ihren Reisefeldern wohnen. Wir müssen gemeinsam umziehen, aufbrechen.

Dazu nur kurze Illustrationen.

Als die Industrieanlagen in Rourkela wuchsen, wurden die kleinen Dorfkirchen der verschiedenen christlichen Kirchen „gebaldost“, schlicht umgefahren. Werksleitung und Regierung sind nicht gewillt, jeder der Gemeinschaften eine neue Kirche zu bauen. Sie wollen eine große, gemeinsame Kirche zur Verfügung stellen. Innerhalb des Christenrates von Rourkela sind sechs nichtkatholische Kirchen vereinigt. Sie haben beschlossen, das Angebot anzunehmen und in der neuen Kirche nacheinander und miteinander Gottesdienste zu halten. Die so oft und lauthals als gottlos vermaledeite Industrialisierung bringt und zwingt die Einheit der Kirche. Dieselbe Entwicklung findet im Raum der HEC bei Ranchi statt.

Nach dem heißen Gang durch die Werksanlagen schlürfen wir eine kühle Limonade im Hause unseres Gastgebers. Verändert die Industriearbeit den Glauben der hier arbeitenden Menschen? Unser Gesprächspartner war mehrfach in Europa. Er meint, der indische Mensch sei nicht frömmere als der europäische. Er trete nicht mit heilem Geist und intakter Gottesbeziehung in die neue Welt ein, die dann zerstörend wirken könnte. Die Massen der indischen Arbeiter sind an der Maschine nicht anders dran als die europäischen Arbeiter. Auch hier Säkularisierung und Materialismus. Die Bewahrung des Geistes muß hier und dort neu erarbeitet werden.

„Ich will dem anderen dienen“

Diese Antwort gab eine Schülerin in Govindpur auf meine Frage: Was werden Sie tun, wenn Sie Ihre Ausbildung beendet haben? Dieser bescheidene und klare Satz hätte die Antwort aller Mädchen sein können, die in einem großen Klassenraum auf sauberen Schulbänken vor uns aufgereiht saßen. Wir denken, der Ortsname Govindpur ist manchem von Euch bekannt. Die Schwestern Anni Diller und Hedwig Schmidt bauten die Tabita-Schule auf. Alte Pferdeställe erfuhren eine gründliche Verwandlung und prangen in Sauberkeit und Schönheit. Heute liegt die Leitung der Tabita Bible Training School in den Händen von Fräulein Amonia Toppo. Ihre Vorgängerin war Fräulein Daisy Hemrom, die lange Zeit in Deutschland gewesen ist. Man läutet am kleinen Glöckchen. Die Pforte wird geöffnet. Im länglichen Hof zwischen den ehemaligen Ställen empfangen uns die Bibelschülerinnen. Sie tragen den weißen Sari mit blauem Rand zu blauen Blusen. Bajans erklingen. Ein Mädchen schlägt leise die Trommel dazu. In zwei Reihen tanzen die Schülerinnen mit ihren Gästen den Hof entlang. An den weißen Wänden stehen Sprüche. „Wie kann ein junger Mensch seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält nach deinen Worten“ (Ps. 119, 9). Wir sehen die Schlafräume. Frische Saris hängen wohlgeordnet Haken bei Haken. In kleinen Kammern stehen die Blechkoffer, in denen die Mädchen ihre Habe hergebracht haben. Sie ähneln Brotbehältern, etwas größer als die, die wir in unseren Haushalten haben. Eine private Ecke, eine kleine eigene Welt gibt es nicht für die einzelne Schülerin. Man wird leise, wenn man das sieht und an sich selbst und daheim denkt. — Wir gehen durch einen schmalen Gang zwischen zwei Häusern und gelangen in die Lernabteilung. An der Stirnwand des Unterrichtshauses steht: Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu . . . (Luk. 16, 10). Die Schule umfaßt das Geringe und das Große. Als Geschenk bekommen wir eine aus Sperrholz gesägte und bunt bemalte Krippe mit vielen Figuren. Tabita kocht für uns. Tabita singt für uns. Die Antwort des Mädchens geht mit uns: Ich will anderen dienen. Das Geringe ist das Große. Nun wäre

es aber einfach ungerecht, die Pracharak Training School zu übergehen. Sie gehört unter dieselbe Überschrift. Die Institute sind auch räumlich benachbart. Am Morgen des 15. 2. besuchten wir die Pracharaks. Diese Dienstbezeichnung kennt Ihr nun schon aus vielen Berichten. Es handelt sich um Männer, die in den kleinen Ortsgemeinden als Leiter und Prediger tätig sind. Die meisten, die wir bei unseren Besuchen antrafen, hatten keinerlei Ausbildung. Nur eine geringe Zahl bereits tätiger Pracharaks kann nach Govindpur entsandt werden, für zwei Jahre. Die Kirche trägt Unterhalt und Unterricht. Die Großfamilie sorgt inzwischen für Frau und Kinder. Beim Govindpur-Besuch war Dr. Dell, unser hiesiger Hausvater, mit uns gekommen. Wir bearbeiteten gemeinsam Apostelgeschichte 16, 10—15 (Lydia). Dr. Dell hatte die biblische Einleitung und Auslegung. Ich versuchte dann, den Weg vom Text zur Predigt zu zeigen. Als Geschenk erhielten wir Männer am Ort angefertigte Holzschuhe mit Halteknöpfen zwischen großem Zeh und Zeigezeh (oder wie der zweite links am rechten Fuß heißt). Wir zogen die Geräte zur allgemeinen Freude an, aber nach den wenigen Schritten bis zum Ausgang zur eigenen Freude wieder aus. Da braucht man Übung. Abgesehen von den Holzschuhen: Hier hätte ich bleiben mögen, um gründlicher und länger mit den Brüdern die Schrift zu bearbeiten. Sie bringen eigene geistliche Erfahrung mit und den Eifer, die Möglichkeit der Ausbildung zu nützen. — Der Wagen steht abfahrbereit vor dem Bungalow. Hier haben früher die deutschen Schwestern gewohnt. Sie haben nicht nur eine Kaffeemühle als Spur an einer der Wände hinterlassen. Bibelworte in deutsch erinnern an die erste Zeit: Christus ist unser Friede. Dichtgedrängt stand Tabita und sang für die Gäste zum Abschied. Die Pracharaks zogen an uns vorbei zur Mela, einem Markt mit Unterhaltung und Handel, um dort durch Gesang und Wort das Evangelium zu verkündigen.

Noch kein Visum

Für unseren neuen Mitarbeiter Helmut Hertel und seine Familie ist die Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis von der indischen Regierung noch immer nicht erteilt worden. Die Gossner-Mission wartet mit großer Sorge auf diese Entscheidung, weil Herr Hertel die Leitung der Handwerkerschule in Fudi im Spätherbst übernehmen sollte.



Schwester Ilse schreibt

Liebe Freunde!

Takarma, den 5. 5. 1968

Ob Sie einen kühlen Mai haben oder ob es bei Ihnen auch schon tropische Temperaturen gibt? Bei uns hat die „Sauna-Zeit“ angefangen, besser, wir sind schon mittendrin. Das zeigt sich nicht nur an den vermehrten Wärmegraden, sondern auch in der Verschiebung der Dispensary-Zeiten. Die ersten Patienten erscheinen nämlich schon um 5.30 früh, weil sie vor der größten Hitze wieder zu Hause sein möchten, und die letzten um 6 Uhr abends, weil über Mittag keiner ohne zwingenden Grund hinausgeht. Die Zahl der Patienten hat aber noch nicht abgenommen. Im April waren es wieder ca. 3000 Außenpatienten zu den ca. 20 Inpatienten, die täglich zu versorgen waren. Die Veranda wird überhaupt nicht mehr leer, ja, die Leute schliefen zum Teil schon unter den Bäumen und auf der Veranda des Schulhauses, was mir gar nicht gefiel. Deshalb bin ich sehr froh, daß in diesen Tagen unser Anbau fertig geworden ist. Ich wollte ja erst eine Art Hütte haben, mit $\frac{3}{4}$ hohen Wänden und einer Türöffnung, aber dann fanden wir doch, daß wir mehr Leute unterbringen könnten, wenn wir nur eine Art Halle bauten. So haben wir jetzt zur Straße und zum Hof hin an das Krankenzimmer eine $\frac{3}{4}$ hohe Wand gebaut und zur Veranda hin Säulen hochgezogen und alles überdacht. Das ergab eine schöne kühle Halle in der wir ca. 5 Betten unterbringen können und auch noch Platz für einige Kochstellen haben. Im Moment kochen die Leute allerdings noch lieber draußen unter den Bäumen. Wahrscheinlich ist

die Halle noch zu neu und sauber. Oder es liegt an den Maulbeeren.

Der eine große, schattenspendende Baum im Dispensary Hof, ist nämlich ein Maulbeer-Baum, dessen Früchte gerade reifen. Ich möchte Sie zu gern mal neben mir sitzen haben, wenn ich mittags im Mikroskop die Stühlchen und Urine etc. untersuche und zwischendurch meinen Blick auf den Hof schweifen lasse. Das Mittagessen ist schon gekocht und verspeist und die Zeit der Ruhe ist gekommen. Der Mann mit dem Schlaganfall (er ist nur leicht linksseitig gelähmt) sitzt auf seinem Tuch im Schatten des Baumes. Neben ihm hat sich eine alte Frau gerade ihre Wasserpfeife zurechtgemacht und raucht nun mit Genuß. Mütter spielen mit ihren Kindern. Andere liegen flach auf dem Rücken und sehen hinauf in den Baum, der voller süßer Früchte hängt. Ab und zu fällt eine der reifen Beeren, die wie Brombeeren aussehen und schmecken, herunter und den Ruhenden in den Mund. Beinahe wie im Schlaraffenland. Aber nicht alle unter dem Baum sind so untätig wie die Leute im Schlaraffenland. Sie geben sich nämlich die größte Mühe, mehr von den süßen Früchten zu erhaschen, sei es für die Kinder, für die Kranken oder für sich selbst. Da gibt es keine Alters- und Kasten-Unterschiede. Die kleinsten Knirpse schon, die kaum laufen können, versuchen mit einem dünnen Bambusstöckchen an die Früchte zu gelangen. Sie schaffen es nicht, aber die Erwachsenen helfen sehr gern nach. Am schönsten ist es natürlich, wenn ein langer Erwachsener kommt, der bis an die Zweige

reichen kann und tüchtig schüttelt. Da kommt Leben in alles, was unter dem Baum oder auf der Veranda liegt oder sitzt. Jeder versucht, ein paar Früchte zu erhaschen, sogar der Mann mit dem Schlaganfall. Ich gönne ihnen diese Vitamin-Zugabe von Herzen. Wenn die Maulbeer-Zeit zu Ende ist, fangen die Holzäpfel an zu reifen. Sie sind unseren Äpfeln nur in der Form ähnlich. Sie haben eine harte, holzige Schale und innen eine teigige Masse, die von einer sirupartigen Flüssigkeit durchzogen ist. Diese Masse schmeckt süß und gibt einen wunderbaren durststillenden Saft. Die Inder essen die Früchte wie sie sind. Bald gibt es auch wieder Mangos, aber damit sieht es bei uns schlecht aus. Die Bäume auf dem Compound sind zu alt und tragen kaum noch, und wer einen jungen Baum hat, paßt auf, daß er selbst die Früchte davon erntet. Neulich bat ich den Leiter unserer Oberschule, als er nach Ranchi fuhr, mir ein paar Mangos mitzubringen. Das tat er auch, meinte aber, er hätte lange danach suchen müssen. Auf meine erstaunte Frage, ob es denn auf dem Markt keine gegeben hätte, meinte er: „Massenhaft, aber

die Leute wollten für 1 Kg Rs. 2,— (ca. DM 1,35) haben, das ist zu teuer.“ Er brachte mir für Rs. 1,— 4 Früchte. Ja, wir müssen sparen! Ja, nun habe ich Ihnen nur von Früchten erzählt und kaum von unserer Arbeit — aber dieser Rahmen gehört ja auch dazu. Mir selbst geht es nach wie vor gut, obwohl ich mich urlaubsreif fühle. Ich konnte ja im vergangenen Jahr keinen Urlaub nehmen. Da ich aber in ca. 14 Tagen in die Berge zu fahren gedenke, fällt das nicht mehr so ins Gewicht. Seit Mitte April habe ich wieder einen Compounder zum Ausbilden. Ich hoffe, daß er sich noch so weit einarbeitet, daß er mit den anderen hier zusammen die Arbeit tun kann. Wenn ich nicht hier bin, werden ja auch nicht soviel Patienten kommen. Schwere Fälle müssen halt gleich nach Ranchi weitergeschickt werden. Obwohl es nicht immer leicht ist, da eine Grenze zu ziehen. Heute wurde z. B. eine junge Frau gebracht, die am Dienstag ein totes Kind entbunden hatte und seitdem Fieber und einen gespannten Bauch hatte. Was war die Ursache? Eine volle Blase! Sie hatte seit der Entbindung kein Wasser gelassen! 2 Liter holten wir heraus.

Als Tierarzt in Nepal

Nepal (140 000 km², 11 Mill. Einwohner), das kleine Königreich zwischen den Großmächten in Indien und China, das Land des Hinduismus und Buddhismus, ist erst seit dem Jahre 1951 den Einflüssen von außen her geöffnet. Seit Jahrzehnten warteten Missionare und Ärzte an den Grenzen Nepals in Indien auf diesen Tag. Man hatte sich zusammengeschlossen zu einer vereinigten Mission, der „United Mission to Nepal“, der Baptisten, Lutheraner, Mennoniten, Methodisten, Presbyterianer, Quäker, Pfingstler und viele andere Kirchen aus Indien, Australien, Amerika, England, Irland, Norwegen, Schweden, Finnland, Deutschland, der Schweiz, Kanada, Japan, Korea, Dänemark und anderen Ländern angehören. Man bekam 1953 die Genehmigung, auf medizinischem, schulischem und landwirtschaftlichem Gebiet zu arbeiten, aber direkte Mission war und ist bis heute nicht gestattet. So war das Hauptgewicht der Arbeit von vornherein auf den direkten Dienst gelegt. Heute gibt es große Hospitäler, Schulen, Krankenstationen in den Bergen, ein technisches Institut und eine kleine Farm, die durch die Arbeit der Christen aus vielen Ländern in der United Mission to Nepal und durch die Hilfe vieler in aller Welt entstanden sind.

Es gibt auch eine kleine nepalesische Kirche. Die Christen sind oftmals weit verstreut und allein in den Bergen des Landes. Nur an wenigen Orten finden sich kleine Gemeinden. Vielleicht gibt es heute 500 Christen in Nepal, vielleicht auch mehr. Einige von ihnen haben auch in Gefängnissen gesessen, weil es für jeden Hindu gesetzlich verboten ist, zu einer anderen Religion überzutreten.

Bei all den kleineren und größeren Projekten der United Mission to Nepal stand die Landwirtschaft immer an letzter Stelle, aber wir haben gelernt, daß wir gerade auf diesem Gebiet mehr tun können und müssen, da ja etwa 95 % der Nepalis von der Landwirtschaft leben.

Die kleine Farm der United Mission liegt drei Tagesmärsche westlich von der Hauptstadt Kathmandu entfernt. 1963 wanderte ich als Tierarzt dorthin. Außer mir arbeiteten noch ein kanadischer Farmer und ein deutscher Landwirt dort. Zu Beginn haben wir selber erst einmal viel lernen müssen. Wie brachten es die einheimischen Bauern seit Jahrhunderten fertig, dem dürrtigen Boden der Berge soviel abzugewinnen, daß sie und ihre Familie ihr Leben fristen konnten?

Der Reis ist die Hauptfrucht und wird bis zu einer Höhe von 1800 m angebaut. Darüber hinaus geben der Anbau von Weizen, Gerste und Kartoffeln und die Weidewirtschaft den Menschen eine Lebensmöglichkeit. Die Grenze des Reisbaus ist gleichzeitig auch eine Kulturgrenze. Die Reisbauern Nepals sind Hindus, während die verschiedensten Bergvölker mongolischer Abstammung in den Hochgebirgen Nepals leben und Buddhisten sind.

Unsere Station liegt in einer Höhe von 1500 m, also im Reisanbaugebiet. Zweitrangige Feldfrüchte sind Mais, Hirse, Buchweizen, Senf, einige Gemüsearten und Gewürzpflanzen. Es gibt auch Bananen, Apfelsinen, Zitronen, Mangos und verschiedene andere Obstarten. Die Erträge aber sind niedrig, und die Ackerfläche, die eine Familie bebaut, ist sehr klein. — Als Tierarzt hat mich natürlich besonders die Viehhaltung interessiert. Jeder Bauer hat einige Ziegen, die für einige Kasten das einzige Fleisch liefern, das sie überhaupt essen dürfen. Sie haben auch ein oder zwei Kühe einer kleinen Zeburasse, die vor allem zur Erzeugung der Zugochsen dienen. Zur Milchgewinnung halten die meisten Bauern einen Wasserbüffel, der im Durchschnitt nur etwa zwei Liter Milch am Tage gibt. Viele der ärmeren Bauern sind aber nicht einmal in der Lage, sich einen Büffel zu halten. Einige Kasten der Unberühmbaren halten auch Hühner und Schweine. — Eine Viehzucht in unserem Sinne gibt es nicht. Die Haltung von guten Vattertieren ist viel zu kostspielig; so bleibt die Vermehrung dem Zufall

überlassen. Da es auch keinen Futterbau gibt, reicht während der Trockenzeit das Reisstroh und das wenige Getreide, das man an die Tiere verfüttern kann, eben gerade aus, sie bis zur Regenzeit überleben zu lassen.

Ich kam voller Pläne dorthin, habe aber viele Male lernen müssen, mit meinen Planungen bescheiden zu werden. Man könnte z. B. Hochleistungsvieh dort einführen. Wie sollte es aber gefüttert werden, wie sollte man es vor Seuchen und Parasitenbefall schützen? Die einheimischen Tiere sind zwar arm in der Leistung, aber bedürfnislos und wenig anfällig gegen Krankheiten. Wir haben Milchziegen aus Israel eingeführt, die ebensoviel Milch wie ein Wasserbüffel geben, dabei aber viel weniger fressen. Sie haben sich gut akklimatisiert. Wir haben verschiedene Hühnerrassen versuchsweise gehalten. Davon haben sich nur wenige bewährt. Darum planen wir, durch Auslese und Kreuzung lokaler Hühnerrassen ein bodenständiges Huhn mit höchster Leistung zu züchten. Die Hühner geben dort nur etwa 50 Eier pro Jahr. — Neue Gemüsesorten (z. B. Bohnen, Kohllarten und Erbsen) haben sich bewährt. Als Winterfrüchte haben wir Kartoffeln und Weizen eingeführt. Es gibt bei uns eine kleine Baumschule für Obstbäume, meist veredelte bodenständige Wildfrüchte. — In einem kleinen landwirtschaftlichen Zentrum, das wir eingerichtet haben, können die Bauern der Umgebung Saatgut, Insektenbekämpfungsmittel, Rattengift, Tierarz-

neimittel, Werkzeug, landwirtschaftliche Literatur u. a. erwerben. In jedem Jahr kommen 30—40 000 Bauern zu uns. Sie finden auch Rat auf allen anderen landwirtschaftlichen Gebieten wie Düngung, Bewässerung, Fruchtfolge, Obstbau, Tierzucht u. a. Wir geben auch Landwirtschaftsunterricht in der Schule (achtklassige Missionsschule, 400 Kinder) und haben junge Leute zur weiteren Ausbildung nach Indien geschickt. Vielleicht dauert es noch 10 oder 20 Jahre, bis man wirklich größere Erfolge sehen kann, aber der Anfang ist gemacht.

Unsere besondere Freude ist, daß sich seit unserem Dortsein eine kleine Gemeinde nepalesischer Christen gesammelt hat, nicht um uns, aber um das Wort, und wir sind dankbar, daß wir auch von dieser Gemeinschaft in unserer Arbeit getragen werden.

Landwirtschaftliche Arbeit, zumal tierärztliche, ist nach wie vor ein Sonderfall missionarischer Arbeit, leider. Sicherlich liegt es viel näher, den kranken Menschen zuerst zu helfen, Hunger aber ist in aller Welt auch immer eine der Ursachen von Krankheit. So bin ich froh und dankbar, auch weiterhin in einer Mission arbeiten zu dürfen, die von vornherein alles Trennende verschiedener Glaubensauffassungen zurückgestellt hat, um Christus zu bringen, die aber auch begriffen hat, daß in einem Lande wie Nepal gerade die Hilfe auf landwirtschaftlichem Gebiet wichtig ist.

Dr. Adolf Leue

Missionsinspektor Weissinger verabschiedet sich von der Gossner-Mission

Liebe Gossner-Freunde!

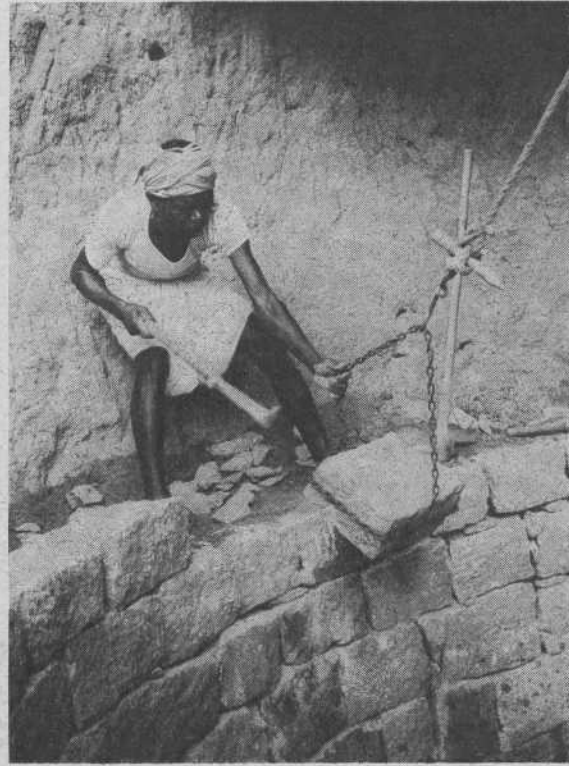
Nach über 16jähriger Tätigkeit scheidet sich nun aus der Arbeit in der Gossner Mission aus. Dieser Entschluß ist mir wahrhaftig nicht leicht gefallen. Denn es zeigte sich, wie sehr ich mit der gesamten Arbeit verbunden bin. Bei meinen Überlegungen standen die Bilder aus der Aufbauzeit vor mir. Mit so vielen Menschen und Ländern entstanden Verbindungen. Wenn ich an die Arbeit im Jugendwohnheim denke: Wieviel Not und Freude habe ich mit unseren Heimbewohnern geteilt. Und dann wuchs ich mehr und mehr in die Arbeit für die Gossner-Kirche in Indien hinein. Ich denke an meine dreimalige kurzfristige Mitarbeit in Indien. Wieviele indische Mitarbeiter besonders in Ranchi und Khuntitoli sind mir ans Herz gewachsen. Aber auch die vielen Gemeinden über ganz Westdeutschland hinweg, wo ich zum Vortrags- und Predigtendienst gewesen bin, tauchten vor meinen Augen auf. All das hat Bindungen herbeigeführt, die nicht leicht zu lösen waren. Noch bis vor kurzem habe ich immer gesagt, daß ich bei „Gossners“ alt werde. Aber vielleicht mußte ich gerade deswegen lernen, daß nicht unser eigener Wille ausschlaggebend sein kann. Es sollte eigentlich im Zuge der Integration von Mission und Ökumene selbstverständlich werden, daß nicht nur Mitarbeiter der Kirche zu Missionsgesellschaften kommen, sondern die Missionsgesellschaften auch Mitarbeiter der Kirche zur Erfüllung ihrer mis-

sionarischen Verantwortung abgibt. Das ist nun mit mir geschehen. Ich werde zum 1. September 1968 in die Evangelische Kirche von Hessen und Nassau als Geschäftsführer der Kammer und des Amtes für Mission und Ökumene gehen. Sie wissen aus meinen Vorträgen, wie sehr mir am Herzen liegt, daß wir als Gemeinde lernen, in dem Bewußtsein als ein Glied der Weltfamilie Gottes zu leben. Hier wird nun ein wesentlicher Schwerpunkt meiner Arbeit im Bereich einer Kirche liegen. Ich freue mich auf diese neue Aufgabe, und sie wird mich nun auch in einen engeren Kontakt mit anderen Missionsgesellschaften führen. Auch das wird mir die Möglichkeit geben, mehr dazuzulernen.

So möchte ich mich heute von Ihnen allen verabschieden mit dem Dank für alle Gemeinschaft, die Sie mir geschenkt haben. Ich möchte danken für viele Einzelbegegnungen. Ich werde nicht vergessen, wie eine Frau im Altersheim in Logabirum/Ostfriesland nach einem Vortrag mir sagte: „Leute, die so viel unterwegs sind wie Sie und kaum zur Ruhe kommen, brauchen Menschen, die sie betend begleiten. Das will ich für Sie täglich tun.“ Für all das habe ich zu danken. Aber lassen Sie uns diesen Dank gemeinsam Gott weitergeben für das, was wir in den Jahren der Gemeinsamkeit für IHN tun konnten.

Ihr Fritz Weissinger

DIE BILDSEITE



E DER GOSSNER-MISSION

Kirchenfarm Khuntitoli
hilft indischen Bauern





Jahresbericht der Druckerei der Gossner-Kirche 1967

Herr Luther, Leiter der Kirchlichen Druckerei in Ranchi, ist der Verfasser dieses Berichts. Er hat im August 1968 eine neue Tätigkeit in der Indischen Bibelgesellschaft übernommen, ein neuer Leiter in der Druckerei ist noch nicht ernannt worden.

1967 ist alles in allem ein gutes Jahr gewesen. Wir können auf unsere Arbeit stolz sein, und wir danken unserem Herrn aufrichtig für Seine Führung und Bewahrung.

Druckerei und Verlagsbuchhandlung:

Wie bereits im Vorjahr berichtet, war die Zeit reif für eine Trennung der Verlagsbuchhandlung von der Druckerei, die Trennung wurde erfolgreich durchgeführt, und seit Januar 1967 laufen beide Abteilungen selbständig. Die Verlagsbuchhandlung hat ein separates Geschäftsführungskomitee mit völlig getrennter Buchhaltung und Belegschaft. Die Druckerei half der Verlagsbuchhandlung stets wie ein älterer Bruder und soll immer mit ihr zusammenarbeiten, wenn Zusammenarbeit und Hilfe gebraucht werden.

Das Personal der Druckerei

Die Harmonie und Brüderlichkeit in der Belegschaft der Druckerei war während des ganzen Jahres wirklich bemerkenswert. Die Differenzen, die in einer großen Familie wie der unsrigen immer vorkommen, wurden stets freundschaftlich durch direkte Verhandlungen beigelegt, und der christliche Geist des „Gebens und Nehmens“ wurde in der Belegschaft deutlich sichtbar, so daß ich glücklich und zufrieden bin, daß ich sie zu dem richtigen Ziel führe.

Soziale Maßnahmen

Ich habe mir immer gewünscht, diese wichtige menschliche Aufgabe wachsam im Auge zu behalten. Wir haben einmal täglich Tee für alle ausgegeben, aber wegen plötzlicher Zuckerknappheit mußten wir darauf verzichten.

Die kooperative Kreditgesellschaft, die wir im vorigen Jahr begannen, wird fortgesetzt, und die Arbeiter genießen ihre Vorteile.

Wir hatten geplant, einen kooperativen Konsumverein einzurichten, aber als der Lebensmittelladen mit Selbstbedienung eröffnet wurde, riet ich den Arbeitern, seine Aktien zu kaufen und wegen höherem Nutzen auch andere dazu aufzufordern.

Wir haben mit dem Personal in diesem Jahr einen Klub gegründet. Jetzt haben wir eine gut ausgerüstete Fußballmannschaft, die schon eine Reihe von Siegen errungen hat. Bald sollen wir auch eine Hockey-Gruppe haben. Wir sammeln mit frohem Mut un-

ter uns Geld, um ein Erholungszentrum mit einigen Spielen und nützlichem Lesestoff einzurichten.

Wir sind Mitglied der staatlichen Organisation zur Erhaltung der Gesundheit geworden, wonach Arbeiter freie Behandlung durch einen Wagen mit Medikamenten erhalten, der vom Staat bereitgestellt wird. Es ist eine obligatorische Organisation, für die die Druckerei und die Arbeiter regelmäßig eine kleine Summe beitragen. Wir möchten hier noch erwähnen, daß Dr. Mathew vom St. Barnabas Hospital unserer Belegschaft sehr wesentlich geholfen hat, indem er sich um ihre Gesundheit gekümmert hat. Er verdient unseren herzlichen Dank.

Wie gewöhnlich kauften wir eine Ladung Reis im Herbst und verkauften sie in schlechten Zeiten zum Selbstkostenpreis an die Belegschaft.

Wir haben einen kleinen Gemüsegarten und planen, das Gemüse zum Gestehungspreis an die Belegschaft zu verkaufen. Wir werden dieses Experiment in größerem Umfang wiederholen, wenn es erfolgreich ist.

Religiöses Leben

Die Arbeiter werden immer dazu ermutigt, in aktiver, konstruktiver Weise am örtlichen Kirchenleben teilzunehmen. Wir beginnen unsere Arbeit täglich mit einer Morgenandacht. Wir nehmen stets teil an kirchlichen Feiern und versuchen, anderen ein gutes Beispiel christlicher Lebensführung zu geben. Ich denke, einen Plan zu entwickeln, wobei der Beitrag für die Kirche von der Belegschaft der Druckerei erhöht und regelmäßig bezahlt wird. Wir brauchen ständig die Gebete unserer Freunde, um in unseren Aufgaben unterstützt zu werden.

Produktion

Die Produktion der Druckerei hat sich ständig erhöht. Bis August habe ich die Situation genau studiert. Wir haben viele Überstunden bezahlt, um die Fristen einzuhalten. Wir konnten dieses Problem nur lösen, wenn wir versuchten, probeweise eine zweite Schicht einzuführen. Wir baten Herrn Goderz, einen Spezialisten vom Deutschen Entwicklungsdienst, die Situation zu studieren. Er empfahl auch, eine zweite Schicht einzurichten, also begannen wir im September damit.

Die finanzielle Lage

Die Finanzen sind das Blut jeder geschäftlichen Organisation. Obwohl das Land durch eine ernsthafte

Wirtschaftskrise hindurchgeht, war das Jahr 1967 ein vergleichsweise leichtes Jahr für die Druckerei. Wir haben im Durchschnitt 12.000,— Rs. im Monat eingenommen. Es gab in diesem Jahr auch weniger säumige Zahler. Wir haben ständig die Eingänge auf unsere Rechnungen überwacht, und unsere Kunden haben regelmäßig bezahlt, natürlich mit einigen Ausnahmen. Wir beobachten diese Kunden und werden einen gesetzlichen Weg finden, unsere Rechnungen zu kassieren. Bis November 1967 konnten wir 140.000,— Rs. aus der Druckerei-Produktion einnehmen. Das klare Bild der Einnahmen und Ausgaben wird erst im Januar nach der Rechnungsprüfung zur Verfügung stehen.

Es sind einige Ausgaben für Prozesse gemacht worden. Der alte Fall zweier entlassener Arbeiter wurde wieder aufgenommen, aber es war in den letzten fünf Monaten jetzt kein neuer Fall. Wir mußten 1.000,— Rs. an die Regierung als Arbeitgeberanteil zur Versicherung für das Jahr 1962 bezahlen. Dies war eine unerwartete Ausgabe.

Eine andere unerwartete Ausgabe betraf das betriebseigene Auto wegen eines Unfalls. Es war nicht unsere Schuld. Das Auto war geparkt, als ein staatlicher Autobus kam, gegen die Rückseite des Autos knallte und sie beschädigte. Wir mußten ungefähr 1.000,— Rs. für Reparaturen bezahlen. Unsere Forderung haben wir der Versicherungsgesellschaft eingereicht, und ein Teil des Betrages wird zurückerstattet werden.

Neue Bauten

Sie mußten alle die neuen Bauten auf dem Druckereigelände gesehen haben! Eine Klischeeanstalt, ein Buchladen und ein neues Druckereibüro sind das Resultat großzügiger Milfe von der Gossner-Mission Berlin. Bald wird das Druckereigelände ganz neu aussehen. Für diese finanzielle Hilfe geben wir unserer tiefen Dankbarkeit gegenüber der Gossner-Mission schriftlich Ausdruck. Wir konnten die alten Latrinen am östlichen Ende in eine nette Wohnung umbauen und einen Raum an die bestehende Pressewohnung am abgelegenen südlichen Ende anbauen. Dies ermöglichte die aktive Mitarbeit von Herrn Schwerk, dem Direktor des TTC in Fudi. Die Ausgaben dafür werden von der Miete für die Druckerei abgezogen werden, weil diese Anbauten dem Ranchi

Committee of Properties gehören, und die Miete wird ihnen regelmäßig zugehen.

Lehrlinge

Das Ausbildungsprogramm geht gut. Wir haben 12 Lehrlinge im ersten und zweiten Jahr. Wieder möchten wir der Gossner-Mission in Berlin unseren herzlichen Dank für ihre ständige finanzielle Hilfe, die diese Lehrlinge mit Stipendien versorgt, aussprechen.

Das Studentenwohnheim geht gut. Die Jungen leben dort in christlicher Brüderschaft und beginnen und beschließen ihren Tag mit Bibellese, Gebet und Lied. Für ihre Ernährung sorgen sie selbst. Sie haben dafür einen Koch engagiert. Sie bauen ihr eigenes Gemüse an und tragen so zu ihrem Unterhalt bei.

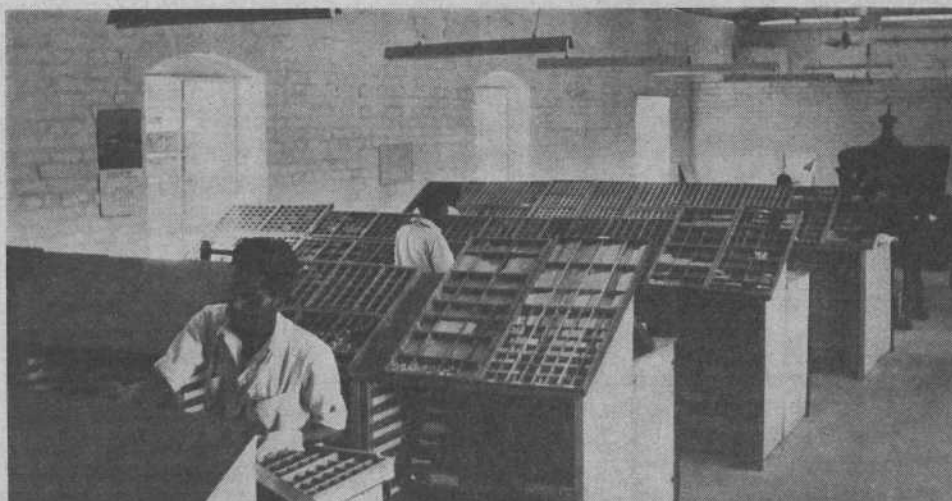
Schlußfolgerung

Wir werden manchmal gefragt, welchen Vorteil die Kirche von der Druckerei hat. Das ist wirklich eine sehr verständliche Frage. Die Druckerei läuft seit 1872. Ich weiß nicht, welchen Nutzen die Kirche seit dieser Zeit hatte, aber ich kann aus dem Gedächtnis die folgenden Vorteile nennen:

- 1) Ungefähr fünfzig zur Kirche gehörende Familien haben durch die Beschäftigung der Männer in der Druckerei ein regelmäßiges Einkommen.
- 2) Junge Leute, die zu unserer Kirche gehören, erhalten eine regelrechte Ausbildung im Druckgewerbe, damit sie nützliche Staatsbürger und nützliche Mitglieder der Kirche werden.
- 3) Die Literatur der Kirche wird regelmäßig gedruckt, und zwar in erstklassiger Qualität.
- 4) Die Beliebtheit und seriöse Geschäftsgebarung der Druckerei sind ein lebendiges Zeugnis für den Meister unter unseren nicht-christlichen Brüdern.
- 5) Das Property Board der Kirche erhält eine reguläre Miete für die Druckerei und die Wohnräume, die zur Druckerei gehören.

Ich bin sicher, daß die Mitglieder unserer Kirche unsere verschiedenartigen Bemühungen, der Kirche nützlich zu sein, schätzen werden. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir uns noch im Aufbau befinden. Wir brauchen für unseren Fortschritt selbst eine Menge Kapital. Die Früchte dieser Bemühungen werden in der Zukunft reifen. Wer weiß, vielleicht wird diese Druckerei eine der stärksten finanziellen Säulen der

(Fortsetzung S. 12 unten)



Blick in die Setzerei

„Die heilige Kuh ist Sündenbock“

Niemand kann abstreiten, daß die Verehrung der Kuh heute einer von vielen entwicklungshemmenden Faktoren Indiens ist. Ihn jedoch zu den wichtigsten zu zählen, ist falsch. Seit mindestens dreitausend Jahren wird die Kuh in Indien als Mustersymbol und Lebensspenderin, der Stier als Zeichen der Fruchtbarkeit verehrt. Das Tötungsverbot ist, wie aus alten Schriften hervorgeht, jedoch jüngeren Datums. Über das Warum gibt es verschiedene Vermutungen. Einleuchtend erscheint, daß die Inder, deren ganzer Reichtum einst in der Rinderzucht begründet lag, das Tötungsverbot einführen und religiös manifestierten, als Seuchen ihren Rinderbestand bedrohlich dezimierten. Wie auch immer entstanden, das Verbot führte aus der Sicht ökonomischer Viehhaltung in eine Sackgasse. Das inzwischen auf über 500 Millionen Menschen angewachsene Volk der Inder ist heute Besitzer von ca. 250 Millionen meist stark degenerierten Rindern. Von den lebensspendenden Eigenschaften ihrer in den Schriften gerühmten Vorfahren haben die Kühe eine sehr wichtige verloren — nämlich Erzeuger von Milch und Butter zu sein. Durchschnittlich geben die Tiere nur noch knapp einen viertel Liter Milch am Tag. Dies ist um so fataler, als Eiweiß- und Fettmangel eine der Hauptursachen für Millionen gesundheitsgeschädigter Kinder sind.

Das Problem des Eiweißmangels ist jedoch, auch wenn der Hindu sich heute entschließen würde, Rindfleisch zu essen, kurzfristig nicht zu lösen. Im Gegenteil, die bei uns propagierte These, mindestens die Hälfte des Rindviehs schleunigst durch den Fleischwolf zu drehen, würde das Land vom Regen in die Traufe bringen, und die verbesserte Proteinversorgung wäre nur von kurzer Dauer.

Indiens Landwirtschaft und Transportwesen sind bis zum heutigen Tag von der Lebensspenderin Kuh absolut abhängig. Ein riesiges Heer von Zugochsen bewegt während der Anbauzeit die seit Jahrtausenden verwendeten Holzpflüge und sorgt für die Bestellung des Bodens der rund 500 000 Dörfer. Ohne seine Zugtiere müßte der Bauer auf die noch ältere Hackbaumethode zurückgreifen. Traktoren haben Seltenheitswert. Ähnlich sieht es im Transportwesen aus. Eisenbahnlinien und befestigte Straßen erreichen nur eine sehr kleine Zahl von Dörfern. Das Haupttransportmittel für die Landbevölkerung ist der Ochsenkarren. Mit seiner Hilfe werden alljährlich mehrere Millionen Tonnen Fracht innerhalb des Landes befördert. Umladeplätze ermöglichen den Warentransport mit dem Ochsenkarren über Strecken von oft mehr als 150 km. Lange Ochsenkarren-Karawanen beherrschen das Bild auf Indiens Landstraßen. Ochsen bestimmen das Tempo in Indiens Dörfern.

Gossner-Kirche in Indien werden, die ihre vielseitigen wohltätigen Dienste für die Menschen weiterführt. Ich bin jedenfalls sicher, daß die Leitung der Kirche es zu schätzen weiß, daß wir von 1968 ab in unserem Budget vorgesehen haben, mindestens 1.000,— Rs. jährlich für die Kirche von der Druckerei zu geben. Dies mag ein bescheidener Anfang sein, aber die Gefühle, die harte Arbeit und die Mühe der Druckereiarbeiter, die hinter dieser Summe stehen,

Was der Bauer nicht weiß, ist, daß sein Vieh nach Aussagen des Landwirtschaftsministeriums einen volkswirtschaftlichen Verlust von jährlich ca. 600 Millionen Dollar verursacht. Aber selbst wenn er es wüßte, könnte er nicht helfen. Er muß seinen kleinen Besitz zusammenhalten. Zwar bringt ihm die Kuh kaum Milch, aber einen neuen Ochsen kann sie immer noch bringen, und ein Zugochse ist bares Geld. Noch aus einem anderen Grunde ist eine rasche Lösung des Rinderproblems zur Zeit nicht möglich. Indien ist durch mehrere Jahrhunderte ständigen Raubbaus ein waldarmes Land geworden. Erst in jüngster Zeit hat man begonnen, der zunehmenden Bodenerosion durch umfangreiche Aufforstungsprogramme Einhalt zu gebieten. Brennholz ist also knapp. Zwar wird neuerdings preiswerte Kohle im Obertagebau gewonnen, aber der Bauer kann oft kaum sein Saatgut bezahlen, geschweige denn sich Luxusgüter wie Kohle leisten. So werden heute in Indien als Brennmaterial mehr Kuhfladen zum Kochen und Heizen verwendet als das gesamte Ruhrgebiet in seinen besten Zeiten an Kohle förderte. Wer also die Kühe in die dem indischen Volk von Japan bereits mehrfach angebotenen Cornedbeef-Fabriken schicken will, muß u. a. auch für neuen Brennstoff sorgen. Selbst eine Diktatur wäre aus den genannten Gründen nicht in der Lage, das Problem Kuh einfach vom Tisch zu fegen, ohne dem Land schweren Schaden zuzufügen.

In verschiedenen indischen Bundesländern ist das Schlachten von Rindern gestattet. Man toleriert die Sitten Andersgläubiger. Für einen Hindu ist der Gedanke, ein Rind zu schlachten, jedoch noch abwegiger als bei uns der Wunsch nach einem saftigen Hundebraten. Uraltes religiöses Glaubensgut läßt sich nicht von heute auf morgen über Bord werfen. Das wissen auch die Spitzen verschiedener indischer Parteien, die mit dem Versprechen, ein absolutes Schlachtverbot einzuführen, immer noch die Stimmen vieler orthodoxer Hindus einfangen können. Selbst kommunistische Gruppen haben im vergangenen Jahr die Kuh vor ihren Wahlkarren gespannt. Ein gangbarer Weg zur Lösung des Kuh-Problems, bei dem auch die religiösen Tabus nicht gewaltsam zerstört zu werden brauchen, ist die gezielte Verbesserung der Bestände durch Einkreuzung hochwertiger Rassen. Dieser Weg wird von der indischen Regierung beschritten. Kreuzungsversuche mit europäischen Tieren führten in den vergangenen Jahren zu ausgezeichneten Ergebnissen in der Milchleistung. Um diese ersten Erfolge bis ins letzte Dorf zu übertragen und eine langsame Dezimierung durch Sterilisieren und Aussterbenlassen wertloser Tiere herbeizuführen, bedarf es allerdings noch langjähriger An-

sind nicht gering. Die Kirche ist unsere Mutter, und die Druckerei hofft sehr, daß in schwierigen Zeiten die Kirche sich aufrichtig bemühen wird, die Druckerei zu unterstützen und sie moralisch und finanziell in Gang zu halten. Diese Mitteilung sollten unsere Kirchenführer gut im Gedächtnis behalten, denn in kritischen Zeiten kann die Echtheit der Gefühle beurteilt werden, und es ist nur natürlich für die Presse, in solchen Zeiten zu ihrer Mutter aufzusehen.

Die Reformation geht weiter

Die Kirche vor 450 Jahren hatte das Evangelium verloren; die Kirche heute hat die Welt verloren. In der Reformation hat die Kirche die Mitte des Evangeliums neu empfangen; heute muß die Kirche die Empfänger des Evangeliums neu ermitteln. Damals ging es um die Gewinnung des Inhaltes, heute um die Gewinnung des Adressaten des Evangeliums.

Damit ist die Grundrichtung angegeben, in der die Reformation wird weitergehen müssen. Das soll in der Entfaltung von drei thesenartigen Sätzen noch weiter ausgeführt werden.

Die Reformation will weitergehen, weil das Evangelium weiter gehen will, als nur bis zu den Grenzen der Kirche. Das Evangelium wird aber nur dann weiter, wenn wir es neu hören mit den Fragen des Zeitgenossen.

Die Kirche ist durch das Evangelium und um des Evangeliums willen da. Es kann darum für sie nichts Schlimmeres geben, als wenn sie das Evangelium verliert oder verdirbt. Das war in der Kirche vor 450 Jahren geschehen. In der Reformation kam das Evangelium wieder neu zur Herrschaft in der Kirche. Daß es seitdem bei uns rein gepredigt wird, scheint außer Frage zu stehen. Aber auch wenn es hier wirklich nichts zu fragen gäbe, beginnen wir zu lernen, daß die Kirche das Evangelium auch anders verlieren kann: nämlich so, daß sie zwar dessen Inhalt scheinbar unversehrt behält, aber die Adressaten des Evangeliums verliert, die, zu denen es gehen will. Und das sind ja nicht nur wir, die kirchliche Stammkundschaft, sondern unsere Zeitgenossen. Unsere Situation ist doch die, daß das Evangelium zwar dogmatisch richtig gepredigt wird, aber daß die Zeitgenossen, für die es bestimmt ist, nicht mehr verstehen, inwiefern das etwas mit den Fragen ihres Lebens in der Welt zu tun haben soll.

Wir kennen die Rede, daß die Frage Martin Luthers „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?“ nicht mehr unsere Frage sei. Aber was heißt das? Sollen wir warten, bis Menschen wieder einmal die Frage nach dem gnädigen Gott stellen? Das Evangelium ist doch nicht etwa nur etwas für Leute, die diese Frage haben. Wäre es so, dann müßten wir versuchen, diese Frage bei unseren Zeitgenossen wieder lebendig zu machen. Aber das geht nicht. Wir Menschen können uns unsere wesentlichen Fragen nicht nach Belieben aussuchen. Luthers Frage war eine elementare Frage, die er mit seinen Zeitgenossen gemeinsam hatte. Auf diese Frage bekam Luther die überraschende Antwort des Evangeliums, daß es eine fal-

sche Frage sei; denn sie lautet ja: „Was muß ich tun, damit Gott mir gnädig wird?“ Die Antwort des Evangeliums auf diese falsche Frage hieß: „Du brauchst dazu überhaupt nichts zu tun. Gott hat längst alles für dich getan. Er ist dir gnädig in Jesus Christus!“ Wir können und sollen Luthers Frage nicht wiederholen, denn es ist eine durch das Evangelium erledigte Frage. Wir brauchen also unseren Zeitgenossen nicht Fragen einzusuggerieren, die sie haben müßten, damit wir ihnen darauf die Antwort des Evangeliums geben könnten.

Daß unsere Zeitgenossen es so wenig erwarten, von uns etwas Belangreiches zu hören, hängt doch wohl damit zusammen, daß wir ihnen vorfabrizierte Antworten geben auf Fragen, die sie gar nicht gestellt haben. Einer hat es einmal drastisch so ausgedrückt: „In der Kirche wird man dauernd da gekratzt, wo es einen gar nicht juckt.“ Die Reformation wird nur weitergehen, wenn wir es lernen, mit dem Adressaten des Evangeliums, dem Zeitgenossen so von der frohen Nachricht zu reden, daß er merkt: Das hat mit meinem Leben und seinen Fragen zu tun. Es lohnt sich, darauf zu hören. Wir werden die Sprache des Evangeliums für unsere Zeitgenossen überhaupt nur zu finden vermögen, wenn wir die Bibel nicht mehr nur allein, sondern zusammen mit den anderen in der Gemeinde lesen und bedenken, und zwar gerade auch mit den „anderen“ anderen, die die Kirchensprache nicht beherrschen. Sie machen mit, wenn sie merken, daß sie mit ihren Fragen kommen können, und daß wir selber Leute sind, die mit dem Evangelium genau so wenig fertig sind wie sie. Für den Zeitgenossen ist nicht eine Kirche überzeugend, die auf alles eine Antwort parat hat, sondern eine Kirche, in der man ein Christ sein kann, ohne aufhören zu müssen, ein kritisch fragender, redlich denkender Zeitgenosse zu sein. Der Zeitgenosse findet keinen Zugang zu einer Kirche, in der er nur angepredigt, nicht aber auch angehört wird. Wenn die Reformation weitergehen soll, dann ganz sicher so, daß nicht mehr der Predigtmonolog des Pfarrers die vorherrschende Weise ist, in der das Evangelium in der Kirche laut wird, sondern das offene Gespräch, in dem man einander Anteil gibt und miteinander Anteil gewinnt am Evangelium. Soll das Evangelium wieder seinen Adressaten erreichen, so wird das wohl nur gelingen, wenn der Predigtmonolog des Pfarrers zugunsten wirklich dialogischer Kommunikationsformen des Evangeliums eingeschränkt wird.

(Aus einem Vortrag von Dr. Krusche, Magdeburg)

strengungen. Diese müssen mit der Anhebung des Bildungsniveaus unter der Landbevölkerung und anderen Entwicklungsprogrammen parallel laufen.

Die heiligen Kühe sind in Europa zum Sündenbock für die verzweifelte Lage Indiens und aller Entwicklungsländer gestempelt worden. Wieder und wieder nennt man sie, um damit auszudrücken: Die Hungerleider sind selbst schuld an ihrem Elend.

Es geht aber nicht darum, den farbigen Völkern zu beweisen, daß sie selbst schuld sind. Ginge es darum, Schuldige für den Hunger in der Welt zu finden, so würden die Weißen schlecht abschneiden. — Die Welternährungslage verschlechtert sich zusehends.

Wichtigere Fragen als das 600-Milliarden-Dollar-Objekt Kuh beschäftigen zur Zeit die Entwicklungsexperten. Milliarden von Dollars werden benötigt, um die Getreideversorgung der Entwicklungsländer anzukurbeln, Bildungsprobleme zu lösen und realisierbare Wege zur Eindämmung der Bevölkerungslawine zu finden. Ohne wesentlich verstärkte Hilfen aller Industrienationen muß der Kampf gegen den Hunger in eine weltweite Katastrophe münden. Indira Gandhi betonte auf der Welthandelskonferenz in Delhi, die Frage laute nicht mehr, ob die Industrienationen bereit seien, zu helfen. Sie laute, ob sie es sich leisten könnten, nicht zu helfen. Rainer Kruse / Stuttgart

Die Gossner-Mission in Kenya

Pfarrer Joachim Riess, seine Frau Giesela und drei Kinder reisen am 20. September für fünf Jahre nach Kenya aus. Im Auftrag der Gossner-Mission wird Pfarrer Riess Mitarbeiter des Nationalen Christenrates von Kenya (NCCK). Er übernimmt die Aufgabe eines Industrie-Beraters im NCCK und wird ein ökumenisches Zentrum für Gemeinwesenarbeit in der jungen Industriestadt Nakuru aufbauen und leiten. Bevor er mit der Entwicklung dieses Projektes beginnt, leitet er einen Pastorenkurs für Urban and Industrial Mission mit Teilnehmern aus Ost-Afrika in Nairobi.

Ein neuer Abschnitt in der Gossner-Arbeit beginnt mit dieser Ausreise nach Afrika. Um die Entwicklung bis zu diesem Schritt nachzuzeichnen, könnte man das Bild von einem Eisberg gebrauchen, dessen größerer Teil unsichtbar unter dem Wasserspiegel liegt, während nur eine kleine Spitze von allen gesehen wird.

Für viele unserer Missionsfreunde war es in den letzten Jahren tatsächlich schwer, ein ganzes Bild von der Gossner-Arbeit zu gewinnen. Was in Mainz-Kastel in Gesellschaft und Industrie seit 1949 versucht wurde, schien wohl manchem gar nichts mit den Aufgaben einer Gesellschaft für Äußere Mission zu tun zu haben. So entwickelte sich von vielen unbemerkt dieser neue Arbeitsbereich. Sein Name „Urban and Industrial Mission“ ließ zwar eine Verbindung ahnen, aber die lebendige Anschauung dafür fehlte.

Für den näheren Betrachter wurde hingegen dieser Ansatz missionarischer Arbeit immer sichtbarer. Viele Menschen aus Übersee nahmen Verbindungen mit der Gossner-Mission in Mainz-Kastel auf. 1967 wurde dann Pfr. Symanowski gebeten, als Fachmann für „Kirche und Industrie“ auf der Weltkonferenz für christliche Erziehung in Nairobi mitzuarbeiten. Als er zurückkehrte, brachte er die Bitte afrikanischer Kirchenführer um eine Zusammenarbeit mit.

Die jungen Staaten Afrikas industrialisieren. Sie bauen Städte, die in absehbarer Zeit die Millionen-grenze überschreiten. Sie entwickeln eine selbständige Politik, brauchen zur gleichen Zeit jetzt aber auch eine Sozialpolitik für die komplizierten Aufgaben, die sich aus der Gleichzeitigkeit von primitivem Leben im Busch und einer hochgradigen Technisierung ergeben.

Wenige Afrikaner konnten sich auf diese Veränderungen vorbereiten, auch die Kirchen nicht. So fehlen heute Gruppen fähiger und engagierter Menschen, die mitgestalten, Maßstäbe finden und Modelle ent-

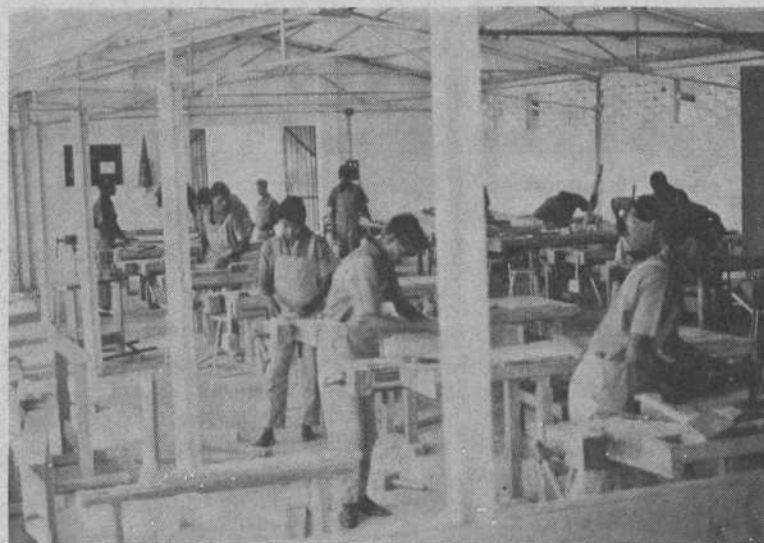
wickeln. Eine kleine Gruppe von Christen erkannte allerdings schon vor einigen Jahren diese Aufgabe und begann daran zu arbeiten. Freunde aus Amerika und England halfen, und jetzt soll auch die Gossner-Mission ihre Erfahrungen von Urban and Industrial Mission beitragen.

Die Frage ist schwer zu beantworten, wie man die in Deutschland gewonnenen Einsichten richtig für Afrika vermittelt. Die Gefahr, wohlmeinend Falsches zu übertragen und die jungen Kirchen zu bevormunden, ist groß.

Pfr. Riess hält sich darum zurück, wenn er gebeten wird, doch schon vor seiner Ausreise Pläne zu entwickeln, wie er arbeiten wird. Er hat eine Ausbildung im Seminar für kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft in Mainz-Kastel mitgemacht und hofft, sie werde ihm helfen. Er sammelte in der Industriegemeinde Baunatal über Jahre hinweg Erfahrungen, die ihm Anhaltspunkte geben. Er wurde von den Christen in Kenya mit einer festen Zielsetzung angefordert, welche die Fülle der möglichen Aufgaben eingrenzt auf konkrete Sachgebiete. Nun geht er als ein „fraternal worker“, ein brüderlicher Mitarbeiter heraus, um mit einem afrikanischen Mitarbeiterkreis zusammen Schritte auf dieses Ziel hin zu entwickeln. Mit seiner partnerschaftlichen Einstellung erinnert Pfr. Riess an die Gossner-Mitarbeiter in Indien, die eine ähnliche Tradition aufbauen. Diese Einheit des Geistes, wie mit den jungen Kirchen zusammengearbeitet wird, von jetzt ab in Indien und in Afrika, macht die Freude an diesem neuen Abschnitt groß.

Christa Springe

Die technische Ausbildungsstätte in Fudi (Gossner-Kirche Indien) bereitet junge Menschen für neue Berufe vor. Die Verantwortung liegt in Händen von Herrn Dammer (Augsburg). Blick in die Werkstatt der Tischlerlehrlinge.



Dr. Berg schreibt aus Zambia

Lusaka in Zambia, 1. September 1968

Liebe Freunde der Gossner-Mission!

Im Auftrag des Kuratoriums bin ich zur Stunde in Zambia, im Herzen Afrikas. Wenn dieser kurze Gruß durch unser Blatt zu Ihnen kommt, werde ich schon und hoffentlich wohlbehalten zurückgekehrt sein: mein Bericht wird Mitte Oktober erstattet werden und wir werden, wills Gott, in gemeinsamer Beratung Klarheit darüber gewonnen haben, ob unser Dienst hier ab 1970 erfolgt.

Welches sind die ersten Eindrücke und Erfahrungen, nachdem auch eine Erkundungsfahrt in eine sehr entlegene Ecke des großen Landes hinter mir liegt und ich eine Reihe erfahrener, in Liebe für die Menschen Zambias arbeitender Männer und Frauen gesprochen habe?

1.) Dem Vertreter einer deutschen evangelischen Mission, der mit der Frage gekommen ist, ob ein Dienst im Namen Christi hier nötig, willkommen und erwünscht ist, begegnet eine erstaunliche große Offenheit und Erwartung. Man fragt fast in Ungeduld: Wie, erst 1970 könnten Sie vielleicht beginnen? Warum nicht schon im nächsten Jahr bestimmt? Daß wir bereits ca. 120 Jahre in Indien tätig waren, verstärkt das Vertrauen, daß wir an eine Aufgabe im Namen Jesu Christi hier mit Ernst und Erfahrung herangehen würden. So wirkt auch für solche Entscheidungen der Segen der Väter nach. Die Gespräche mit dem Sekretär des Christenrats von Zambia, einem Pfarrer der vereinigten Kirche, oder dem katholischen Erzbischof aus Polen (der im Konzentrationslager Dachau böse Jahre verbrachte) sie lassen klar erkennen, daß die Mitchristen eine Arbeit der Gossner-Mission nicht als unerwünschte Einmischung und unsere Sendboten nicht als Eindringlinge ansehen würden, sondern als willkommene Verbündete in den gemeinsamen Aufgaben, die von einer großen Dringlichkeit und Fülle gekennzeichnet sind. Gerade weil ich meinen Auftrag deutlich mache, zu klären, ob wir hier zu arbeiten beginnen; nicht zu versprechen, daß wir kommen werden — das läßt die Gesprächspartner bisweilen drängend werden. Auch der deutsche Botschafter ist erfreut bei dem Gedanken, daß eine evangelische Mission seines Landes hier erstmalig zu wirken beginnt; und Vertreter der Regierung Zambias — gerade sie! — gewähren einen fast beschämenden Vorschub an Vertrauen. Die Zurückhaltung, wie sie die Visa-Politik der indischen Regierung kennzeichnet, begegnet einem hier nicht. Man ist sogar bereit, uns einen klaren Vertrag anzubieten. Das ist heute nicht mehr selbstverständlich in der 'dritten Welt'.

2.) Die Nöte hier liegen freilich mit Vorrang auf dem ländlichen Gebiet. Was wir im Osten des Landes dieser Tage in den Dörfern sahen und — u. a. auf einer Missionsstation — gesagt bekamen, greift ans Herz: Schulnöte und Vielweiberei, Analphabetismus und Landflucht der jungen Men-

schen, Wassermangel und unzureichende Krankenfürsorge, falsche und mangelhafte Ernährung und Verharren im alten Wesen. Obwohl das Evangelium und die Kraft seiner Erneuerung zu den Menschen gedrungen sein könnte — all dies gebündelt dringt auf den Besucher ein als Frage: könnten hier nicht Menschen tätig werden, die um die Macht und Hilfe des Vaters Jesu Christi wissen, der den Menschen nach Seele, Leib und Geist als sein Kind zu sich ziehen will? Müßte sich nicht eine Mission heute zum Dienst am ganzen Menschen gerufen wissen und deshalb auf eine bestimmte Region beschränken, um ein Beispiel solchen umfassenden Dienstes zu setzen? Es wird gewiß das Kuratorium Mitte Oktober sehr die Frage beschäftigen, ob nicht gerade dies eine gute Doppelaufgabe ist: in Kenya an den Menschen in der rapiden Verstädterung zu arbeiten, und sich zugleich in Zambia in ein ländliches Gebiet zur Bewältigung der dortigen Nöte rufen zu lassen. Die Einladung nach hier geht jedenfalls eindeutig in der letzteren Richtung. Sollte ich Ende nächster Woche, wie es beabsichtigt ist, Präsident Dr. Kaunda — einen der Sprecher von Uppsala — sehen können, so ist zu erwarten, daß er mir nochmals die Sorgen seines Landes an diesem Punkt ans Herz legen wird.

3.) Die Liste der Mitgliedskirchen des Christenrats (Christian Council) von Zambia weist 15 auf; dazu kommen 5 ihm angeschlossene Organisationen sowie die große römisch-katholische Kirche und eine kleine extreme Gruppe der lutherischen Missouri-Synode. Unausgesprochen oder direkt geäußert begegnet mir immer wieder die Frage: Würde die Gossner-Mission, wenn sie nach Zambia käme, noch eine neue Kirche gründen wollen; oder wäre sie bereit, in ökumenischer Offenheit und Zusammenarbeit in und mit den schon bestehenden Kirchen zu wirken?

So gewiß ich mit meiner persönlichen Überzeugung nicht zurückhalte, stelle ich klar, daß ich auch diese Frage in das nicht leichte Gepäckstück für das Kuratorium nach Hause mitnehme. Da wir seit bald 10 Jahren immer wieder von der 'gemeinsamen Aktion in der Mission' landauf und landab reden und hören, dürfte auch diese Frage in Gehorsam gegen Gottes Führung und Willen heute zu beantworten möglich sein.

— — —

Kurz bevor ich nach hier aufbrach, nahm ich nochmals jenen Jahrgang der 'Biene' 1913/14 zur Hand, wo das Kuratorium sich entschloß, eine **Arbeit in Afrika** zu beginnen. Jene alten Blätter bewegen das Herz eines Gossner-Mannes heute sehr. Der Ausbruch des Weltkrieges setzte damals allen Plänen ein jähes Ende. Wie wird es heute gehen? Der Herr der Mission möge die Gossner-Mission gnädig und klar durch seinen Heiligen Geist führen und leiten!

Mit dieser Bitte grüßt Sie alle, liebe Freunde, herzlich, Ihr Ihnen verbundener Christian Berg

BAZAR

Liebe Gossnerfreunde!

Wieder freuen wir uns auf unseren **Bazar** am Sonnabend, dem 9. November 1968, und bitten — wie immer — um Ihre freundliche und **tätige Mitarbeit**.

Schön wäre es, wenn wir praktische Handarbeiten und Bastelarbeiten rechtzeitig bekommen, d. h. bis spätestens zum 1. November. Auch haltbare Lebensmittel werden gern gekauft.

Vielen Dank im voraus und herzliche Grüße
Marianne Berg Waltraud Reuter
Mechthild Seeborg

Achtung! KHUNTITOLI IM FERNSEHEN

Das deutsche Fernsehen (1. Programm) zeigt Am Sonntag, dem 30. November 1968, einen Film über das Landwirtschaftliche Ausbildungs- und Entwicklungszentrum der Gossner-Kirche in Khuntitoli. Die Uhrzeit bitten wir den Programmzeitschriften zu entnehmen.

Die Freunde der Gossner-Mission werden sich dabei über die dort geleistete Arbeit unter Leitung von Herrn Albrecht Bruns informieren können.

Unser Gästeheim

Im „Haus der Mission“ steht den Freunden und Bekannten der Gossner-Mission zu Berlin-Besuchen seit dem 1. April 1968 zur Verfügung.

Bitte, teilen Sie rechtzeitig Ihre Unterbringungswünsche mit an: Frau W. Reuter,
Haus der Mission, 1 Berlin 41, Handjerystraße 19/20

Adressen- Änderungen

Unsere Kartei haben wir nach Ortsnamen geordnet, darum bitten wir Sie, uns bei Adressen-Änderungen auch ihre alte Anschrift noch mitzuteilen.

Aus dem gleichen Grund ist es auch wichtig, daß Sie bei Überweisungen vor allem den Namen Ihres Wohnortes deutlich schreiben.

Wir bitten Sie um diese kleine Mühe, damit Sie uns die größere Mühe des Suchens ersparen.

UNSERE GABENSAMMLUNG

	Nach unserer Planung erwarteten wir	wir erhielten
	1968	mit Dank
Juni	27 000,— DM	17 805,39 DM
Juli	27 000,— DM	37 645,72 DM
August	27 000,— DM	10 189,43 DM
	<u>81 000,— DM</u>	<u>65 640,54 DM</u>

Indien-Arbeit: Gossner-Mission, 1000 Berlin 41, Handjerystr. 19-20. Postscheckkonto Berlin West 520 50
Bankkonto: Berliner Bank, Dep.-K. 4, 1 Berlin 41, Konto Nr. 7480

Industrie-Mission Westdeutschland: Gossner-Mission, Wiesbaden-Kastel, Johannes-Gossner-Straße 14
Postscheckkonto: Hannover 1083 05

Lettner-Verlag GmbH., 1 Berlin 41. Einzelpreis 0,20 DM / Druck: Buchdruckerei Walter Bartos, 1 Berlin 61
Bildnachweis: WCC (1) / Brot für die Welt (7) / Gossner-Archiv (6)

Pfarrer Horst Symanowski

25 Jahre im Dienst der
Gossner - Mission

Von D. Hans Lokies, Anderten b. Hannover



An einem Februartag des Jahres 1943 tat sich für uns beide, Bruder Horst Symanowski und mich, eine Haustür gleichzeitig auf, durch die wir zusammen eintraten. Dabei stellten wir uns gegenseitig vor, da wir uns persönlich noch nicht kannten. Diese Begegnung hat für mich symbolische Bedeutung behalten. Als wir uns später in guter Arbeitsgemeinschaft immer neuen Aufgaben zuwandten, war es so, als ob sich jedesmal für uns eine Tür öffnete, durch die wir gemeinsam hindurchschritten — gleichviel wer zuerst geklingelt hatte: er — wie bei jenem ersten „zufälligen“ Zusammentreffen vor der Tür des Haberberger Pfarrhauses in Königsberg/Ostpreußen — oder ich. Damals suchten wir beide den Vertrauensmann der Gossner-Mission für Ostpreußen, Pfarrer Ernst Müller auf, der während des Krieges bei einem Ausgang auf solch tragische Weise ums Leben gekommen ist, daß niemals festgestellt werden konnte, ob er das Opfer eines Unfalls oder eines Verbrechens geworden war. Im Gespräch zu dritt stellte es sich heraus, daß Bruder Symanowski, wegen seiner schweren Kriegsverletzung eben aus dem Heeresdienst entlassen, von einer Unterredung im Evang. Konsistorium in Königsberg herkam. Man hatte ihn dort als einem der illegalen jungen Brüder, die nicht mehr das Konsistorium, sondern den Bruderrat der Bekennenden Kirche als ihre Kirchenleitung ansahen, das Angebot gemacht, sich (mit fester Anstellung, Gehalt und Pension) legalisieren zu lassen — aber unter Bedingungen, die er kompromißlos ablehnte. So hatte er im Augenblick keinen kirchlichen Auftrag. Bruder Müller und ich, die wir gleich ihm zur Bekennenden Kirche gehörten, machten ihm darauf den Vorschlag, hauptamtlich als unser Mitarbeiter in den Heimatdienst der Gossner-Mission zu treten. Er erklärte sich dazu bereit, das Gossnersche Kuratorium in Berlin gab seine Zustimmung: Und so kam Horst Symanowski zur Gossner-Mission.

Vielleicht war es unsere gemeinsame Auffassung von Mission, die ihm diesen Schritt leicht machte: Mission nicht als Spezialistentum, sondern als totale Sendungsaufgabe der Kirche in der Welt. Oder wie wir es später oft formuliert haben: Mission Verkündigung des Evangeliums nicht nur nach draußen an die Nichtchristen, sondern auch nach drinnen an die der Kirche Entfremdeten in unserem eigenen Volk; und endlich in einer dritten Dimension nach vorne an die zukünftige Generation. Aus diesem Grunde hatte ich schon 1934 die Arbeit des „Bundes für christliche Erziehung im Haus und Schule“ mit der Gossner-Mission verbunden.

Dazu kam die notorisch gebrochene Stellung der Gossner-Mission zu sich selber als Verein oder Gesellschaft. Schon vor mehr als hundert Jahren hatte sich ihr Gründer, Johannes Gossner, ausdrücklich dazu bekannt, daß allein die ganze Kirche verantwortliche Trägerin aller Missionsarbeit sein sollte. So genügte es uns als seinen gleichgesinnten Nachfahren nicht,

daß sich die Missionsgesellschaften fast krampfhaft abmühten, die Missionsverantwortlichkeit wie einen seidenen Faden um jeden einzelnen Arbeitszweig der Kirche (Kindergottesdienst, Jugendarbeit, Frauenhilfe, Männerwerk und die Kirchenbehörde selbst) dichter und dichter zu wickeln. Statt dessen sollte — so stellten wir es uns vor — die Mission als der ursprünglich erste Trieb und stärkste Zweig am Baum der Kirche wie ein abgebrochener Ast in ihn wieder aufgefropft werden und mit ihm zusammenwachsen. Die Stunde für eine solche Strukturveränderung schien uns in der Zeit des Kirchenkampfes gekommen zu sein, als die Kirche wieder Kirche wurde. Die Vorbehaltlosigkeit und Entschiedenheit, mit der sich die Gossner-Mission an die Bekennende Kirche von Anfang an anschloß, hatten auch unter diesem Aspekt ihre Begründung.

Mit alledem sollte hier der Wurzelboden aufgedeckt werden, aus dem in der jüngsten Vergangenheit alle, auch die neuesten Arbeitszweige der Gossner-Mission in Ost und West herausgewachsen sind. Als mich darum Bruder Symanowski kürzlich bei unserem letzten Zusammensein fragte, wie ich zu seiner Arbeit in Mainz-Kastel stünde, konnte ich mich nur mit ihm solidarisch erklären und antworten: „Du weißt ja, Horst, daß wir aus einer Wurzel stammen.“ Auf dieser breiten Basis nahm denn auch Horst Symanowski mit voller Handlungsfreiheit und Eigeninitiative seine Arbeit in Ostpreußen auf. In einer unermüdlichen Reisetätigkeit setzte er sich für die Bekennende Kirche ein, hielt in den Gemeinden die Missionsliebe wach und tat auch auf dem katechetischen Gebiet, was kräftemäßig möglich war, insbesondere für die Betreuung der von Berlin nach Ostpreußen evakuierten Schulen, in denen die Lehrer die Erteilung des Religionsunterrichtes niedergelegt hatten. In solchen Zeiten kann ein einzelner Fall große Wellen schlagen. Mir ist jene junge Lehrerin unvergeßlich geblieben, die an einer dieser Schulen unterrichtete. Weder getauft, noch konfirmiert, kam sie durch eine von Bruder Symanowski beauftragte Katechetin (meines Wissens eine Vikarin) zum ersten Mal mit Gottes Wort in Berührung und ließ sich im Gemeindegottesdienst taufen — öffentlich vor der Schülerschaft, dem Kollegium und, was mehr wiegt, vor der Partei: eine Erwachsenentaufe auf dem deutschen Missionsfeld.

Aber die Zeit für eine Entfaltung seiner Arbeit war Bruder Symanowski nur kurz zugemessen. Schon brachen die deutschen Fronten im Osten, eine nach der anderen, zusammen. Bald überrollte die russische Offensive Ostpreußen, sie überrollte auch Bruder Symanowski, der mit seiner Familie zuletzt auf einer Kolchose bei Köslin festgehalten wurde, ehe er wieder zu uns stieß: in Berlin 1945. Hier hatte inzwischen die Bekennende Kirche die Kirchenleitung übernommen. Diese berief mich, obwohl ich hauptamtlich im Dienste der Gossner-Mission blieb,

zum Leiter der neu gebildeten Kirchlichen Erziehungskammer mit dem Auftrag, den katechetischen Dienst in Ost- und West-Berlin aufzubauen; eine echt missionarische Aufgabe. Denn auf Grund eines neuen Schulgesetzes erhielt die öffentliche Schule in Berlin den Charakter einer weltlichen Schule, aber mit einem Religionsunterricht, der von der Kirche auf der Basis völliger Freiwilligkeit erteilt werden sollte. Im Mai 1945 meldeten sich ca. 300 000 Kinder in Ost und Westberlin freiwillig zum kirchlichen Religionsunterricht. Es fehlte uns an Lehrkräften und an Mitteln; denn auch finanziell sollte der Religionsunterricht in den Schulen von der Kirche getragen werden! Im Grunde eine menschenunmögliche Aufgabe, der wir — wie auf dem Missionsfelde eigentlich ständig — jetzt einmal auch zu Hause gegenüberstanden. Wir mußten nun um Kollekten, Gaben und Spenden bitten und saßen, wo bisher immer noch die Mission gesessen hatte, nämlich — wie sich Bischof Dibelius einmal ausdrückte: „in der Armenecke der Kirche“. Erst nach 5 Jahren wurden die Ausgaben für den Religionsunterricht von der Kirchenleitung etatisiert. Die dringendste Aufgabe war aber die Ausbildung von Katecheten. Sie wurde Bruder Symanowski übertragen, dem es damals in der Trümmerstadt Berlin trotz größter Schwierigkeiten gelang, das Seminar für kirchlichen Dienst, verbunden mit einem Internat, in Zehlendorf zu eröffnen. Versteht sich, daß das Personal des Internats, insbesondere der Kirche meist aus Ostpreußen stammte. Die Leitung des Seminars lag in den Händen von Bruder Symanowski. Führend aber im Lehrbetrieb war sein Freund und Leidensgefährte Lic. Günther Schultz, der nach ihm von Köslin in Berlin eingetroffen war und von uns für den Dienst in der Gossner-Mission gewonnen werden konnte: Ein Neutestamentler, dessen streng schriftgemäße und aufrüttelnd aktuelle Exegese ganz nach unserem und der Katecheten Herzen war.

Über all' dieser Arbeit aber hatten wir in der Leitung der Gossner-Mission niemals unseren Heimatdienst im Osten jenseits der Zonengrenze aus den Augen verloren. Unter der neuen

kommunistischen Regierung war zwar alles, was mit Mission zusammenhing, verboten: Die Missionsseminare mußten schließen, die Missionsblätter stellten ihr Erscheinen ein, und für Missionarsaussendungen gab es keine Ausreisegenehmigungen mehr. Ein Zustand, der uns aus der Geschichte der Gossner-Mission nur zu gut bekannt war, nämlich aus der Zeit, als nach dem ersten Weltkrieg die britisch-indische Regierung die Einreise von deutschen Missionaren nach Indien für 10 Jahre untersagte. Nach dem damaligen starren, einseitigen Begriff von Mission („nur nach draußen“) blieb für die Missionsgesellschaft in der Heimat nur die einzige Möglichkeit: aktiv zu warten oder passiv abzusterben. Für uns aber, die wir den Missionsbegriff neu zu fassen gelernt hatten, lag jetzt im Osten der Weg der Mission nach drinnen offenkundig frei.

Die Frage war nur: Wie? Da kam zu uns ein junger Mann mit Ideen, der sich eine Zeitlang mit dem Gedanken trug, Katechet zu werden, ein Sohn des bekannten „Posaunengenerals“ der Kirche Berlin-Brandenburg, Pfarrer Reiche, mit einem Vorschlag, den er schon ohne Erfolg dem Konsistorium gemacht hatte. Er fragte uns, ob wir uns nicht entschließen könnten, den kirchlichen Wiederaufbau im zerstörten Oderbruch mit einem Wohnwagen in Angriff zu nehmen. Für Bruder Symanowski und mich war es wie ein Stichwort: Wir waren zu einem solchen Wagnis sofort bereit. Das Kuratorium der Gossner-Mission bewilligte auf unseren Antrag den damals erheblichen Betrag von DM 12 000 für den Ankauf des Wohnwagens. Aber als wir endlich den damals vielleicht einzigen, neuen Cirkuswagen in Berlin ausfindig gemacht hatten, betrug der Kaufpreis DM 32 000. Dennoch kauften wir ihn, weil wir von dem an unserem Projekt interessierten kirchlichen Hilfswerk ein Darlehen von DM 20 000 erhielten — jedoch nur unter der Bedingung, es bis zu der kurz bevorstehenden Währungsreform zurückerstattet zu haben. Andernfalls sollte der Wohnwagen in den Besitz des Hilfswerkes übergehen. Da ich gerade eine Einladung zu einem großen Jugendtag in Leer/Ostfriesland erhalten hatte, als zweiter Redner neben Pastor v. Bodelschwingh/Bethel, flog ich mit einem Militärflugzeug nach dem Westen. Am Schluß meiner Predigt in einer überfüllten Kirche kündigte ich zum ersten Mal unseren Wohnwagen ab und bat um Spenden für unseren Sonderdienst im Oderbruch. Die erste Gabe kam buchstäblich angefliegen — durch das Fenster der Sakristei — als ich gerade dabei war, meinen Talar einzurollen: Ein weißer Umschlag mit der Aufschrift „Für Ihren Wohnwagen“, Inhalt DM 500. Es war ein herrlich schöner Sommertag. Ich stürzte ans Fenster, sah aber nur noch, wie ein weißer Rock um die Ecke fegte. Die Geberin ist anonym geblieben.

Von Ostfriesland fuhr ich nach dem Revens-Mindener Land, und in 14 Tagen war die ganze Summe beisammen. Eine Pfarrfrau, besorgt, daß mir das viele Geld unter den damaligen unsiche-

Kindergottesdienst im Wohnwagen



ren Verhältnissen abhandeln kommen könnte, nähte mir die Geldscheine zwischen Rock und Futter ein, so daß, wenn ich mich nur ein wenig bewegte, alles an mir knisterte. Ich kam aber sicher und rechtzeitig in Berlin an, suchte sofort das Büro des Hilfswerks auf, legte das Geld auf den Tisch und sagte: „Unser Wagen“.

Diesem Wagen sind zwei weitere Wohnwagen gefolgt: als Geschenk der Holländischen Kirche und des Lutherischen Weltbundes. Mit dem ersten Wagen aber fuhr am 4.8.1948 als erster Bruder Symanowski, begleitet von dem Katecheten Bruno Schottstädt, in den Oderbruch und begann mit einer Arbeit, die methodisch einen Neuanfang unserer Heimatarbeit im Osten bedeutete. Wir betrachteten die Wohnwagenarbeit als eine Art Praktikum für unsere Katecheten, zumal für solche, die einmal in den Dienst der Gossner-Mission zu gehen wünschten. Schon früh in der Anfangszeit tauchen denn auch die Namen von Katecheten auf, die in einer engen Verbindung mit „Gossner“ geblieben sind: Wolf-Dieter Gutsch, Willibald Jacob und Gerhard Johann. Bruder Symanowski sorgte, wenn er selbst nicht „draußen“ war, von Berlin aus dafür, daß junge, gleichgesinnte Berliner Pastoren, an erster Stelle Bruder Lic. Günther Schultz, in einem bestimmten Turnus den Katecheten im Wohnwagen zur Seite traten. So entstand dort beim kirchlichen Wiederaufbau im Oderbruch ein Arbeitsmodell, das bis auf den heutigen Tag Einfluß auf die Arbeitsweise der Gossner-Mission-Ost ausübt, in deren Führung die Brüder Schottstädt und Gutsch stehen.

Dann trat im Februar 1949, also ein volles Jahr nach dem Beginn der Wohnwagenarbeit, das alle überraschende Ereignis ein, daß Bruder Symanowski von Berlin nach Mainz-Kastel am Rhein übersiedelte. Das wurde bei der damaligen Berlin-Lage nicht gerne gesehen; wenn damals ein Berliner Pastor nach dem Westen wegzog, geriet er unversehens in den Verdacht einer Art von kirchlicher Fahnenflucht. So mußten wir Bruder Symanowski Schützenhilfe geben, selbst gegenüber seinen eigenen Freuden, die ihm den Fortgang von Berlin schwer verdachten. Er selbst ging nicht gerne, für ihn war es der schwerere Weg, zu gehen als zu bleiben — und gerade darum, so sagen wir im Rückblick, der richtige.

Auch der Auftrag, mit dem Bruder Symanowski Berlin verließ, war schwer, ja wie so oft in der Missionsgeschichte — scheinbar unmöglich. Ihm lagen folgende Erwägungen zu Grunde:

In Zukunft würden als Missionare für Indien nur noch Volltheologen ausgesandt werden können. Darum Aufbau eines Studentenheimes — statt eines Missionsseminars — im engsten Kontakt mit einer Universität, die einen Lehrstuhl für Religions- und Missionswissenschaft besitzt. Im Studentenheim Aufnahme und Betreuung von Studenten, die sich für den Missionsdienst entschließen: Theologen, Mediziner, Pädagogen u. a., einbezogen in den Bauplan auch Wohnung

und Büro für den Leiter der Gossner-Mission-Zweigstelle West, um intensiver als von Berlin aus die Beziehungen zu den westdeutschen Missionsgemeinden zu pflegen.

Nun wurde 1946 in Mainz eine neue Universität eröffnet und Dr. Wilhelm Jannasch, seit Jahren Pfarrer der Bekenntnisgemeinde Berlin-Friedenau, mit dem Gossner-Haus als Gemeindezentrum, zum ersten Dekan der Theologischen Fakultät berufen. Bei seiner Verabschiedung bat ich ihn, für die Erweiterung seiner Fakultät um eine Missionsprofessur Sorge zu tragen. Er sagte zu und hielt auch sein Versprechen. Es gelang ihm die Zustimmung der beteiligten Kirchen, der zuständigen staatlichen Stellen und auch der französischen Hohen Kommission für die Errichtung eines religions- und missionswissenschaftlichen Lehrstuhls zu erreichen. Auch unser Vorschlag, Pastor Lic. Walter Holsten, den Verfasser einer missionstheologisch fundierten Geschichte der Gossner-Mission, als ordentlichen Professor auf diesen Lehrstuhl zu berufen, wurde angenommen. Alles schien im guten Gange. Da erreicht uns im letzten Augenblick ein Telegramm von Prof. Dr. Jannasch: „Entscheidung gefallen für außerordentliche Professur mit Holsten als Honorarprofessor — es sei denn, daß Gossner-Mission ordentliche Professur stiftet“. Es war eine bittere Enttäuschung für uns. Wir hatten bis zuletzt geglaubt, ohne finanzielle Verpflichtungen auskommen zu können. Da aber auf Grund von Zusicherungen, die Dr. Jannasch uns gab, die Hoffnung bestand, daß es sich um eine Übergangslösung handelte und der Staat die Stiftungsprofessur in eine staatliche umwandeln würde, sobald Prof. Lic. Holsten in der Universität festen Fuß gefaßt und sein Lehrfach sich als fruchtbar und unentbehrlich erwiesen hatte, gingen wir, wenn auch schweren Herzens, auf das Wagnis ein und stifteten — sage und schreibe — ein Professur. Es ist ja dann auch alles so gekommen, wie Dr. Jannasch es vorausgesagt hatte. Aber die Zwischenzeit war für uns alle, die Missionsleitung, Prof. Lic. Holsten und im besonderen für Bruder Symanowski eine harte Geduldsprobe; denn er war, weil er die Zahlungen von Mainz-Kastel aus anzuweisen hatte, unmittelbar betroffen. Wie

Das neue Gossner-Haus in Mainz-Kastel



er damals den äußeren und inneren Druck, der auf ihm lastete, durchgehalten hat, das wissen nur Gott und er, gemeinsam mit Isolde, seiner Frau — im Namen des Gossner-Hauses Berlin möchte ich sagen: auch unserer Isolde — allein.

Tatsache ist, daß die Gutenberg-Universität in Mainz zu ihrem Lehrstuhl für Religions- und Missionswissenschaft mit Hilfe der — gewiß durchaus problematischen Initiative der Gossner-Mission gekommen ist. Sie ist meines Wissens auch die einzige deutsche Universität, die versuchsweise eine Kombination von theologischem und und medizinischem Studium eingeführt hat, um Missionsärzte auszubilden.

Eine glücklichere Hand hatte die Gossner-Mission bei dem Erwerb eines Grundstückes für den Bau eines Studentenheimes. In einem der Wintermonate 1948/49 besuchte ich die mit meiner Familie befreundete Familie des Architekten Erich Petzoldt, die sich noch rechtzeitig von Königsberg/Ostpr. abgesetzt und ein Eigenheim in Mainz-Kastel, dicht am Rheinufer aufgebaut hatte. Zum ersten Mal sprach ich dort von den Plänen der Gossner-Mission, sich in Mainz niederzulassen, und fragte Erich Petzoldt, der damals als Baumeister in der Mainzer Stadtverwaltung tätig war, ob er uns ein geeignetes Grundstück für den Bau eines neuen Gossner-Hauses am Rhein nachweisen könnte. Da zog er mich ans Fenster und zeigte auf das unmittelbar an seinen Garten angrenzende Gelände hin. Dort hatten einst die Bootshäuser eines Rudervereines gestanden und waren nach dem Kriege nicht wieder aufgebaut worden. Das Grundstück gehörte der Stadt Mainz, und er hielt es für möglich, daß wir es zu günstigen Bedingungen bekommen könnten. Als ich das nächste Mal zusammen mit Bruder Symanowski nach Mainz kam, zeigte ich ihm das Grundstück, bat ihn aber, selbst noch einmal beide Ufer des Rheins abzufahren und zu sehen, ob er ein besseres finden könnte. Er fand kein besseres. So wurde denn das erstgefundene Baugrundstück in Mainz-Kastel von der Gossner-Mission durch Vermittlung des Architekten Petzoldt, dem wir dafür großen Dank schulden, zu wirklich günstigen Kaufbedingungen erworben.

Bruder Symanowski begann seine Arbeit in Mainz-Kastel — wie er selbst es einmal beschrieben hat — in Decken eingehüllt, mit einer geliehenen Schreibmaschine und einem Stempel „Gossner-Mission, Zweigstelle West“ in einem Hühnerstall. Es war in der Tat der mit spartanischer Einfachheit zu einer Studentenbude ausgebaut Hühnerstall im Garten der Familie Petzoldt. So fing Bruder Symanowski zu bauen an — aber womit? Viel Geld war damals in den Kassen der Gossner-Mission nicht vorhanden. 1945, am Ende des Krieges, war ihre Jahreseinnahme von normal 250 000 bis 300 000 DM auf jährlich 35 000 DM abgesunken und stieg nur langsam von Jahr zu Jahr höher. Nun hat Bruder Symanowski oft erzählt, daß ich ihm

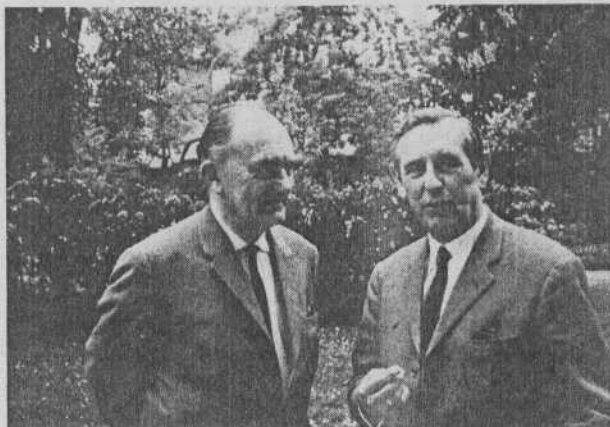


Horst Symanowski 1953 im Kreis von Mitarbeitern in Mainz-Kastel

beim Abschied von Berlin auf seine Frage: „Bauen ja, aber womit?“ geantwortet habe: „Mit Geld kann jeder bauen, Du mußt es mit Glauben tun!“ So pathetisch pflegte ich sonst nicht vom Glauben zu sprechen. Aber den Sinn jenes Satzes habe ich in der Tat, anders formuliert, oft zum Ausdruck gebracht, und zwar immer mit einer kleinen Spitze gegen die Kirche als etablierte Institution: „Wenn die Kirche vor einer neuen Aufgabe steht, sieht sie erst ihren Etat ein, und wenn dafür kein offizieller Posten eingetragen ist, stellt sie die Aufgabe zunächst zurück; anders die Mission: Wenn sie sich vor eine neue Aufgabe gestellt sieht, packt sie zu — in der Erwartung, daß Gott schon die Mittel darreichen wird, wenn sich die Aufgabe als echt erweist“. Natürlich durch die Hilfe von Menschen; die Irrlehre von der Unmittelbarkeit Gottes habe ich nie geglaubt, seitdem ich weiß, daß Gott in Christus Mensch geworden ist.

In Mainz-Kastel fand Bruder Symanowski eine echte Aufgabe und Gottes Hilfe durch viele Menschen. Es war eine andere Aufgabe wie die, mit der er seine Arbeit begann, obwohl er auch ein Studentenheim erbaute — zuerst. Es war eine Aufgabe, von der wir noch er etwas ahnten, so daß ich an das Cromwell-Wort denken muß: „Der kommt am weitesten, der nicht weiß,

Bischof D. Scharf im Gespräch mit H. Symanowski



wohin er geht". Während des Bauens entdeckte nämlich Bruder Symanowski, daß das zukünftige Gossner-Haus in ein Industriezentrum zu liegen kam; das Hauptwerk der Dyckerhoffschen Zementindustrie.

Und dann? Ja dann ist die Vorgeschichte der Gossner-Mission in Mainz-Kastel zu Ende. Jetzt beginnt ihre eigentliche Geschichte, die andere schreiben müssen. Dennoch will ich die Frage beantworten, indem ich an den gleichnishaften Anfang meines Berichtes erinnere.

Dann schlug Bruder Symanowski allein an ein Tor, das sich für ihn allein öffnete. Durch dieses Tor ging er allein hindurch und fand dahinter sein Lebenswerk. Als der erste deutsche Arbeiterpfarrer entdeckte er eine neue Art der Industriemission mit ihren menschlichen Problemen und Sachfragen. Bei dem Aufbau des Gossner-Hauses am Rhein halfen ihm seine Arbeiterfreunde, die Studenten und Pastoren, die er aus der ganzen Ökumene zu Arbeitslagern

einlud, die Werkleitung Dyckerhoff, die ihm die Steine schenkte, die in diesen Arbeitslagern hergestellt wurden, so daß jeder Stein einen ökumenischen Baustein darstellt. Ihm halfen die Kirchen in Holland und in der Schweiz, der Ökumenische Rat in Genf und vor allem seine eigene hessische Landeskirche. Gott half ihm durch Menschen. Dafür wollen wir Gott danken in dem Jahre, in dem Bruder Symanowski auf 25 Jahre seines Dienstes in der Gossner-Mission zurückblickt.

Und wenn ich einen Wunsch für die Zukunft aussprechen darf, so ist es der: daß die Industriemission in Mainz-Kastel auch mit einer Industriemission „draußen“ einsetzen möchte, sei es in Indien, sei es anderswo. Den Einwand der Mainz-Kasteler Brüder, daß das „Modell Mainz-Kastel“ nicht übertragbar sei, lasse ich nicht gelten, auch wenn sie als Fachleute sprechen. Ist es als „Copie“ nicht übertragbar, so doch, wie alles in der Mission, übersetzbar.

Die Gossner-Mission

A 20759F



Staatspräsident Dr. Kaunda von Zambia
spricht in Uppsala

INHALT	Seite
Pflüget ein Neues	3
Kein letzter Gruß	5
Pastor Saban Surin t	6
Lehrer der Kirche	6
Gruppendienste der Kirche	10
Tagebuchnotizen 1968 aus Amgaon	13
Der letzte in einer langen Reihe	15

1

Berlin • Januar 1969

1969 IST EIN JAHR DER FREUDE UND DANKBARKEIT IN DER GOSSNER-KIRCHE

Präsident Aind lädt ein zum Fest des 50jährigen Jubiläums

Vor kurzem trafen Briefe aus Ranchi in Deutschland ein, welche die große Vorfreude in den Gemeinden der Gossner-Kirche zum Ausdruck brachten: Man hofft in Indien, eine Reihe von Gästen und lieben Freunden begrüßen zu können, die am 50. Geburtstag der „Jungen Kirche“ mit ihr Gottes Gnade und Treue preisen. In den Einladungs-Briefen heißt es u. a.

Liebe Brüder in Christus!

Der allmächtige Gott ist gnädig zu uns gewesen, als Er uns im November 1845 vier Missionare aus Deutschland sandte, die die Botschaft von der Erlösung brachten. Wir denken immer wieder an jenen Tag, an dem sie in Ranchi ankamen. Aus ihrer harten Arbeit voller Hingabe erwuchs die Evangelisch-lutherische Gossner-Kirche. Vater Gossner noch selber und nach seinem Tode die Gossner-Mission haben viel Mühe aufgewandt, unsere Kirche in Indien aufzubauen und Sorge für sie zu tragen.

Während des ersten Weltkrieges (1914–1918) hatte diese unsere Kirche eine schwere Krise zu bestehen, die ihre Existenz bedrohte. Alle Missionare waren interniert oder nach Deutschland repatriiert, und der Anglikanischen Kirche war die Fürsorge in der Zwischenzeit anbefohlen worden. Ohne Leitung und materielle Hilfe war die Versuchung damals groß, Anschluß bei den Anglikanern zu suchen.

Aber Gottes Pläne waren anders. ER erwählte sich führende Männer voller Kraft, Glauben und Weitsicht, welche die Gemeinden zusammenhielten, sie in der von Martin Luther ans Licht getretenen Heilserkenntnis befestigten und die Selbständigkeit der Ev.-lutherischen Gossner-Kirche erklärten. So wurde am 10. Juli 1919 die erste autonome Kirche in Indien geboren, die heute in fünf Bundesstaaten unseres großen Landes lebt und die Herrschaft Jesu Christi in ihnen bezeugt.

Die 50 jährige Wiederkehr dieses Ereignisses möchten wir vom 9. bis 14. Oktober 1969 in Ranchi festlich begehen. Wir hoffen sehr, daß die Gossner-Mission in Berlin, der Lutherische Weltbund und andere Bruderkirchen sich mit uns verbinden, um in diesen Tagen Gottes Barmherzigkeit zu preisen und mit uns gemeinsam zu feiern. Wir möchten unsere Freude teilen mit vielen, die uns als Brüder und Schwestern auf Erden in Liebe verbunden sind, weil Christus das Band ist, das uns umschließt.

So lassen wir diese Einladung ausgehen und haben die Zuversicht, daß viele Freunde kommen und sich mit uns vereinigen werden in dem Lobpreis unseres gemeinsamen Herrn, dessen Name über allen Namen ist.

In herzlicher Vorfreude darauf, Sie bei uns zu sehen

Ihr getreuer C. B. Aind

Das Kuratorium der Gossner-Mission hat seinerseits Mitte Okt. 1968 die Delegation aus seiner Mitte bestimmt, die dieser Einladung Folge leisten soll: Superintendent Dr. Rieger als stellv. Vorsitzender, Missionsdirektor Dr. Berg und P. Gohlke/Dünne in Westf., der in Indien geboren wurde und dessen Eltern in der Gossner-Kirche im Missionsdienst standen.

AUFRUF

zum Dienst in Zentralafrika mit der Gossner Mission

Die Regierung von **ZAMBIA** hat die Mitarbeit der Gossner-Mission erbeten: So bald als möglich, spätestens ab Frühjahr 1970! Das Kuratorium hat diese Einladung mit einem grundsätzlichen Ja beantwortet. Es hofft zuversichtlich darauf, in den nächsten 12 bis 15 Monaten 10 bis 12 Männer und Frauen entsenden zu können, die diesem Ruf um Christi willen zu folgen bereit sind.

1. DIE AUFGABE: Die Regierung des Präsidenten Dr. Kaunda - er war einer der Hauptsprecher auf der Vollversammlung des Oekumenischen Rates in Uppsala - muß an der Südgrenze Zambias am Kariba-Stausee Tausende von Menschen umsiedeln, die aus dem vom Sambesi überfluteten Land ungeordnet im afrikanischen Busch versickert sind und ohne wirtschaftliche Entwicklung, schulische Bildung und ärztliche Versorgung nach dem Verlust ihrer Heimstätten die Ärmsten der Armen sind. Eine größere Umsiedlungs-Aktion wird geplant, um in neuen Dorfschaften mit ihnen und für sie eine menschenwürdige Existenz aufzubauen. Sie bittet Christen unseres Landes, ihr bei diesem großen und schweren Vorhaben zu helfen und bietet der Gossner-Mission als dem Instrument dieses Dienstes eine klare vertragliche Regelung an, die sich in Vorbereitung befindet.

2. Männer und Frauen mit folgenden **beruflichen Qualifikationen** werden gebraucht:

3 weibliche Kräfte: Eine Schwester mit Hebammen-Ausbildung, zwei erfahrene Frauen, die sowohl Mütterarbeit tun, wie auch Frauengruppen anleiten und fürsorgerisch arbeiten können.

5 bis 6 männliche Mitarbeiter (verh. oder led.): Zwei Handwerker: Mechaniker sowie Schreiner oder Zimmermann, Erfahrungen im Bauen sind sehr erwünscht; ein Landwirt, praktisch erfahren und auch in Planung geschult; ein Fischerei-Fachmann; eine in Garten- und Obstbau geschulte Kraft. Kenntnisse im Genossenschaftswesen sind sehr erwünscht bei den drei letztgenannten; ein in Verwaltung und Rechnungswesen ausgebildeter Mann.

1 Theologe als Leiter der Gruppe, der mit den schon bestehenden christlichen Gemeinden oekumenisch zusammenarbeitet und in der Erwachsenenbildung tätig ist.

3. **Voraussetzungen der Eignung** ist die Bereitschaft,

a) während einer 4-5jährigen Vertragszeit auf die gewohnte europäische Kultur und Bequemlichkeit weitgehend zu verzichten und die „besten Jahre seines Lebens“ für eine Pionieraufgabe zur Verfügung zu stellen; (die Hauptstadt Lusaka liegt ca. 150 Meilen, die Hauptstadt der Südprovinz Livingstone ca. 125 Meilen vom Dienstort entfernt).

b) englische Sprachkenntnisse noch während der Vorbereitungszeit hier in Europa zu erwerben oder vorhandene zu ergänzen; in Zambia die Sprache des Stammes der Tonga soweit zu erlernen, daß ein direkter Umgang mit den Menschen dort möglich ist.

c) in einer Gruppe bzw. einem Team für ein gemeinsames Ziel in gleichem Geist des Dienstes und Zeugnisses zusammenzuarbeiten und seine Gaben und Fähigkeiten der Gesamtaufgabe zur Verfügung zu stellen.

4. **Bewerbungen** (mit Zeugnisabschriften und Lebenslauf samt Bild) **sind zu richten an die Gossner-Mission, 1 Berlin 41, Handjerystraße 19-20. Termin: 30. 5. 1969**

Wir suchen nicht Menschen, die aus Abenteuerlust einmal „nach draußen“ gehen wollen; oder aus Unzufriedenheit und Enttäuschung über hier in der Heimat nicht bewältigte persönliche Probleme in die Ferne entfliehen zu können meinen.

Wir hoffen auf solche Brüder und Schwestern, die genug Worte über die „Nöte in den Völkern der Dritten Welt“ gehört haben und sich jetzt gedrängt wissen, Christus an Seinen „geringsten Brüdern“ zu dienen.

Berlin-Friedenau, 1. Advent 1968

P. MARTIN SEEBERG

Dr. CHRISTIAN BERG

PFLÜGET EIN NEUES

Jeremia 4,3 und Hosea 10,12

Zukünftige Aufgaben der Gossner-Mission von Christian Berg

Zweimal läßt Gott durch verschiedene Propheten seinem Volk zurufen, ein Neues zu beginnen; gleichsam Neuland zu roden. Wir meinen, Gossner-Mission in Deutschland und Gossner-Kirche in Indien, dieser Ruf gelte uns. Wenn neben dem Missionswillen unserer Kirchen und ihrer Bereitschaft, heute aktiv Aufgaben der Weltmission zu übernehmen, Missions-Gesellschaften noch ihr Recht haben, so sollten sie manövrierfähige Gruppen sein, die rasch und beweglich auf Herausforderungen antworten, die in der weltweiten Arbeit des Reiches Gottes brennend sind. Unter diesen Leitgedanken etwa hat das Kuratorium Mitte Oktober 1968 in Mainz-Kastel die Gesamtarbeit der Gossner-Mission in den kommenden Jahren überprüft und erwogen. Die Beschlüsse gingen in vierfacher Richtung, wobei sorgsam darauf zu achten war, die Leistungsfähigkeit unseres Werkes nicht zu überschätzen. Auf der anderen Seite gilt, daß Gott, wenn Er Aufgaben gibt, auch Kräfte, Menschen und Mittel nicht vorenthält.

1. Aufgaben in und mit der Gossner-Kirche in Indien

Ein Band, das über hundert Jahre bestanden hat, und ein Dienst, aus dem in vielen Jahrzehnten die Frucht einer jungen Kirche erwachsen ist, kann nicht plötzlich aufhören. Vor allem die aktive Missionsarbeit der Gossner-Kirche wird noch von uns in Deutschland unterstützt werden, über den Zeitpunkt des Jahres 1970 hinaus. Ebenso einige diakonische und missionsärztliche Aufgaben — in Amgaon und Takarma, in Fudi und Ranchi, so daß auch im Anfang des nächsten Jahrzehnts einige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Chotanagpur tätig sein werden. Aber ihre Zahl und Zeit ist begrenzt; die Gossner-Kirche wird dann ihr „Herangewachsensein zur vollen Mannesreife in Christus“ (Epheser 4, 13) in Eigenständigkeit zu bewahren haben.

Wichtiger aber noch als dieser Dienst in der Gossner-Kirche während weniger Jahre des Übergangs ist die Zusammenarbeit mit ihr, die die Gossner-Mission ins Auge gefaßt hat und für möglich und dringend erwünscht hält: Eine gemeinsame Missionsarbeit außerhalb Indiens (vgl. Abschnitt 2) und ein Zusammenwirken im Bereich der Industriemission innerhalb des Landes (vgl. Abschnitt 3). Diese Seite-an-Seite-Arbeiten von Gossner-Kirche und Gossner-Mission auf neuen Feldern und an Brennpunkten des Reiches Gottes scheint uns recht eigentlich die Krönung einer über hundertjährigen Gemeinschaft unter dem Evangelium und zukunftssträchtig für die Weise, wie im ökumenischen Zeitalter der Christenheit ihr Zeugnis und Dienst geschehen soll. Ein Jahr vor dem fünfzigjährigen Jubiläum der Gossner-Kirche im Jahre 1969 hat das Kuratorium in dieser Richtung seine bleibende Verbundenheit mit ihr festigen zu sollen gemeint.

2. Mitarbeit in Nepal?

Im Himalaja-Land Nepal mit etwa 10 Millionen Einwohnern — der „asiatischen Schweiz“, Indien benachbart — arbeitet mit Einverständnis der Regierung die „Vereinigte Mission in Nepal“, in der mehr als 20 christliche Missionsgesellschaften aus verschiedenen Ländern zusammengeschlossen sind.

Das Kuratorium hat den Beschluß gefaßt, die Aufnahme in diese Vereinigung zu beantragen, um ab 1970 in ihr praktisch mitarbeiten zu können. Über diesen Antrag ist Ende November zustimmend in Kathmandu entschieden worden.

Dann wird im Herbst 1969 im Anschluß an die Jubiläumsfeiern in Ranchi für Vertreter der Gossner-Mission Gelegenheit sein, in Kathmandu mit der Leitung der Nepal-Mission die Aufgaben zu besprechen, die eine Arbeitsgruppe Gossner-Mission/Gossner-Kirche ab 1970 übernehmen könnte. Davon wird später ausführlich zu berichten sein, aber unsere Freunde erkennen auch aus diesem Ausschnitt der zukünftigen Planung, wie sehr in der Gossner-Mission der Ruf bestimmend ist: „Pflüget ein Neues“!

3. Mission in Großstadt und Industrieland

Das gilt vollends im Blick auf die Tatsache, daß auch in Asien und Afrika die Verstädterung und Industrialisierung mit Riesenschritten voranschreitet. Fast alle Missionsgesellschaften — auch die unsere — haben einst in ländlichen Gebieten zu arbeiten begonnen. Die Arbeit der Christenheit in den großen Menschenballungen der rasch wachsenden Städte ist schwach und unzureichend. So bricht sich — vom Ökumenischen Rat angefangen bis in viele Missionshäuser — die Erkenntnis immer mehr Bahn, daß in dieser für die Situation unserer Zeit bezeichnenden Entwicklung, die das Bild der Menschheit in Zukunft immer mehr prägen wird, besondere Anstrengungen der Jünger Jesu Christi unternommen werden müssen.

Jedenfalls hat das Kuratorium der Gossner-Mission Mitte Oktober diesen Dienst der „Urban and Industrial Mission“ zu einem Schwerpunkt der zukünftigen Arbeit ab 1970 erklärt. Dazu wurde es auch geführt, weil das Gossner-Haus in Mainz-Kastel unter der Leitung von Pastor Symonowski in den vergangenen 15 Jahren eine Fülle von Erfahrungen in dieser Arbeit gemacht hat und sein Rat und praktischer Beistand viel begehrt wird in der ganzen Ökumene.

Die Leser dieser Blätter wissen, daß dieser neue Dienst der Gossner-Mission schon begonnen hat. Ende Oktober ist Pastor Riess in der Hauptstadt des jungen afrikanischen Staates Kenia angekommen und wird dort in Nairobi mit einer Gruppe afrikanischer Pastoren aus verschiedenen Kirchen und

Ländern Afrikas beginnen, in einem fünfmonatigen Seminar sie zuzurüsten für die christlichen Aufgaben in jenen industriellen Zentren der Welt von heute, wo ein großes Volk (Apostelgesch. 18, Vs. 10) zusammenströmt und doch auch die Botschaft vom Heil in Christus vernehmen sowie die Gemeinschaft seiner Jünger erfahren sollte.

Ähnliche Aufgaben warten offenbar auf die Gossner-Mission im Großraum Calcutta/Durgapur. Die Verbindungen dorthin wurden vor Jahresfrist von unserem Kurator P. Dohrmann/Wolfsburg geknüpft. Sie werden in diesen Monaten dadurch vertieft, daß mit Hilfe der westfälischen Kirche der Dortmunder Industriepfarrer Helmut Donner das Gebiet der indischen Stahlwerke (Durgapur/Rourkela u. a.) besucht. Und die Gossner-Kirche macht fünf ihrer Pastoren für zehn Wochen frei, damit sie an einem Kursus in Durgapur teilnehmen können, auf dem — nun eben auch im zu 80 % noch bäuerlichen Indien — die Aufgaben und Wege erörtert werden, wie das Evangelium unter den Menschen der industriellen Welt seine Kraft erweisen kann.

4. Dringende Einladung aus Zambia

Und nochmals hatte das Kuratorium auf eine eindringliche Bitte zu antworten. Sie kam aus dem zentralafrikanischen Staat Zambia. Da die letzte Nummer der „Gossner-Mission“ meinen Brief aus Lusaka von Anfang September veröffentlichte, sind die Leser schon auf das Ergebnis meiner Erkundungsreise vorbereitet. Und der Aufruf der Gossner-Mission zum Dienst in diesem Land, den dies Blatt an anderer Stelle enthält, spricht das aus, was heute zu sagen möglich ist. Jedenfalls, unsere Mitarbeit wird dort begehrt, und wir haben uns entschlossen, diese Einladung anzunehmen. Wahrhaftig auch dies ein weitreichender Neuanfang, für den alle Freunde mit uns nur von Herzen den Segen unseres Gottes erbitten können!

*

Aus dieser vierfachen geographischen Richtung, in der sich die Arbeit der Gossner-Mission erstrecken soll, wird zugleich die inhaltliche Spannweite ihres zukünftigen Dienstes erkennbar. Sie wird — in Indien und vor allem in Nepal — wie bisher dem Hinduismus begegnen und die Antwort des Evangeliums auf seine Fragen und Positionen zu geben haben. Heidnischer Animismus wird viele Menschen noch beherrschen, denen sie im afrikanischen Busch Zambias oder in den Hochtälern des Himalaja dient. Und religionsloser praktischer Säkularismus wird bei denen zu treffen sein, die in den großen städtischen Zentren und industriellen Zusammenballungen in einem ihnen völlig neuen Arbeits-Rhythmus eingespannt sind. Wie sollte uns das vielfältige Antlitz moderner Gottesferne fremd und überraschend sein, wenn wir uns vor Augen halten, daß all das in unserem eigenen Land, dem einst „christlichen Deutschland“, zu finden ist und eine Herausforderung für die Mission der Jünger Christi darstellt?

Und Spannweite des Dienstes noch in einer anderen Richtung! Im Hochland von Chotanagpur wird die Gossner-Mission hinter dem Auftrag der Verkündigung an Nichtchristen stehen, den die Missionare der Gossner-Kirche an ihren Landsleuten wahrnehmen. Heilendes Handeln wird zu üben sein,

in Amgaon und Takarma, vielleicht in Nepal und im Süden Zambias. Andere diakonische Aufgaben werden hier wie dort wahrgenommen werden, wie sie zu allen Zeiten zur Mission der Kirche Jesu Christi gehörten. Und überall wird Bildung neuer Gemeinschaft, Gemeindebildung im Namen Jesu Christi, als Frucht und Ziel aller Arbeit erbetet und erstrebt werden, wie sie der Dienst am Wort von der Versöhnung schafft. Aus schuldvoller Verlorenheit Menschen dem Glanz der Ebenbildlichkeit Gottes als seine erlösten und befreiten Kinder wieder zuzugewinnen, dem soll das Wirken der Gossner-Mission auch in Zukunft gehören.

Pflügt ein Neues? — Ja, ganz gewiß! Aber aus der Kraft des Geistes von oben, der allein Tote lebendig macht, und aus dem die Gemeinde Christi zu allen Zeiten seit dem ersten Pfingsttage in Jerusalem wahres Leben empfing und weiterhin empfangen wird. So nur wird die Gossner-Mission ein brauchbares und von Gott gesegnetes Instrument der Mission sein, zu der sich die ganze Kirche heute bewußt und bußfertig in Erkenntnis früherer Versäumnisse und bisher mangelnden Gehorsams bekennt.



Pfarrer Jochen Riess nimmt seit dem 1. 11. 1968 die Stelle eines Beraters für Industriemission im Nationalen Christenrat von Kenya wahr. Sein erster Arbeitsauftrag besteht in der Leitung eines fünfmonatigen Pastorenkurses für Teilnehmer aus dem englischsprechenden Afrika. Ab Mitte 1969 entwickelt Pfarrer Riess ein Gemeinwesenzentrum in der Industriestadt Nakuru. Pfarrer Riess, geb. 1931, ist verheiratet und hat drei Kinder. Im Winter 1957/58 war er im Industrieseminar im Gossner-Haus Mainz-Kastel.

Kein letzter Gruß

Ansprache bei der Abordnung von Pfarrer Rieß, Baunatal, zum Dienst in Kenya am 15.9.1968

Im Juli dieses Jahres fand in Uppsala die große Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen statt. Sie stand unter dem Leitwort: „Siehe, ich mache alles neu!“

Dieses Wort aus dem 21. Kapitel der Offenbarung weist nach vorn. Der Herr, zu dem wir uns bekennen, läßt sich nicht in Traditionen, Liturgien und Ordnungen einfangen und einsperren. Er setzt vielmehr immer neue Anfänge, er wirkt als erneuernde, verändernde Kraft, und er läßt uns auf jenen neuen Tag hoffen, der unsern Glauben und die Welt ans Ziel bringt.

Oft genug vergessen wir das. Wir möchten Gott als Garanten des Herkömmlichen haben und als Sicherung des Bestandes. Aber damit entziehen wir uns Gott, und unser Glaube wird fatal.

„Siehe, ich mache alles neu!“ Nur wenn wir dieser Verheißung trauen, hat unser Glaube Lebendigkeit. Nur wenn wir diese Verheißung als Auftrag verstehen, gewinnen unser Leben und Handeln Glaubwürdigkeit. Denn Gott will uns einbeziehen in sein erneuerndes Tun. Er läßt uns an seiner Sache mitwirken und ändert uns selbst dabei. Mitzuhelfen, daß in einer kranken und fehlorientierten Welt Zeichen der Hoffnung entstehen, — das ist Mission in die Welt. Dort zu stehen, wo Menschen in Armut, Frustration verkümmern und von dem raschen sozialen Umbruch überrollt werden, — so kommt Gott zu den Menschen.

In dem Uppsala-Bericht „Erneuerung in der Mission“ steht folgender Satz: „Überall in der Welt sind Menschen vom Stammesvolk in die Stadt und vom Land in wuchernde Großstädte unterwegs.“ Diesen entstehenden Ballungszentren weist der Uppsala-Bericht missionarischen Vorrang zu. Man muß das schnelle Wachstum, das unorganische Wuchern dieser Städte (etwa in Afrika) mit eigenen Augen gesehen haben, um die damit verbundenen ungeheuren Probleme zu verstehen.

In dieses Neuland missionarischer Arbeit gehen Sie nun, lieber Bruder Rieß, mit Ihrer Familie. Sie sind bereit, als „fraternal worker“, als brüderlicher Mitarbeiter, mit den einheimischen Kirchen eine neue missionarische Aufgabe anzupacken. Besonders dankbar sind wir, daß Sie bei diesem Dienst von der Gossner-Mission begleitet werden, die heute ganz betont in den Großstädten Asiens und Afrikas das Feld für ihre missionarische und diakonische Mithilfe sieht. Die Gossner-Mission tut damit einen Dienst für alle Missionsgesellschaften und erinnert zugleich die deutschen Kirchen an eine dringliche missionarische Aufgabe.

Die Art und Weise, wie Sie entsendet werden, kann uns auf drei bedeutsame Veränderungen aufmerksam machen:

1. Ihre Landeskirche ordnet Sie zu diesem Dienst ab. Auch in Kenya werden Sie Pfarrer unserer Landeskirche bleiben. Das ist eine verhältnismäßig neue Sache in der Geschichte der deutschen Mission. Sie deutet eine wesentliche Veränderung im Bewußtsein der deutschen Kirchen an. Heute kann sich keine Kirche mehr an der missionarischen und ökumenischen Verantwortung mit gutem Gewissen vorbeidrücken. Und wenn missionarische, ökumenische Verantwortung nicht nur schöne Worte sein sollen, so sind sie mit personellen und finanziellen Opfern verbunden.

2. Wir senden Sie in eine Aufgabe, die von den evangelischen Kirchen Kenyas gemeinsam getragen wird. Mit ihrem Einsatz geschieht zwischenkirchliche Hilfe. Eine zwischenkirchliche Hilfe, die um so dringlicher wird, wenn wir an das Versagen der europäischen Kirchen im vergangenen Jahrhundert angesichts der sozialen Frage denken. Diese bittere Erfahrung muß uns bereiter machen, die ungeheuren Probleme in den Ländern des raschen sozialen Umbruchs mitzudenken und mitanzufassen. Nicht als „weiße Besserwisser“ können wir dabei unseren Auftrag erfüllen, sondern als solche, die von der eigenen Geschichte und von eigener Erfahrung her mitfragen, mitüberlegen, mitdienen und mitleiden.

Ihre Abordnung nach Kenya soll auch kein Einbahnverkehr sein. Wir warten auf Ihre Berichte und Erfahrungen, damit sie einfließen können in unsere eigenen Überlegungen, wie Kirche heute geleitet und gestaltet werden muß. Der ökumenische Austausch macht uns alle reicher und läßt uns unsere Verantwortung deutlicher erkennen.

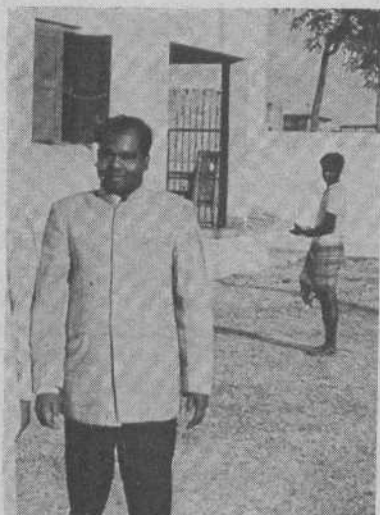
3. Sie werden innerhalb Ihrer bisherigen Gemeinde abgeordnet. Ihre Aussendung im Gottesdienst ist nicht als „letzter Gruß“ gedacht, sondern als eine Aufforderung an die ganze Gemeinde und an die Pfarrbruderschaft des Kirchenkreises, Ihren Weg in Fürbitte und Opfer und in der Bereitschaft zur Teilhabe im Mitdenken und Mitsorgen zu begleiten. —

Ich möchte schließlich Ihnen, lieber Bruder Rieß, für Ihre Bereitschaft zum Dienst in Afrika danken. Wer Ihre künftige Aufgabe kennt oder ahnt, der weiß, daß sie nicht aus Abenteuerlust, sondern aus missionarisch-ökumenischer Verantwortung übernommen und gewagt werden kann. Ein herzlicher Dank gilt auch Ihnen, liebe Frau Pfarrer Rieß, daß Sie diesen Weg Ihres Mannes mitgehen und voll bejahen.

Vorhin hörten wir das geistliche Konzert über die Psalmworte: „Ich will dem Herren singen mein Leben lang und meinen Gott loben solange ich bin.“ Möge dieser Wille und diese Freude Sie allezeit bestimmen. Und möge Gottes erneuernde Kraft Sie stärken und Ihnen helfen, die Welt und Ihr neues Arbeitsfeld täglich von Gott her zu sehen.

Oberlandeskirchenrat Günter Bezenberger
Evgl. Kirche von Kurhessen und Waldeck

PASTOR SABAN SURIN †



LEHRER DER KIRCHE



**PRAESES LIC. JOHANNES STOSCH
ZUM 90. GEBURTSTAG**

Mit tiefer Erschütterung und Trauer empfing die Gossner-Mission aus Indien folgendes Telegramm: Saban Surin am 4. Oktober gestorben.

Einige Tage später wurden genauere Nachrichten bekannt. S. Surin erlitt einen plötzlichen Gehirnschlag und mußte in ein Krankenhaus eingeliefert werden und starb dort acht Tage später an seinem 40. Geburtstag.

Viele Gemeinden in Ost- und Westdeutschland haben S. Surin kennengelernt, als er von 1951 bis 1957 in Mainz und Berlin studierte. Nach bestandenen theologischen Examen wurde er 1958 in Indien ordiniert und übernahm dann die Leitung des Theologischen Seminars der Gossner-Kirche in Ranchi. 1964 verbrachte er anlässlich eines Gemeinde-Besuchsdienstes nochmals einige Wochen in Deutschland.

Am schwersten trifft der Verlust die Gossner-Kirche in Indien, besonders aber deren Theologisches Seminar. S. Surin galt als einer derjenigen Theologen, die auf Grund ihrer qualifizierten Ausbildung eine Führungsrolle übernahmen. Die theologische Erziehung hatte in seinem Fall Vorrang vor anderen kirchenleitenden Funktionen. In großer Treue und Beharrlichkeit hat S. Surin in diesen zehn Jahren die Ausbildungsstätte für die Pastoren der Gossner-Kirche vergrößert und verbessert. In diesem Jahr war die Höchstzahl von 52 Studenten erreicht, — ein eindeutiger Beweis für die erfreuliche Entwicklung dieser Institution. Vor einigen Jahren bezog das Seminar neue Räume und unter der Leitung von S. Surin fanden zahlreiche Verhandlungen mit der Universität von Serampore statt mit dem Ziel, den Unterricht für höhere Prüfungen auszudehnen. Er selbst unterrichtete über das Alte Testament.

Kirche besteht und wächst durch die Verkündigung des Evangeliums. Deshalb sind die Lehrer der Kirche in einer entscheidenden Funktion. S. Surin war ein geachteter und fähiger Lehrer seiner Kirche. Seine Schüler werden seine Arbeit fortsetzen, damit neue Lehrer sich zu den jetzigen gesellen. Die Leitung des theologischen Seminars hat inzwischen Rev. Nirmal Minz übernommen. Der von der Gossner-Mission entsandte Theologe Dr. Dell wird ihm bei dieser schweren und verantwortungsvollen Aufgabe zur Seite stehen.

Shg.

„Am 16. November feierte Praeses Lic. Johannes Stosch als emeritierter Pfarrer der Gemeinde Berlin-Wannsee seinen 90. Geburtstag. Was ihn aber entscheidend geformt und seinem Leben Erfüllung geschenkt hat, ist nicht sein Dienst in einer heimatlichen Großstadtgemeinde, so freudig und gewissenhaft er ihn auch getan hat; es ist die Zeit seiner Wirksamkeit bei der Gossner-Mission auf dem Missionsfelde in Indien (von 1907 bis 1915). Hier war er als Leiter am Theologischen Seminar und an der Missionshochschule für Jungen in Ranchi, der zweiten Hauptstadt des Staates Bihar und dem Hauptsitz der Gossner-Mission, tätig. Im Seminar bildete er die zukünftigen indischen Pastoren auf der Grundlage einer ausgeprägt lutherischen Theologie aus, und die Hochschule gelangte unter seiner Leitung, als beste Schule des Landes, zu ihrer höchsten Blüte.

Kurz vor dem ersten Weltkrieg übertrug die Gossner-Mission Lic. Stosch unter dem Titel „Praeses“ die Gesamtleitung der Arbeit auf dem indischen Missionsfelde. In der ersten von ihm geleiteten Missionarskonferenz im März 1914 wurde über die Selbstständigkeit der Kirche und die Übertragung von Verantwortung an die indischen Christen verhandelt — zu spät! Der Krieg brach aus und beraubte die Missionsgemeinden ihrer Missionare. Dem Praeses fiel nur die missionsgeschichtliche Aufgabe zu, sie in die Selbstständigkeit zu entlassen. 1919 erklärte sich die Evangelisch-lutherische Gossner-Kirche für „autonom“ — auf allen deutschen Missionsfeldern als erste.

Als die Gossner-Mission nach zehnjähriger Unterbrechung ihre Ar-

beit in Indien wieder aufnehmen durfte (1925), war Praeses Stosch als erster wieder zur Stelle, um das Verhältnis zwischen der Gossner-Mission und der Gossner-Kirche neu zu ordnen. Er erkannte die Selbständigkeit der indischen Kirche vorbehaltlos an und ordnete die Missionare ganz in die Kirche ein, doch derart, daß sie für eine Übergangszeit die Möglichkeit hatten, sich an der Leitung der Kirche zu beteiligen. Und da er wußte, wie unsicher noch die Autorität der indischen Kirchenleitung war, ließ er ihr seine persönliche, in langen Arbeitsjahren gewachsene Autorität aus, um in Ordnung zu bringen, was in der Kirche in Unordnung geraten war. Seine Autorität war anerkannt groß. Nur wer weiß, was in ganz Indien der „Guru“, der Lehrer, bedeutet — auch für die Schüler, die längst erwachsen sind —, kann die richtige Vorstellung davon haben. Und Stosch war der Lehrer der Kirche — für Generationen. So kam es, daß er sich von seiner Berliner Kirchenbehörde befristeten Urlaub nehmen mußte: 1. im Jahre 1935, um den Vorsitz in der Generalsynode der Gossner-Kirche zu übernehmen, und 2. im Jahre 1938, um sich auf Wunsch der indischen Kirche — im Widerspruch zu ihrer eigenen Verfassung — zum Kirchenpräsidenten auf Zeit wählen zu lassen.

„Auf Zeit“ — darauf liegt der Ton; denn niemand unter den Missionaren sah klarer als er, daß die Zeit der Missionare zu Ende gegangen und die Stunde der selbständigen jungen Kirche gekommen war. Darum nutzte er die Möglichkeiten, die ihm das Amt des Kirchenpräsidenten gewährte (von 1939 bis zu seiner Amtsniederlegung kurz vor der Internierung 1942) voll aus, um der Kirche einen Anschauungsunterricht oder ein Modell für das zu geben, was Kirchenleitung eigentlich bedeutet: nämlich nicht Herrschaft, sondern Dienst und zwar Dienst am Wort. Er selbst drückt es in seinem Tätigkeitsbericht so aus: „Mit dem Satz, daß in der lutherischen Kirche das Amt der Leitung in erster Linie Lehramt ist, habe ich Ernst gemacht.“ Er übte seine Lehrtätigkeit aus: im Theologischen Seminar, mit dem er während des zweiten Weltkrieges nach der Gemeinde Govindpur übersiedelt war; in Kursen für Pastoren, Katechisten, Lehrer und Lehrerinnen und als Prediger durch das mündliche und gedruckte Wort. Solange die Regierung es gestattete, führte er Visitationen bis in die entlegensten Gemeinden durch, wobei er auch ihre Geldverwaltung gewissenhaft überprüfte. Seiner literarischen Arbeit verdankte die Kirche in dieser Zeit die Herausgabe eines Leitfadens für den Konfirmandenunterricht, mehrere Jahrgänge Predigtmeditationen für die Pastoren, die im „Gharbandhu“, dem Kirchenblatt, abgedruckt wurden und Jahr um Jahr den Jahreskalender der Kirche mit den ausgewählten Schriftlesungen für den Tag. Die geringste Arbeit war ihm wichtig genug. So gab er neben dem Unterricht am Theologischen Seminar auch den Konfirmandenunterricht für die Gemeindejugend und die Schülerinnen der Bethesda-Mädchenhochschule, die ebenfalls von Ranchi nach Govindpur übersiedelt war. Er hielt den Kindergottesdienst, in dem die Theologiestudenten hospitierten, und übernahm auch die Vorbereitungsstunden für den Kindergottesdienst. So blieb er bis zuletzt der „Guru“, der Lehrer der Kirche.

Als am Tage, bevor er ins Internierungslager Satara überführt wurde, eine Abschiedsfeier für ihn in der Kirche stattfand, war die ganze Gemeinde Govindpur dazu erschienen — und viele, viele Kinder. Hier, in der Erinnerung an die indischen Kinder, wird der Tätigkeitsbericht des Praeses, der durchweg nüchtern und sachlich gehalten ist, von einem Herztorn durchbrochen. Er schreibt: „Der Raum war von Kindern gefüllt — wie hatte ich sie geliebt!“ So schlich sich denn auch kein falscher Ton in die Abschiedsrede ein, die sein Nachfolger in der Leitung des Theologischen Seminars hielt, sondern war die schlichte Wahrheit, als er seiner Ansprache den Text zugrunde legte (Daniel 12, 3): „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“

Lokies

ANTI - MISSIONSGESETZE VERFASSUNGSWIDRIG

Madras — Die Katholische Union Indiens hat an den Obersten Gerichtshof des Landes appelliert, die Verfassungsmäßigkeit der beiden in Madhya Pradesh und Orissa verabschiedeten Gesetze zu prüfen, die die Ausübung christlicher Missionstätigkeit stark behindern. Die Union wird in dem anlaufenden Prozeß durch einen bekannten Rechtsanwalt aus Madras, M. K. Nambiar, vertreten.

Die beiden Gesetze, nach denen alle Bekehrungen künftig den staatlichen Verwaltungsbehörden zu melden und von diesen zu prüfen sind, verstoßen nach Ansicht der Katholischen Union gegen Artikel 25 der Verfassung, der die Gewissensfreiheit gewährleistet und jedem Bürger das Recht auf freies Bekenntnis, freie Ausübung und freie Verbreitung seiner Religion zugesteht. Die Union, die in dem Prozeß vom Ständigen Ausschuß der Katholischen Bischofskonferenz Indiens unterstützt wird, bezweifelt außerdem das Recht der Bundesstaaten, auf dem Gebiet der Religion Gesetze zu erlassen.

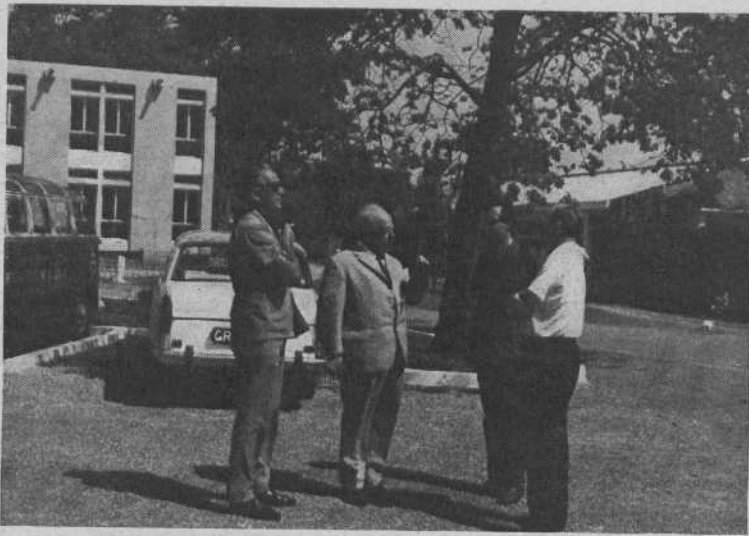
Theoretisch richteten sich die beiden Gesetze zwar gegen „unfaïres Verhalten in der Mission“, schreibt dazu die offizielle Zeitung der Methodistenkirche in Südasien, „The Indian Witness“, in der Praxis schränkten sie jedoch nicht nur das Recht auf freie Verbreitung der Religion, sondern die Religionsfreiheit als solche ein. Zu Recht habe die „Hindustan Times“, eine führende Tageszeitung Neu-Delhis, auf die schwerwiegenden Konsequenzen der Gesetze für Anhänger aller Religionsgemeinschaften Indiens aufmerksam gemacht. Sie öffneten willkürlichen Auslegungen sowie ständiger Belästigung durch die Polizei Tür und Tor und zeugten von einer ernsthaften Verwirrung von Nationalismus und Religion.

Sieben als christliche Missionare bezeichnete Personen sind inzwischen in Orissa unter dem neuen Gesetz bereits verhaftet worden.

PROTEST

Trivandrum, Indien — Der römisch-katholische Erzbischof Benediktos Mar Gregorios hat angedroht, er werde gegebenenfalls alle katholischen Colleges in Kerala als Protest gegen einen neuen Verfassungsentwurf der kommunistischen Regierungspartei schließen lassen. Der Entwurf sieht die Nationalisierung aller „schlecht verwalteten“ Colleges sowie die Berufung von Religionsvertretern in die Verwaltungsräte privater Colleges vor. Außerdem schränkt er die Freiheit der Kirche ein, die Mitarbeiter solcher Colleges frei zu ernennen. Erzbischof Gregorios betonte, die privaten Schulen seien zu „jedem Opfer“ bereit, um ihre Interessen zu schützen. Sie seien entschlossen, dem Gesetzentwurf Widerstand zu leisten und, wenn notwendig, die Schulen zu schließen.

In einer weiteren Stellungnahme wandte sich auch Metropolit Juhanon Mar Thoma von der Syrischen Mar-Thoma-Kirche gegen den Gesetzentwurf. Seine Verabschiedung, so meinte der orthodoxe Würdenträger, würde die Universität auf das Niveau einer „Dienststelle der Regierung“ herabsetzen. — Von den insgesamt 130 Colleges in Kerala sind 115 Privatschulen; 64 werden von Christen — zu meist Katholiken — verwaltet.

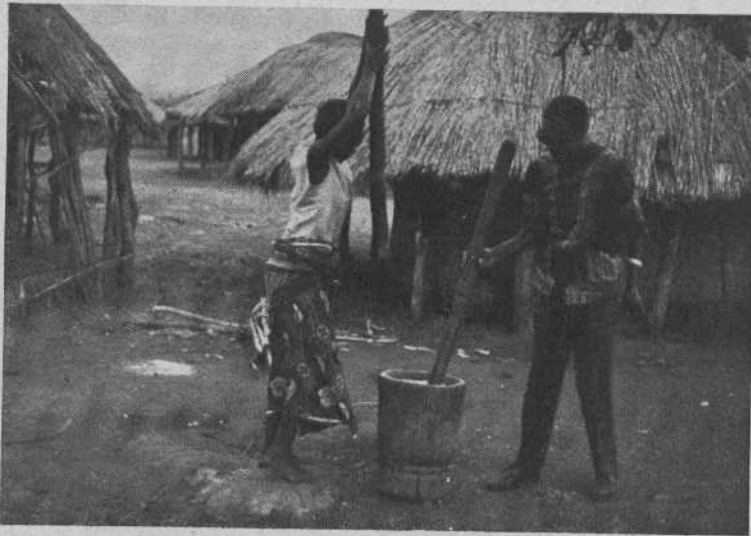


1 Gespräch in dem ökumenischen Zentrum
Mindola/Zambia

2 In einem afrikanischen Dorf
beim Maisstampfen

3 Neuland wird gewonnen

NEUE AUFGABEN



4 Am Kariba-Stausee, wir planen

5 Erdarbeit im afrikanischen Dorf

6 Frauen einer Geflügel-Farm begrüßen uns

7 Die Grenzbrücke zwischen Rhodesien und
Zambia bei den Viktoria-Wasserfällen

8 Am Sambesi in West-Zambia

9 Dr. Berg wird im modernen Flughafen Lusaka
verabschiedet





4



7



5



8

DER GOSSNER MISSION



6



9

Gruppendienste der Kirche

Die Theologische Studienkommission der Gossner-Mission in der DDR hat im Auftrag des Kuratoriums der Gossner-Mission ein Memorandum angefertigt, das wir hiermit veröffentlichen.

I. Die Situation

Viele europäische Christen leben heute noch immer in einem volkskirchlich geprägten individualistischen Denk- und Lebensstil. Diese volkskirchliche Tradition ist so bestimmend, daß sich die große Zahl der Gemeindeglieder rückwärts statt vorwärts orientiert. Und doch gibt es schon Christen, die unsicher geworden sind, die durchaus merken, daß die Gemeinde immer mehr zusammenschrumpft und einer Ghettoexistenz zutreibt. Viele von ihnen machen sich Gedanken, wie diese Tendenz aufzuhalten wäre und wie dazu geholfen werden kann, daß Gemeindeglieder es lernen, sich am Auftrag ihres Herrn zu orientieren.

In mehreren Ländern sind kleine Gruppen auf Grund eines neuen Dienstverständnisses daran gegangen, nach der Gestalt der Kirche von morgen zu suchen. Ohne der Illusion zu verfallen, diese Welt verchristlichen zu können, geht es diesen Dienstgruppen darum, in ihr als Christen gegenwärtig zu sein und den Menschen zu helfen, sich in ihr zurecht zu finden. Auch in der Ökumene nehmen diese Dienstgruppen an Bedeutung zu und finden immer größere Beachtung. Zwar werden sie von denen, die sich in ihrer traditionellen Christlichkeit in Frage gestellt sehen, mit Mißtrauen und Unbehagen betrachtet. Aber es gibt auch viele, die die Gruppen als etwas Außerordentliches bestaunen. Das wollen die Gruppen nicht. Sie versuchen nur, Formen christlichen Lebens vorwegzunehmen, die morgen selbstverständlich sein werden. Sie wollen keine Elite sein, sondern andere anregen, ähnliches zu versuchen.

II. Ökumenische Dienstgruppe

So ging es etwa den Gruppen in East Harlem (USA) und Brunsbütteler Damm (Westberlin) darum, sich den Problemen der Großstadt zu stellen und Formen gemeinschaftlichen Lebens und Dienstes auszuprobieren.

Zwei Gruppendienste, die sich in ihrer Aufgabenstellung besonders von sozialen Fragen her bestimmen lassen, sind die Dienstgruppe „Servizio Cristiano“ in Riesi (Sizilien) und das Team im Industriepfarramt „Die Arche“ in Wolfsburg (BRD). Beiden Dienstgruppen ist die brüderliche Verbindung untereinander und die Einübung im Bezeugen des Evangeliums in ihrer Umwelt gemeinsam.

In Riesi arbeitet die Dienstgruppe seit November 1961. Sie besteht aus 25 bis 30 Männern und Frauen verschiedener Berufe und verschiedener Nationalität. Veranlaßt ist ihr Dienst durch die soziale Rückständigkeit, Armut, Bildungslosigkeit, Wohnungsnot und Krankheit der sizilianischen Bevölkerung. Der „Servizio Cristiano“ arbeitet mit einem Kindergarten, einer Schule, einer Mechanikerausbildungsstätte, einem landwirtschaftlichen Modellbetrieb und einem

Ambulatorium. Alle Projekte wurden erst von der Dienstgruppe gebaut. Einige ihrer Glieder sind in der Ortsgemeinde (Waldenser Kirche) tätig.

Das Leben des Teams wird von täglichen gemeinsamen Mahlzeiten und Familienabenden bestimmt, bei denen die Bibel gelesen und das Herrenmahl gefeiert wird. Ziel der Arbeit ist, andere Menschen an der Aufgabe und am gemeinsamen Leben teilnehmen zu lassen.

In Wolfsburg arbeitet die Gruppe seit 1960. Sie setzt sich aus Mitarbeitern der Sozial- und Industriearbeit der evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover und aus Gliedern der Martin-Luther-Gemeinde Wolfsburg (20 bis 25 Männer und Frauen) zusammen. Auch dieses Team kann durch Mitarbeiter aus der Ökumene erweitert werden. Es arbeitet mit Menschen, die im Volkswagenwerk beschäftigt sind. Viele von ihnen sind in der Gewerkschaft organisiert. Eine der Hauptfragen von Wolfsburg lautet: Was heißt heute verantwortlich leben? Der Einsatz dieses Teams gilt besonders „den Armen im Geist, im Geld und im Glauben“. In der Wolfsburger Regel werden weiterhin besonders erwähnt: das Gebet für den Frieden, die Feier des Abendmahls im Werktags- und Sonntagsgottesdienst und das Hören auf das Wort.

III. Dienstgruppen in der DDR

In der DDR haben sich einige Dienstgruppen in sehr verschiedenen gemeindlichen Situationen gebildet. Es lassen sich hier drei Arten von Gruppendiensten unterscheiden: 1. Solche, die bereits als Gruppe begonnen haben, auch wenn sich ihre Zusammensetzung später veränderte. 2. Gruppen, die aus einer Ortsgemeinde heraus gebildet worden sind. 3. Gruppen, die sich unabhängig von Parochien zusammengefunden haben.

1. Für diese Gruppen, soweit sie in Verbindung mit der Gossner-Mission entstanden sind (z. B. Lübbenau Neustadt, Berlin - Grünau und Schwarze Pumpe) können folgende gemeinsame Merkmale herausgestellt werden:

a) Sie wollen mit der Gruppenarbeit den Aufgaben gerecht werden, die bei der Entstehung neuer Industriezentren und Wohngebiete von der Kirche wahrgenommen werden müssen.

b) Sie sind von der Erkenntnis ausgegangen, daß eine neue Struktur der Gesellschaft auch neue Arbeitsformen in der Kirche fordert. Sie wollen Aufgaben gemeinsam angreifen und die Gruppenarbeit als neue Form kirchlichen Dienstes erproben.

c) Die meisten Gruppen bestehen aus Laien und Theologen, die einen Beruf in der Industrie ausüben und aus hauptamtlichen Mitarbeitern im Gemeindedienst.

d) Das wichtigste Merkmal dieser Gruppen ist die verbindliche Zusammenarbeit. Die Angehörigen einer Gruppe kommen in der Regel einmal wöchentlich zusammen, um Aufgaben zu beraten, konkrete Vorhaben abzusprechen, Erfahrungen aus den Bereichen

der säkularen und der kirchlichen Arbeit auszuwerten, gesellschaftliche Fragen zu erörtern und den konkreten Einsatz im gesellschaftlichen Raum zu bedenken.

e) Die Gruppen treffen sich einmal im Jahr zu einem Erfahrungsaustausch.

f) Es ergeben sich Probleme, weil Gruppenglieder mit beruflichen und gemeindlichen Aufgaben zu stark belastet sind und weil bei einem so engen Zusammenleben persönliche Differenzen stärker hervortreten. Weitere Probleme entstehen, wenn solchen Gruppendiensten Mißtrauen von anderen Gemeinden, aber auch von einzelnen, traditionell geprägten Gliedern des eigenen Gemeindebereichs entgegengebracht wird und dadurch, daß ihr gesellschaftliches Engagement mißdeutet wird, daß kirchliche Institutionen bestrebt sind, bestehende Ordnung zu wahren und sehr zögern, Raum für solche Versuche freizugeben.

2. In manchen Gemeinden wird versucht, die gesamte Tätigkeit in der Gemeinde auf Gruppenarbeit hin zu orientieren. Aus der Ortsgemeinde finden sich Menschen der verschiedensten Berufe und Altersgruppen zusammen, die zur Mitarbeit bereit sind, nach ihren Möglichkeiten und Gaben Dienste übernehmen und sich dafür zurüsten lassen. Wesentliches Merkmal dieser Gruppen ist verbindliche Zusammenarbeit. Die Gruppen kommen in bestimmten, festgelegten Abständen zusammen. Bei diesen Zusammenkünften wird über Ereignisse in Welt und Kirche informiert, werden Gottesdienste in neuen Formen, Gemeindegottesdienste, Besuchsdienste u. ä. vorbereitet, werden Aufgaben verteilt, Berichte über getane Arbeit gegeben und Erfahrungen ausgewertet. In einer Gemeinde im Industriebereich Merseburg (Kötzschen) wird die Gemeindegemeinschaft von einer zentralen Dienstgruppe (Gemeindedienst) getragen. In einem anderen Fall im landwirtschaftlichen Gebiet der Uckermark (Hetzdorf) ist ein Teil der Gemeinde in mehrere Gruppen (Hauskreise) gegliedert. Diese werten ihre Arbeit regelmäßig für die Gesamtgemeinde aus. Für die Entwicklung der Gruppen in beiden Gemeinden wurde die Frage nach dem gesellschaftlichen Engagement entscheidend wichtig. So zeigt sich „die Gruppe“ als Modell einer verantwortlichen Gemeinde.

3. Nicht überall läßt sich die Gruppenarbeit auf der Basis der Ortsgemeinde verwirklichen. Darum haben sich Gruppen gebildet (z. B. in Berlin die Laienkreise der Gossner-Mission), die unabhängig von einer Pfarodie zusammenkommen. Auch sie durchdenken ihre gesellschaftlichen Aufgaben bei Gesprächen über den christlichen Glauben und feiern miteinander das Herrenmahl.

IV. Einige Hinweise zur Begründung

1. Das NT gibt keine Anweisungen, wie die Gemeinde im einzelnen zu organisieren wäre. Jedoch lassen sich in den verschiedenen Schichten des NT auch verschiedene Formen der Gemeinde erkennen. Schon früh finden wir Gruppen, so etwa den Zwölferkreis, der Mt. 10, 5 eine besondere Funktion in der Sendung an die „verlorenen Schafe des Hauses Israel“ hat. Nach Luk. hat der Kreis der Apostel vor allem die Aufgabe der Mission an Juden und Heiden

(Luk. 24, 47; Apg. 1, 8). Bei dem Stephanuskreis (Apg. 6, 9 ff.) handelt es sich um eine Gemeindegruppe mit besonderem Dienstcharakter, deren Funktion das Diakonische weit übersteigt. Daraus wird deutlich, daß die jeweiligen Formen der Gemeinde den Notwendigkeiten ihres Dienstes, besonders des missionarischen Auftrags entsprechen. Das läßt sich auch aus den paulinischen Briefen erkennen. Noch sind die Strukturen der Gemeinde fließend, die Charismatiker bestimmen das Leben der Gemeinde. Zwei regulierende Gesichtspunkte sind Paulus dabei wichtig: Daß alles ordentlich zugehe (so 1. Kor. 14, 40, wo es besonders um den Gottesdienst geht) und daß die Gemeinde aufgebaut werde (1. Kor. 14, 26; auch V. 17). Dem Kontext entsprechend heißt das nicht nur, daß die Gemeinde in sich stark werde, sondern daß auch ein Fremder, der dazu kommt, von ihrer Ausstrahlung erreicht wird. So ist auch hier der missionarische Aspekt dabei. In späterer Zeit (Pastoralbriefe) verfestigen sich bestimmte Strukturen in dem Maß, wie die Gemeinde bemüht ist, ihren Weg in der damaligen Gestalt dieser Welt zu finden. Jetzt gewinnen leitende Ämter eigenständige Bedeutung. Im Ältesten- und Bischofsamt werden Strukturformen der Umwelt aufgenommen und für die Gemeinde nutzbar gemacht. Aus diesen Beobachtungen ergibt sich, daß die Strukturen im NT nicht sakrosankt sind. Es gibt ein Nebeneinander und Nacheinander der verschiedenen Formen. Dabei sind die Formen wahrscheinlich auch abhängig von der Verschiedenartigkeit der Herausforderungen der Umwelt und den Notwendigkeiten des jeweils geforderten Dienstes.

2. Ein besonderer Ansatzpunkt findet sich in den Darlegungen des Paulus über die Charismen (1. Kor. 12). Die Einheit der Gemeinde begründet der Heilige Geist, der allerdings den verschiedenen Gliedern verschiedene Gaben zuteilt. So kommt es darauf an, die verschiedenen Gaben in verschiedenen Diensten zum Zuge zu bringen. Das darf weder dadurch gehindert werden, daß einem alle möglichen Dienste auferlegt werden, noch dadurch, daß einem anderen Dienste zugemutet werden, für die er nicht „begabt“ ist. Um der Einheit der Gemeinde willen ist es aber nötig, daß diejenigen zusammenarbeiten, die entsprechend den ihnen geschenkten Geistesgaben verschiedene Funktionen und Dienste wahrnehmen. So kann man auch von hier aus die Möglichkeit einer Gruppenarbeit in der Gemeinde neutestamentlich begründen.

3. Dieses alles dient dem Ziel, der Oikodome (Aufbau) der Gemeinde. Wenn auch durch die Reformation das Priestertum aller Gläubigen wieder entdeckt wurde, so blieb dieses Erkenntnis doch in der Struktur der Kirche weithin unberücksichtigt.

Pfarrer und Gemeinden sind bis in unsere Zeit hinein an dem Bild von „Hirt und Herde“ orientiert. Dieses Bild, das aus der Fülle der neutestamentlichen Bilder von der Gemeinde in den vergangenen Jahrhunderten einseitig herausgestellt wurde, mußte das Mißverständnis bewirken, als handle es sich um das Gegenüber des qualifizierten einzelnen zu den unqualifizierten vielen. So wurde „Betreuung“ zur Hauptaufgabe der Pastoren als Repräsentanten der Kirche. Die Gaben konnten sich nicht entfalten. Heute müssen wir erkennen, daß sowohl das Parochial-

system als auch das eine Amt nur den Herausforderungen einer vergangenen Zeit antworten konnten. Die ständig wachsende, vielgestaltige Gesellschaft der Gegenwart erfordert jedoch die Umstrukturierung der Gemeinde. Sie macht es notwendig, die Gaben der Gemeindeglieder zu entdecken und in Dienst zu stellen. Damit kann die Gemeinde heute in der ihr gemäßen Parallelität zu den neutestamentlichen Gemeinden auf die Herausforderungen unserer Zeit antworten. Die unterschiedlichen Gruppendienste der Kirche sind ein erster Versuch, dieser Notwendigkeit gerecht zu werden. Schon jetzt wird die Gemeinde nur ihren Auftrag in der heutigen Welt erfüllen, wenn sich solche Dienstgruppen bilden. Für die Zukunft wird eine solche Entwicklung unerlässlich sein.

V. Schlußfolgerungen

Aus dem bisher Dargestellten ergibt sich, daß solche Gruppendienste sicher nicht die einzige Form sind, in der die Gemeinde Jesu Christi leben kann und soll.

Sie sind aber eine Form, die in besonderer Weise den Herausforderungen unserer Zeit Rechnung trägt, und die auch geeignet ist, den Dienst der Kirche in der Umwelt, in der sie heute lebt, wirksamer zu gestalten. Die Kirche sollte weder Phantasie noch Anstrengungen scheuen, um ihren Dienst in der Welt von heute und morgen so gut wie möglich auszurichten. Gewiß sind die einzelnen Gruppendienste oft noch mit Mängeln behaftet. Es wäre aber zu billig, allein darauf das Augenmerk zu richten, zumal gerade hier manchmal gut Angelegtes an menschlichen Unzulänglichkeiten leidet. Das kann uns jedoch nicht hindern, den Gruppendienst in der Kirche als einen ihr gebotenen Weg zu ihrer Erneuerung anzusehen.

Daraus folgt:

1. Die Kirchenleitungen sollten den in Gruppen arbeitenden Brüdern und Schwestern nicht Mißtrauen entgegenbringen und ihnen keine formalen Schwierigkeiten in den Weg legen. Sie sollten statt dessen jede Form von Gruppendiensten fördern, um weitere Glieder für solche Arbeit zu gewinnen. (In der Ev. Kirche Berlin-Brandenburg geschieht das etwa in Anfängen bei den Versuchen mit Großparochien). Dabei sollte auch Raum zu Experimenten gegeben werden, wobei niemand erwarten sollte, daß alle Experimente gelingen.
2. Die kirchlichen Ausbildungsstätten sollten ihre Studenten oder Schüler bereits auf Teamarbeit vorbereiten und ihnen die Erkenntnisse vermitteln, daß die veränderten Strukturen im weltlichen Raum auch neue Strukturen der Kirche erforderlich machen. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß es gut wäre, wenn Theologen, nicht nur während der Ausbildung, sondern für längere Zeit einen anderen Beruf ausübten. Sie könnten der Kern bei der Bildung neuer Gruppendienste werden.
3. Auch die Gemeinden, die noch keine Gruppendienste kennen, sollten überlegen, wie sie Gruppenformen — parochial und überparochial — ins Leben rufen könnten.
4. Die bestehenden Gruppen sollten ihre Erfahrungen mehr als bisher der ganzen Kirche zugänglich machen.

Veränderungen im Kuratorium

Im Kuratorium der Gossner-Mission hat es wiederum eine Veränderung unter den Mitgliedern gegeben: Herr Pfarrer i. R. Dr. Walter Augustat bat darum, aus der aktiven Mitarbeit entlassen zu werden, nachdem er über 20 Jahre in dem leitenden Gremium der Gossner-Mission mitgearbeitet hat. Das hatte dadurch seine besondere Bedeutung, als er im letzten Jahrzehnt Vorsteher des von Johann Evangelist Gossner gegründeten Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhauses gewesen und dadurch unserem Dienst besonders verbunden war. Nur zögernd entsprach das Kuratorium seiner Bitte und beschloß einstimmig, ihm die Ehrenmitgliedschaft anzutragen, die Bruder Augustat dankbar annahm.

Dafür konnten zwei neue Kuratoren gewonnen werden, die unserem Dienst seit Jahr und Tag besonders nahestehen: Einmal Herr Dipl.-Ing. Klaus Schwerk, der Mitte Dezember 1968 die Leitung des TTC Fudi in Indien niedergelegt hat und nach Berlin zurückgekehrt ist, sowie Herr Diakon Fritz Weissinger, den jetzigen Leiter des Amtes für Mission und Ökumene der Evangelischen Kirche von Hessen und Nassau, der seinen dienstlichen Sitz auf dem Gelände des Gossner-Hauses in Mainz-Kastel hat.

Das Kuratorium freut sich über die Mitarbeit dieser beiden Brüder ganz besonders.

Neue Leitung im Elisabeth-Diakonissenhaus

Der neue Vorsteher des von Joh.-Ev. Gossner gegründeten Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhauses, Pfarrer Hans Ulrich Scheffler, und die neue Oberin, Schwester Aenne Steffanowski, wurden am Sonntag, dem 8. Dezember, durch Bischof D. Kurt Scharf in ihr Amt eingeführt. Pfarrer D. Robert Frick (Düsseldorf-Kaiserswerth) hielt die Predigt.

Das Amt des Stiftsvorstehers war über drei Jahre unbesetzt. Pfarrer Scheffler (46) war bisher Pfarrer an der St. Simeon-Kirchengemeinde und zugleich Kreisjugendpfarrer des Kirchenkreises Köln Stadt. Oberin Steffanowski, die bereits Anfang des Jahres die Krankenhausleitung übernommen hatte, ist als Nachfolgerin der verstorbenen Oberin Annemarie Schulenburg Leiterin der Schwesternschaft. Sie ist Kaiserswerther Diakonisse und kommt aus der Leitung großer Krankenhäuser.

Aus Indien zurück

Oberkirchenrat Ulrich von Brück aus Dresden beendete Mitte Dezember einen dreiwöchigen Besuch in Indien, der auf Einladung kirchlicher Organisationen und Krankenhäuser erfolgte. In der Gossner-Kirche besuchte er die Orte Ranchi, Fudi, Takarma und Khuntitoli. Er überzeugte sich von der Verwendung der Hilfen, die Indien in den vergangenen acht Jahren im Rahmen der Aktion BROT FÜR DIE WELT von den Gemeinden der DDR erhalten hat.

TAGEBUCHNOTIZEN 1968 AUS AMGAON

Ende Mai: Höhepunkt der heißen Zeit! Temperaturen auf Schwesternveranda bis 46 Grad — gibt es nicht mal einen abkühlenden Regen? Auch Erde und Pflanzen lechzen nach Wasser; vieles ist vertrocknet. Bin gleich nach Rückkehr aus dem Urlaub mit Bett zu Schwester Ursula nach draußen gezogen. Wenn man nur besser schlafen könnte. Auch nachts kaum Abkühlung unter Körpertemperatur. Morgens um 4 Uhr, zur erträglichsten Zeit, Wecken durch lauten Ruf eines Vogels, von uns „Schreier“ genannt — die Nacht ist vorbei. — Schwester Ursula hatte während ihres Alleinseins viel komplizierte Entbindungen; manuelle Plazentalösung und „Vacuum-Extraction“ werden auch von unseren deutschen Schwestern durchgeführt.

30. 6. Mit dem Regen kommen die Schlangen; leben z. B. in den Termiten-Bauten. Hören wiederholt von Patienten und Arbeitern von Schlangen, die mit dem Schwanz beißen und anderen, die nur giftig sind, wenn sie Sonntags beißen. Hören überhaupt oft für uns unglaubliche Dinge — werden wir diese Menschen je richtig verstehen? Wie anders ist ihre Gedankenwelt!

5. 7. Ein Tetanus-Baby ist relativ früh nach einem Tag Krämpfen gebracht worden. Erhebliche Besserung nach zwei Tagen Behandlung mit hohen Dosen Tetanus-Serum und Sondenfütterung. „Es paßt nicht mehr“ zu bleiben. Fortlaufen über Nacht, da Baby „immer noch nicht gesund“.

9. 7. Junge mit stark blutender, klaffender Wunde am Fuß (durch Beil) ist gebracht worden. Was tun? Schwester Ursel und Schwester Monika müssen wie Ärzte handeln. Die spritzende Arterie liegt tief, muß gefunden und genäht werden — doch wie? Nie so etwas vorher gemacht — steht aber im Buch! Blutung wird zum Stillstand gebracht, klaffende Wunde genäht.

10. 7. Dem Jungen geht es gut — viel Grund zum Danken! Eben ist wieder ein Tetanus-Baby gebracht worden, krampft seit drei Tagen, ist steif wie ein Brett. Brandmale — hiesige Dorftherapie! — auf gespanntem Bauch. Meist Nabelinfektion, durch „heiligen Kuhmist“ verursacht. Wirksamste Medizin ist Getränk aus Kuhmist mit Urin gemischt. Wir ahnen nicht, was bei Dorf-priestern und Medizin-Männern vor sich geht!

11. 7. Tetanus-Baby noch gestern abend gestorben. Wieder Eltern mit Kind von über 40 Grad Fieber trotz Warnung fortgelaufen. Schon nach einer Stunde mit stark krampfenden Kind. Zu Boden werfend „Helft, helft, gebt gute Medizin ...“ — zu spät; trotz sofortiger intramuskulärer Gabe von Resochin (Malaria-Mittel) keine Rettung mehr möglich. Wieder laufend Fälle mit schwerer Gehirnmalaria — innerhalb von Stunden kann durch Krämpfe der Tod eintreten, — erleben erschütternde Szenen im Hospital. Und immer noch lastet die Verantwortung über Leben und Tod der Patienten auf den Schultern der Schwestern.

15. 7. Wunde des Jungen sieht gut aus — hoffentlich bleibt er lange genug! Endlich der ersehnte Regen — keine Zeit zum Kranksein, der Reis muß gepflanzt werden.

18. 7. Ankunft unserer neuen indischen Schwester, Sita Aind; sie ist Hindu, im Missionshospital in Süd-Orissa ausgebildet worden. Nun haben wir vier ausgebildete indische Kräfte, sie und Luther Minz, unseren Krankenpfleger, und zwei Schwesternhelferinnen. Die Zeit ist knapp für Einführung und Übergabe der Verantwortung an unsere indischen Mitarbeiter — in drei Jahren wird von uns keiner mehr hier sein!

19. 7. Kind mit stark geschwellenen Mandeln und dickem Belag wird gebracht — sollte es Diphtherie sein? Bisher noch keinen Fall erlebt, auch nie gesehen.

20. 7. Verschlechterung des Zustandes des Kindes, Atemnot. Wir haben weder Diphtherie-Serum noch können wir Luftröhrenschnitt machen, — einzige Chance, das Leben des Kindes zu ret-



Ursula von Lingen

HEIMKEHR

Anfang Dezember 1968 haben zwei unserer Schwestern im Missionskrankenhaus Amgaon ihren langjährigen Dienst beendet und kehren über Afrika nach Deutschland zurück, wo wir sie im März 1969 erwarten.

Ursula von Lingen, Schwester und Hebamme, reiste am 13. 1. 1960 aus und hat in fast 9 Jahren schwerem Dienst Tausenden von Patienten helfen können, besonders seitdem sie in eigener Verantwortung nach der Rückkehr des Arztes Dr. Rohwedder lebenswichtige Entscheidung zu treffen hatte. Ihre Mitarbeiter in Indien und die Gossner-Mission sind Schwester Ursula für diese Jahre dankbar. Nach ihrer Rückkehr wird sie die Schwesternhochschule in Heidelberg besuchen.

Gleichzeitig beendet Marlies Gründler, medizinisch-technische Assistentin in Amgaon, ihren Dienst. Sie war im Herbst 1960 zusammen mit ihrem Vater Dr. Gründler ausgereist. Die ihr gestellten Aufgaben gingen weit über die Laborarbeiten hinaus. Wichtige Baumaßnahmen wurden unter ihrer Regie durchgeführt, und die gesamte Verwaltung des Krankenhauses lag in ihren Händen. Erfreulicherweise konnte sie ihre Aufgaben in die Verantwortung von indischen Kräften übergeben. Auch ihr sei an dieser Stelle ein herzlicher Dank gesagt.

Marlies Gründler



NEUANFANG

Wir berichteten vor Jahresfrist, daß Schwester Marianne Koch kurzfristig von Amgaon nach Deutschland zurückkehren mußte, weil eine ärztliche Spezialbehandlung erforderlich schien. Inzwischen ist nach längerer Behandlung ihre Gesundheit wieder hergestellt. Nach einem Kursus für Tropenkrankheiten ist sie im November 1968 wieder ausgerüstet, um ihren Dienst in Amgaon zusammen mit der dort verbliebenen Schwester Monika Schutzka fortzusetzen.

Anfang Dezember kehrte auch die indische Ärztin Annie Bage nach Amgaon zurück, nachdem sie für ein Jahr beurlaubt war, um im Krankenhaus der Jeypur-Kirche in Nowrangapur eine zusätzliche chirurgische Ausbildung zu empfangen.

Um die Zukunft christlicher Krankenhäuser

Odense, Dänemark — Auf die prekäre wirtschaftliche Lage kirchlicher Krankenhäuser in vielen Teilen der Welt machten führende Mitarbeiter der „Christlichen Gesundheitskommission“ in Odense den Abteilungsausschuß für Evangelisation und Weltmission des Ökumenischen Rates der Kirchen aufmerksam.

In Indien, so berichtete der Direktor der Kommission, Mr. James McGilvray, gibt es heute insgesamt 618 kirchliche Krankenhäuser, die zusammen 18 Prozent aller indischen Krankenhausbetten stellen. Jedoch sind 70 Prozent dieser Krankenhäuser über 40 und 25 Prozent über 70 Jahre alt. Für ihre Instandsetzung, Erweiterung und Modernisierung, so ergab eine kürzlich von amerikanischer Seite durchgeführte Umfrage, wird ein Betrag von 20 Millionen Dollar benötigt.

Unter solchen Voraussetzungen sollte nach den Anregungen McGilvrays ein internationales, zwischenkirchliches Planungskomitee gebildet werden, das den Verwaltungsstellen kirchlicher Krankenhäuser hilft, Prioritäten aufzustellen. McGilvray nannte vier Gesichtspunkte, die dabei zu berücksichtigen seien: Die künftige Arbeit kirchlicher Krankenhäuser muß innerhalb der staatlichen Gesundheitsfürsorge des jeweiligen Landes geplant werden. — Die Krankenhäuser dürfen nicht nur den einzelnen Patienten im Auge haben, sondern müssen sich an den Bedürfnissen der ganzen Gemeinschaft orientieren. — Mutter- und Kindfürsorge müssen stärker in den Vordergrund der christlichen ärztlichen Tätigkeit treten. — Die Familienplanung und -fürsorge, die die Wahl der Methoden dem Gewissen des einzelnen überläßt, müssen als vordringlich eingeplant werden.

Die „Christliche Gesundheitskommission“ hat im vergangenen Juni ihre Arbeit aufgenommen. Ihre Bildung war im August 1967 in Heraklion vom Zentralausschuß des Ökumenischen Rates gebilligt worden. Die Kommission wurde seinerzeit beauftragt, auf dem Gebiet der christlichen ärztlichen Tätigkeit für eine straffere Koordination der vorhandenen Mittel zu sorgen, sowie die Zusammenarbeit unter den Kirchen einerseits, zwischen Kirchen, anderen freiwilligen Verbänden und der staatlichen Gesundheitsfürsorge andererseits zu fördern. Außerdem führt die Kommission Studien über den christlichen Dienst am Kranken durch.

ten, ist Ispat-Hospital, Rourkela, 100 km entfernt. Sie können nicht zahlen — wir legen Rs 200,— (ca. 120,— DM) zur Aufnahme auf den Tisch. Auch die nehmen wir aus der Extra-Kasse, die unsere Freunde nicht leer werden lassen.

25.7. Schwester Ursula holt Dr. Biehler, Studentenpfarrer und Arzt, in Rourkela ab. Mit Studentengruppe gekommen, soll er die arztlose Zeit für sieben Wochen überbrücken helfen. — Schwester Ursula erkundigt sich im Ispat-Hospital, dem Diphtherie-Kind geht es besser.

5.8. Schwester Monika hat mehr Zeit für Schwerkranke auf Station und Einarbeitung von Sita. Wie gut, daß sie eine Oriya ist, die hiesige Sprache beherrscht, mit den Patienten reden kann. Ein Problem Indiens ist die Vielsprachigkeit. — Denke dabei an die Ausdrucksweise der Patienten: Einer möchte Medizin haben, weil er immer weinen müsse, wenn er liest, ein anderer Medizin für seine Frau, daß sie bei ihm bliebe. Eine Frau bittet um Medizin, weil das, was sie sagen will, nicht auf ihre Zunge käme. Man muß diese Menschen in ihrer Einfältigkeit doch gern haben, auch wenn man manchmal über Unverstand verzweifeln könnte!

30.8. Viele elende Tbc-Kranke — ein Drittel unserer 60 Betten ist mit ihnen belegt: Junger Mann von ca. 18 Jahren, Haut und Knochen, ca. 25 kg. Eltern nehmen ihn nach zehn Tagen wieder heim. Ein anderer, schon gebessert entlassen gewesen, um als „Outpatient“ monatlich Medizin zu holen, wollte ausprobieren, „ob nicht schon ganz gesund“, — kommt nach vier Monaten todkrank und als Gerippe zurück. Und doch sehen wir Fortschritte. Noch vor acht Jahren blieb ein Tbc-Patient höchstens eine Woche! Vor acht Jahren nur komplizierte Entbindungen in den Dörfern, jetzt ständiges Ansteigen von Entbindungen im Hospital.

1.9. Unser Katechet hält Gottesdienste in Oriya (Gossner-Christen meist Hindi sprechend), so daß Patienten teilnehmen können. Versucht auch, Kontakt zu Patienten zu bekommen, doch noch geschieht zu wenig bei uns. Wilhelm Kandulna, von uns zur Ausbildung ins Theologische College in Kotapat, Orissa, geschickt, braucht noch vier Jahre! Christina und Premo, vor ca. vier Jahren getauft, wollen lesen lernen, damit sie die Bibel selbst lesen können — behielten doch nicht alles, was sie hörten!

2.9. Heute keine Post, weil „Postsack zu schwer“ — muß 14 km getragen werden!

8.9. Dr. Biehler hält Gottesdienst im Christendorf Purnapani, 6 km entfernt. Müssen mit dem Einbaum zur anderen Flußseite übersetzen. Von Einbäumen hatte er bisher auch nur gelesen. Wenn auch noch warm, so doch schöner Weg durch reife Reisfelder. Begrüßung durch Gemeinde mit Händewaschung, Bekränzung und Adivasi-Tänzen. Nach dem Gottesdienst (Übersetzung von Englisch in Hindi) Besuch bei Luther und Familie im neuen Lehmhaus in Nähe seiner Felder. Kaum angekommen kommt Bote aus Amgaon: Sofort kommen, stark blutende Frau braucht Eingriff. Schwester Monika hat alles vorbereitet — höchste Zeit. Blasenmole wird entfernt, Blutung kommt zum Stillstand — Absinken des Hbs bis auf 25 %.

11.9. Die Frau erholt sich, will sogar aufstehen — wir staunen manchmal, woher die Leute noch die Kraft hernehmen. Patienten mit 20–30 % Hb kommen angelaufen. — Abends: Operation bei ca. zwölfjährigem Jungen mit Ileus; trotz schlechtem Allgemeinzustand gut überstanden.

Die nächsten Wochen werden wie im Flug vergehen; wir wollen noch einmal zu unseren Gossner-Mitarbeitern nach Khuntitoli, Fudi und Ranchi, möchten auch Schwester Ilse Martin in Takarma besuchen.

Dank all den Freunden und Verwandten, die für unsere Arbeit beteten und opferten — Amgaon, Mitarbeiter und Kranke brauchen weiterhin eure Fürbitte und Hilfe; vergeßt sie nicht, auch wenn Schwester Ursula und ich bald abfahren werden.

Der letzte in einer langen Reihe

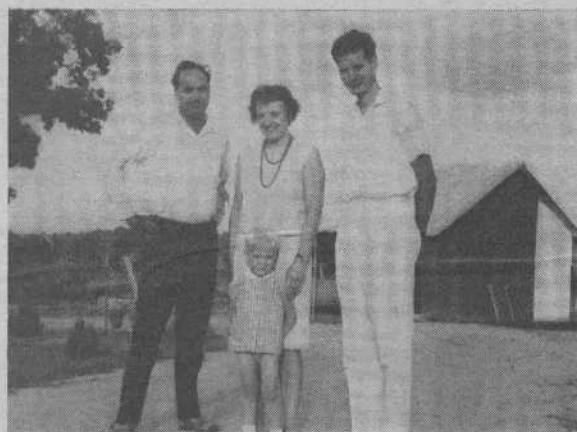
Als wir am 10. November 1968 in Bad Hersfeld Dipl.-Ing. Helmut Hertel im Gottesdienst seiner Heimatgemeinde mit seiner Familie aussandten und nachmittags im kleineren Kreise nach Indien verabschiedeten, waren wir uns der denkwürdigen und bewegenden Tatsache bewußt, daß die Gossner-Mission dem letzten Mitarbeiter für einen mehrjährigen Dienst in der Gossner-Kirche Gottes Reisesegen erbaten. Nach menschlichem Ermessen ist er das Schlußglied der Kette von 175 Boten und Dienern des Evangeliums, die in über 120 Jahren aus Deutschland zu den Adivasi in Chotanagpur und Assam gegangen sind, um unter ihnen und mit ihnen auf Befehl Jesu Christi zu arbeiten. Das Visum war nach langen Monaten, die an der Geduld zehrten, doch noch erteilt worden. Bruder Hertel wird in der Handwerkerschule Fudi den Platz einnehmen, den Dipl.-Ing. Klaus Schwerk Mitte Dezember nach Beendigung seiner Vertragszeit verlassen hat. Im Jahr des 50jährigen Jubiläums unserer lieben Gossner-Kirche wird noch Anlaß genug sein, der Segensgeschichte mit ihren Höhen und Tiefen zu gedenken, die diese 175 Aussendungen umschließt.

Der nach Berlin heimgekehrten Familie Schwerk gilt unser Dank für die fünf Jahre hingebender und aufreibender Arbeit. Und unsere lieben Freunde Hertel befehlen wir in allem, was auf sie einstürmt — der erste Bericht von ihrer wohlbehaltenen Ankunft und des sehr herzlichen Empfangs traf schon ein — der Treue und dem Segen unseres Herrn.

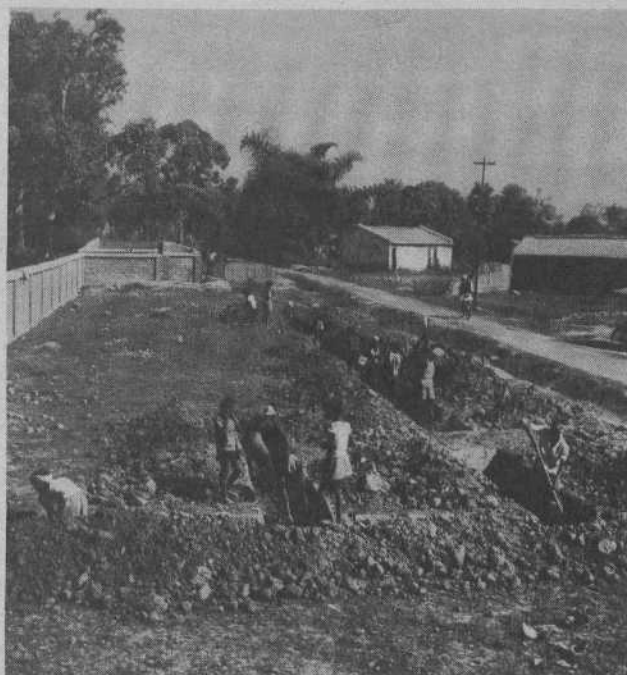
Indische Mitarbeiterin für das Gossner-Haus in Mainz-Kastel

Das Gossner-Haus in Mainz-Kastel hat für die Arbeit in der Industrie-Mission eine indische Mitarbeiterin gewonnen. Fräulein Mukerjee stammt aus Kalkutta, wo sie Pädagogik und Wirtschaftswissenschaften studierte und im Jahre 1959 ihr Abschlußexamen an der Universität von Kalkutta ablegte. 1960 erhielt sie an einem Institut in Bombay ein sozialwissenschaftliches Diplom. Seit 1964 war sie Mitarbeiterin im Ökumenischen Sozial- und Industrie-Institut in Durgapur (Nordindien). Im Winter 1967/68 hielt Pastor Dohrmann, Wolfsburg, dort Vorlesungen, um die Erfahrungen aus dem Bereich der deutschen Kirchen weiterzugeben. Bei dieser Gelegenheit wurde vereinbart, daß Fräulein Mukerjee für drei Jahre als Mitarbeiterin in der Arbeit des Gossner-Hauses in Mainz-Kastel wirken soll.

Damit wird zum Ausdruck gebracht, daß in dieser modernen Missionsarbeit Christen aus Indien und Deutschland gemeinsam arbeiten müssen und der Einbahnverkehr von Europa nach Asien aufgegeben wird. Die Gossner-Mission erwartet von der neuen Mitarbeiterin wichtige Anstöße für die Verkündigung des Evangeliums in der modernen Gesellschaft. Die Erfahrungen, die sie bei Gemeindebesuchen und in Mitarbeiterkreisen unserer Kirche gewinnt, werden sich bei ihrer Rückkehr nach Indien fruchtbar auswirken.



Klaus Schwerk in Fudi



Baustelle des TTC Fudi



Fräulein
R. Mukerjee

Im Jahr des Goldenen Jubiläums der Gossner-Kirche,

die 1919 als erste „Junge Kirche“ aus deutscher evangelischer Missionsarbeit ihre Autonomie erklärte und dieses denkwürdigen Ereignisses vor 50 Jahren im Okt. 1969 festlich in Ranchi gedenkt, sollten alle ihre Freunde in Deutschland, die der Gossner-Mission verbunden sind, in Dankbarkeit gegen Gottes gnädige und barmherzige Bewahrung Seines Volkes in Chotanagpur und Assam bereit sein für

ein besonderes Jubiläumsoffer!

Wir haben schon die unserer Arbeit verbundenen Landeskirchen in Deutschland darum gebeten; und erhielten nahezu von ihnen allen ein bereitwilliges Echo. Denn unsere Gossner-Kirche hat für eine Jubiläums-Gabe von 200 000,— DM sehr genaue und überzeugende Vorschläge gemacht. Sie möchte

zwei Gemeindezentren in neuen Industrie-Gemeinden
sowie eine Mädchen-Oberschule errichten;
und die theologische Ausbildung ihrer zukünftigen Pfarrer sichern.

Dafür ist dieser Betrag erforderlich. Und von 1970 an will die Gossner-Kirche für ihre Aufgaben ja im wesentlichen selbst aufkommen. (vgl. Seite 2)

So bitten wir auch Amtsbrüder und uns verbundene Gemeinden, die einzelnen Freunde und alle, die die Gossner-Kirche ein wenig kennen und von Herzen lieben: Laßt sie diese Eure Liebe spüren! Jubiläumsgaben **über Ihre sonstigen Opfer hinaus** bitten wir besonders zu kennzeichnen; wir werden Ende 1969 das Ergebnis dieser

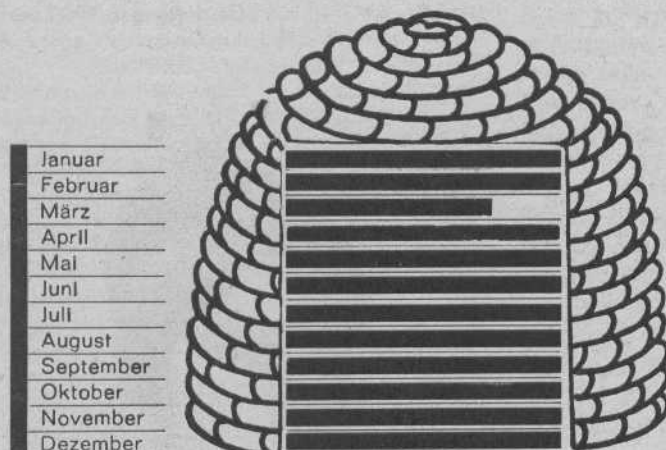
Sonder-Gabe

bekanntgeben. Nr.3 unseres Blattes „Die Gossner-Mission“ in diesem Jahr wird eine besondere und erweiterte Jubiläumsausgabe sein. Und in Nr.4 werden wir von den Festtagen in Ranchi ausführlich berichten.

Martin Seeberg

Christian Berg

UNSERE GABENSAMMLUNG 1968



Wir hatten nicht zuviel erwartet und um unserer Aufgaben willen erbeten. Der alt-ehrwürdige, zeichenhaft ermunternde „Bienenkorb“ wurde fast gefüllt. Dank sei allen Freunden und Gebern, Betern und Tätern! Wie wenig konnten wir tun, wo viel hätte getan werden sollen; aber der Herr kann das von Herzen Geopferte in reichen Segen verwandeln.

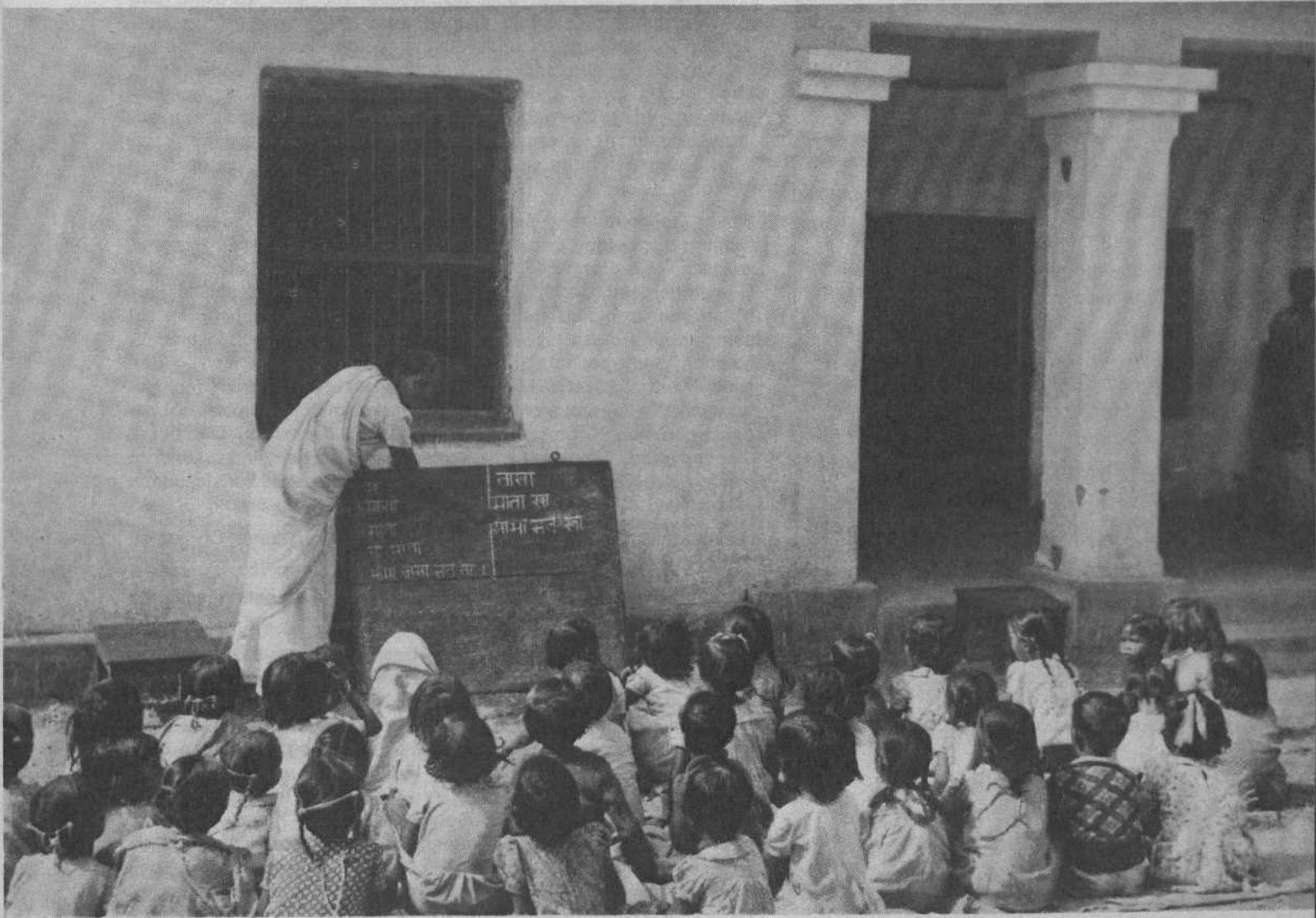
Gott vergelte alle Treue nach dem Reichtum Seiner Gnade!

Indien-Arbeit: Gossner-Mission, 1000 Berlin 41, Handjerystr. 19-20. Postscheckkonto Berlin West 520 50
Bankkonto: Berliner Bank, Dep.-K. 4, 1 Berlin 41, Konto Nr. 7480

Industrie-Mission Westdeutschland: Gossner-Mission, Wiesbaden-Kastel, Johannes-Gossner-Straße 14
Postscheckkonto: Hannover 1083 05

Die Gossner-Mission

A 20 759F



Hindi-Unterricht in einer Schule der Gossner-Kirche in Indien

INHALT

Hoffnung — Merkmal der Christen	Seite 2	Die Mission, Befreiung und Belastung	Seite 10
Vorarbeiten in Zambia schon 1969	Seite 3	Gossner-Mission nach Nepal	Seite 12
Arbeitslager in Slums von Nairobi	Seite 6	Die Einheit muß entdeckt werden	Seite 14

2

Berlin • April 1969

HOFFNUNG – MERKMAL DER CHRISTEN

Jesus ruft mich!

Er will mich von meiner
verkehrten Art abbringen.
Er will, daß ich Seine Hand
ergreife und Ihm folge.
Ich darf nicht zurücksehen,
darf mich nicht sorgen
um Wohlleben, Familie, Frau
und Kinder.

Unser Wohl liegt
in Seiner Hand, unsere Heimat
ist an Seinem Herzen, unsere
Sicherheit Sein starker Arm.

Nein, ich fürchte mich nicht
vor der Zukunft!
Der Herr der Welt,
der König aller Könige,
hat mir befohlen,
Ihm zu folgen
und hält mich an Seiner Hand.

Ich werde nicht stehenbleiben,
Ich werde nicht zögern.
Ich werde mich Seiner
nicht unwürdig erweisen,
wenn Er mir hilft.
Jesus, ich bin schwach.

Ich zittere, ich schaudere.
Ich kann versagen.
Man wird mich verlachen;
die Welt wird mich
einen Narren schelten.
Aber Du wirst mich nicht
verlassen.

Nein, Jesus,
was kommen will, mag kommen!
Gib mir Kraft, Dein Kreuz
für Dich zu tragen.

M. A. Thomas,
Südindien

Wir geben es zu: die Probleme unserer Zeit schlagen uns über dem Kopf zusammen. Die Zahl der Hungernden übersteigt selbst dann unsere Vorstellungskraft, wenn wir uns nur auf das eine Land Indien beschränken. Kriege, Unterdrückungen, Grausamkeiten, wo wir auch hinblicken. Nicht einmal in Biafra werden wir der Not Herr, geschweige denn auf einem ganzen Kontinent. Unsere Gefahr ist die Resignation. Vielleicht nicht im Kleinen, wenn wir ein hungerndes indisches Kind vor uns sehen, das unsere Hilfe brauchen könnte. Vielleicht nicht in Fudi oder Nairobi, wo Freunde die Missionsaufgabe für uns vertraut und durchschaubar zu machen suchen. Aber die immer größer werdenden Verflechtungen und Abhängigkeiten von einem Problem mit unzählig vielen anderen werden uns unheimlich und damit übermächtig. Unser deutsches Wirtschaftssystem wirkt sich negativ auf die Welternährungslage aus — kann ich es denn ändern? Politische Interessen der Weltmächte benutzen afrikanische Stammesfehden als ihren Tummelplatz — wer richtet dagegen etwas aus?

Unser Gedankengang beruht auf einem Fehler. Wir messen die Summe der Leiden und Aufgaben an unserer Person — ich hier, wer bin ich? Dort die ganze Welt! Wir haben sie aber an der Gemeinde Jesu Christi in aller Welt zu messen. Die Gossner-Mitarbeiter in Indien stehen mit einer ganzen Gossner-Kirche zusammen, und diese ist wiederum nur ein Teil der großen ökumenischen Gemeinschaft. Pfr. Riess in Afrika gliedert sich in den erdteilweiten All-Afrikanischen Christenrat ein und in den Nationalen Christenrat von Kenya, während gleichzeitig seine Landeskirche von Kurhessen-Waldeck hinter ihm steht. Die Leser dieses Heftes gehören nicht nur zu ihrer Ortsgemeinde, sondern werfen ihre Gaben in einer Gemeinschaft von Missionsfreunden zusammen, die gerade dadurch stark zur Hilfe wird.

Resignation ist eine Versuchung, an der Kraft Jesu Christi zu zweifeln und sich aus seiner Gemeinde zu isolieren.

Hoffnung heißt das Vorbild, welches uns die Apostelgeschichte von der Kirche zeichnet (2, 42–47).

Die junge Gemeinde in Jerusalem besitzt Merkmale, die in ihrer Umwelt nicht unbeachtet bleiben. Ihre Gemeinschaft ist so lebendig, daß neue Formen entstehen. Das tägliche Zusammenleben wird mit Beten, Essen und dem Herrenmahl gestaltet, wirtschaftliche Schwierigkeiten finden eine Lösung, vor allem aber wird es Brauch, sich unablässig mit dem Neuen zu beschäftigen, was die Lehre Jesu in ihre Frömmigkeitswelt hineingebracht hat. Dadurch geben die Christen Gott Raum, über ihre Erwartungen hinaus seine Kraft in Wundern und Zeichen zu erweisen, und Gott gibt seiner Gemeinde eine Atempause. Noch verängstigt sie keine Anfeindung oder Auseinandersetzung. Im Gegenteil. Die Christen lernen es, sich unter den Leuten im Tempel ebenso selbstverständlich zu bewegen, wie in der Öffentlichkeit und in ihrem eigenen Kreis. Sie reifen als Gemeinschaft und bleiben gleichzeitig offen und aufnahmebereit für Menschen außerhalb ihrer Gruppe.

Wir leben auch in einer Atempause der Kirche. In Deutschland und in der großen Völkerwelt genießt sie noch immer Ansehen und manchen Einfluß. Aber ähnlich wie in Jerusalem kann sie nicht mit dem Wort von der Hoffnung für die Welt allein überzeugen, sie muß „Hoffnung tun“. Nach zweitausend Jahren Kirche „in der Apostel Lehre“ ist vielen Menschen, selbst wenn sie keine Christen sind, bekannt, was für ein Vorbild und welche

Verhaltensweisen Christus seiner Gemeinde gegeben hat. Wenn wir nun davon abweichen, stehen wir nicht nur vor dem richtenden Auge Gottes, sondern auch der Welt. Und diese Welt wird sich dann auch nicht von uns verändern lassen, weil sie unser Zeugnis für Gott nicht von uns annimmt.

Worauf warten Gott und die Welt?

In dem Größenmaß einer Weltbevölkerung muß heute z.B. das Problem von Arm und Reich gelöst werden. Die Frage lautet ja nicht mehr, ob Privateigentum für Christen erlaubt ist oder nicht — wie manche aufgrund des Beispiels der Jerusalemer gefragt haben —, sondern ob politische und wirtschaftliche Gesichtspunkte allein über unsere Art der Entwicklungshilfe entscheiden dürfen. Wir wissen doch, daß die reichen Völker vorwiegend die im christlichen Glauben erzogenen Völker sind. Sind wir wirklich christlich und beteiligen voll die Armen? Hoffentlich sagen wir jetzt nicht wieder: was kann denn ich dabei tun — und kehren damit zu den Argumenten zurück, die wir gerade verworfen haben. Könnten wir nicht dieses Heft unter dem Gesichtspunkt lesen, ob wir aus den Berichten von Indien und Afrika neue Formen unserer Mitarbeit lernen können, unter Umständen so neu und ungewöhnlich wie die Gemeindeform in Jerusalem es für ihre Zeit war, aber ebenso unter dem Zeichen von Hoffnung und Kraft, die Wunder wirken. Christa Springe

Vorarbeiten in Zambia schon 1969

Entsendung eines Vortrups im Mai

Als das Kuratorium Mitte Oktober 1968 beschloß, die Einladung aus Zambia zur Arbeit dort grundsätzlich anzunehmen, tat es das unter der Voraussetzung, daß der Beginn im Jahr 1970 erfolgen werde. Das schien ratsam zu sein, weil einmal in diesem Jahr das Jubiläum der Gossner-Kirche im Oktober eine Fülle vermehrter Aufgaben für die Gossner-Mission bringt; zum anderen auch deshalb, um die Vorbereitungen für die Aufgabe in Zambia gründlich und ohne Übereilung treffen zu können.

Ein drängender Brief aus Lusaka

Noch im Oktober, unmittelbar nach dem Beschluß des Kuratoriums, traf ein Brief aus der Hauptstadt Zambias in Berlin ein, der dringend darum bat, daß die Gossner-Mission doch schon im Jahr 1969 mit ihrer Arbeit einsetzen möchte. Offenbar möchte die Regierung uns schon an der nicht einfachen Planung des Umsiedlungs-Vorhabens im Süden des Landes mitbeteiligt sehen. Es wurde um die Entsendung eines **Vortrups von 4 Personen im Frühjahr 1969** gebeten. Diese Bitte versetzte die Leitung der Gossner-Mission in nicht geringe Schwierigkeiten, zumal es in den nächsten Monaten nicht gelang, nähere Einzelheiten über die Pläne der Regierung in Lusaka nach den verschiedenen Richtungen hin in Erfahrung zu bringen. Wir wußten wohl, daß man dort an der Arbeit war; und wir mußten veranschlagen, daß die allgemeinen Wahlen in Zambia am 19. Dezember 1968 in ihrer Vorbereitung und in ihren Auswirkungen — die Regierung des Präsidenten Dr. Kaunda war durch sie bestätigt worden — sehr viel Arbeit gebracht hatten. Immerhin!

Das Echo des Aufrufs

Wir entschlossen uns, wenn irgend möglich dem Ruf zu folgen, der zur Hilfe rief. Die finanzielle Voraussetzung, das zu können, schuf eine großzügige Hilfe der Evangelischen Kirche von Hessen-Nassau, die unsere betreffende Anfrage sehr freundlich und rasch beantwortete. Noch wichtiger war, daß geeignete Men-

Zahlen zum Nachdenken und zur Freude

Mehr als 105 Millionen Bibeln, Neue Testamente, Bibelteile und Bibelauswahlhefte wurden im Jahre 1967 von den Mitgliedern des Weltbundes der Bibelgesellschaften in der Welt verbreitet. Von ihnen entfielen auf

die vollständige Bibel	5 Millionen
das Neue Testament	13 Millionen
Bibelteile	32 Millionen
Bibelauswahlen	55 Millionen

Nach Kontinenten geordnet belief sich die Bibelverbreitung im Jahre 1967 in

Afrika	auf rund	10 Millionen
Nordamerika	" "	45 Millionen
Südamerika	" "	24 Millionen
Asien	" "	20 Millionen
Australien/Ozeanien	" "	1 Million
Europa	" "	5 Millionen

Zum Vergleich: Im Jahre 1966 betrug die Gesamt-Bibelverbreitung 93 Millionen, im Jahre 1965 77 Millionen. In den 105 Millionen Exemplaren, die im Jahre 1967 verbreitet wurden, ist der — in Europa und Nordamerika beträchtliche — Umsatz durch private und kommerzielle Verleger nicht enthalten. In Afrika, Asien und Südamerika sind jedoch schätzungsweise 95 Prozent aller verbreiteten Bibelbücher Ausgaben der Bibelgesellschaften.



Im Flugzeug über der Kupferstadt Kitwe

Der Distriktsort Kasempa



Indira Gandhi zur Entwicklungshilfe

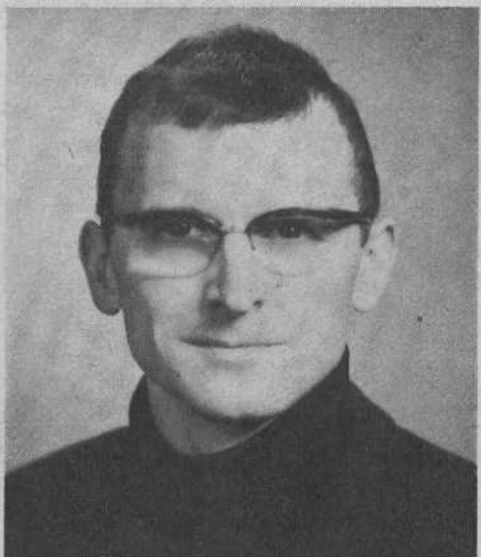
„Entwicklungshilfe kann durchaus legitim als eine Form des aufgeklärten Selbstinteresses der Geberländer bezeichnet werden, vor allem wenn sie mit dem Kauf von Ausrüstungsgegenständen und Know-how verbunden ist. In Indien beträgt die Auslandshilfe etwa ein Fünftel unserer Gesamtinvestition. Man darf nicht vergessen, daß der Fortschritt Europas nicht nur der Arbeit der europäischen Völker zu verdanken war. Lange Zeit haben Asien, Afrika und Südamerika dazu beigetragen, weil sie kein genügendes Entgelt für ihre Produkte erhielten. Die alten Weltreiche sind dahingesunken, aber die koloniale Struktur der Weltwirtschaft ist geblieben, wie das ungelöste Problem der Terms of Trade beweist. Hilfe ist daher nur eine teilweise Kompensation für das, was die größere Wirtschaftsmacht der fortgeschrittenen Nation uns auf dem Wege angemessener Preise für unsere Produkte verweigert.“

(Aus einer Rede
vor den „Vereinten Nationen“
in New York im Oktober 1968)

Dipl.-Landwirt H. Vogler



Pfarrer Kl. Bäumlín



schen sich zur Verfügung stellen würden, um die Erkundung der Aufgaben im einzelnen vorzunehmen.

Das ist geschehen. Wir können von Herzen dankbar dafür sein, welches erste Echo unser Aufruf, den wir der letzten Nummer unseres Dienst-Blattes beigaben, gefunden hat. Allein für den des Theologen meldeten sich drei jüngere Pfarrer, die gern willens waren, die gewiß nicht leichte, erst in Umrissen erkennbare Aufgabe pionierhaften Charakters zu übernehmen. Die anderen im Aufruf genannten Dienste warten teilweise noch auf die geeigneten Kräfte. Aber wir vertrauen Gott, daß er uns die geeigneten Menschen zeigen und zuführen wird, die unserem Herrn „an seinen geringsten Brüdern“ zu dienen bereit sein werden.

Der Vortrupp

So waren wir zu unserer Freude in der Lage, den aus Zambia erbetenen Vortrupp zusammenstellen zu können, dem eine sehr verantwortungsvolle Aufgabe zukommt, wenn er jetzt im Frühjahr nach Zentralafrika aufbricht. Wir bitten schon jetzt, dieser unserer Brüder zu gedenken.

Es werden ihm angehören:

Dipl.-Ing. Klaus Schwerk, unser früherer Mitarbeiter in Fudi / Indien, der von seiner bisherigen Tätigkeit vielfältige Erfahrungen mitbringt und die **Leitung der Gruppe** für ca. 9 Wochen übernehmen wird.

Pfarrer Klaus Bäumlín, aus der Kirche des Kantons Bern in der Schweiz, der seit dem vergangenen Jahr bei Gossner-Ost mitgearbeitet hat und dem seine Heimatkirche gern gestattet hat, bei einer Mission aus Deutschland — in Übersee mitzuarbeiten.

Diplom-Landwirt Hermann Vogler, der aus einem Bauernhaus im Hunsrück stammt, in Berlin sein Studium beendet hat und z. Zt. seine englischen Sprachkenntnisse in London vertieft. Seine geistliche Heimat ist die Studentenmission in Deutschland (SMD).

Kaufmann Robert Montag aus London, der früher Finanzberater der Gossner-Kirche war und zu Beginn im Jahr 1966 die große Kinderspeisung in Calcutta von BROT FÜR DIE WELT aufbaute.

Nach spätestens 3½ Monaten werden alle Angehörigen des Vortrups zurückgekehrt sein, um gemeinsam ihren mündlichen und schriftlichen Bericht erstatten zu können. Dieser wird dann die Grundlage sein für die Zusammenstellung der gesamten Dienstgruppe, die etwa im März 1970 dann die im einzelnen ermittelten und klar bezeichneten Aufgaben in Angriff nehmen wird.

Verabschiedung am Himmelfahrtstag (15. Mai)

Schon jetzt und auf diesem Wege laden wir dazu ein, an der Verabschiedung unserer Freunde und Brüder teilzunehmen oder doch dieses Tages in besonderer Fürbitte zu gedenken. Nach altem Brauch begeht die Gossner-Mission am Himmelfahrtstag ihr **Jahresfest**. Was liegt näher, als an diesem Tage die Aussendung vorzunehmen und in gemeinsamem Gottesdienst und in festlicher Freude dem Vortrupp unsere Segenswünsche mitzugeben. Wir haben dann auch Gelegenheit, sie persönlich kennenzulernen und sie zu hören. Alle Freunde der Gossner-Mission in Berlin merken sich jedenfalls diesen Tag um des besonderen Ereignisses fest vor, und viele im Westen, auch einige im Osten unseres Landes (soweit die Nachricht zu ihnen dringt) werden sehr zu uns herdenken. Denn es ist nun einmal ein besonderer Einschnitt auf dem Weg der Gossner-Mission!

Einige Aufgaben des Vortrups

Die vier Brüder werden Anfang Mai im Missionshaus in Berlin eine Woche miteinander arbeiten, um sich die verschiedenen Aufgaben deutlich zu machen, die auf sie warten. Sie werden

sicher erst 8 bis 10 Tage in der Hauptstadt Zambias Verbindungen knüpfen, Informationen sammeln und Verhandlungen führen, dann aber gen Süden in das spätere Arbeitsgebiet aufbrechen, um dort die Gegebenheiten zu prüfen und die zukünftige Arbeit zu erkennen.

Mit der Regierung und dem „Rat der christlichen Kirchen“ Zambias werden intensive Gespräche zu führen sein, was diese von der Arbeitsgruppe der Gossner-Mission im einzelnen erwarten und wir von ihnen.

Zahl und Stand der christlichen Gemeinden dort in der Südprovinz, Zahl und Charakter der umzusiedelnden Menschen, Schulwesen, gesundheitliche Lage und wirtschaftliche Möglichkeiten müssen erkundet werden. Transportfragen, Bauaufgaben und Bodenverhältnisse sind zu prüfen.

Kurzum, kaum ein Bereich menschlichen Lebens auf wahrscheinlich sehr niedriger Stufe darf von den Unseren außer acht gelassen werden. Nach Geist, Seele und Leib soll ja der Dienst geschehen, wie der Vater Jesu Christi uns Menschen in dieser umfassenden Weise seine Hilfe und Barmherzigkeit geschenkt hat und fort und fort erzeugen will. Das ist die missionarische Aufgabe, die auf die Gossner-Mission in Zambia wartet.

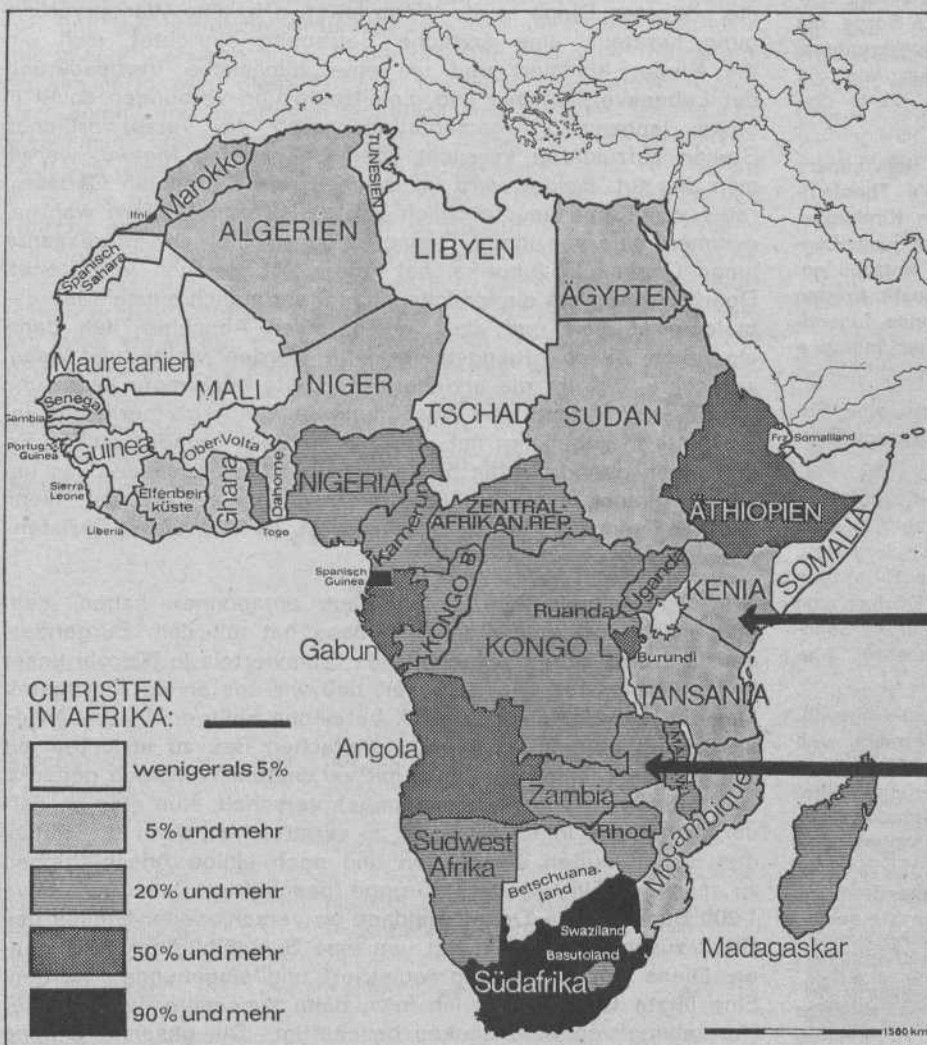
Christian Berg



Gästehaus Kitwe



Afrikanischer Busch



ZAMBIA

Fläche:
746 520 km²
Einwohner:
4 Millionen; 5,2 je km²
Zuwachsrate:
3,2%
Religion:
Naturreligionen; 14% Christen
Hauptstadt:
Lusaka (140 000 Einwohner)
Regierungsform:
Präsidentiale Republik
Wichtigste
Ausfuhrsgüter:
Kupfer, Blei

KENIA
Siehe Seite 6/7

ZAMBIA

Donna Haldane

In den Elendssiedlungen von Mathare Valley bei Nairobi wohnen ca. 15.000 Menschen in Hütten aus Lehm und Abfallmaterial, die Dächer weithin nur mit Pappe von alten Kartons bedeckt. Es gibt weder Straßen noch sanitäre Anlagen noch eine zureichende Wasserversorgung. Die Bevölkerung wächst durch neuen Zuzug aus den Dörfern stetig, und die Appelle der Regierung, aufs Land zurückzukehren, haben kaum Erfolg. Einige der Bewohner finden Arbeit in der Stadt, die meisten sind auf Gelegenheitsarbeiten angewiesen und wie immer in solchen Fällen sind diese Siedlungen eine Brutstätte für Verbrechen aller Art. Die Haupterwerbszweige sind illegales Bierbrauen und Prostitution.

Anfang 1968 hat sich im Limuru Conference Centre ein kleines Team von Freiwilligen zusammengefunden, das die Elendsdörfer besuchte und mit den Bewohnern Möglichkeiten der Selbsthilfe diskutierte. Man fand heraus, daß die Bewohner dieser Siedlungen bereits eine Menge zur Selbsthilfe getan hatten: Jedes der vier Dörfer hatte einen gewählten Häuptling, eine eigene „Polizei-truppe“, die versuchte, Gesetz und Ordnung zu wahren, und selbst eine Art „Gesundheitspolizei“, die darauf achtete, daß niemand Wasser aus dem verseuchten Mathare-Fluß entnahm und daß Trinkwasser (kannenweise) gekauft wurde. Jedes der Dörfer hat sich aus Lehm und Abfallstoffen einen Versammlungsraum gebaut. Die größte Sorge, die in den Gesprächen mit dem Freiwilligenteam immer wieder zum Ausdruck kam, war die um die Kinder und Jugendlichen, die in diesem Milieu aufwachsen müssen.

Die christliche Freiwilligengruppe vom Limuru Conference Centre und St. Paul's Theological College hat inzwischen einen Kindergarten aufgebaut und versucht, einige junge Leute aus den Dörfern zu Lehrern auszubilden. Sie halten regelmäßig Gottesdienste in den Versammlungshütten und haben eine Jugendgruppe gebildet, die aus eigener Initiative Maßnahmen zur Selbsthilfe plant.

Der Nationale Christenrat schickte eine Sozialarbeiterin, die hauptamtlich in diesen Dörfern Dienst tut.

Eine Reihe von weiteren Selbsthilfeprojekten hat inzwischen Gestalt angenommen. In Dorf 3 baut man in Selbsthilfe einen Kindergarten. Eine Gruppe von Einwohnern baut Latrinen und sorgt für Sauberkeit in den Dörfern und erhält dafür Zuteilungen aus Nothilfe-Sachspenden. Auch ein Nothilfe-Dienst für Alte und Kranke wurde organisiert.

Die Zukunft dieser Siedlungen ist ungewiß. Der Theorie nach gibt es sie gar nicht, weil es sie nicht geben sollte. Diese Einstellung der Regierung lähmt jede öffentliche Hilfe. Nach Lage der Dinge können höchstens einzelne Familien nach und nach umgesiedelt werden, wenn sie Arbeit finden. Es besteht jedoch keine Aussicht, die gesamte Bevölkerung umzusiedeln und in Arbeit zu bringen.

Nicht der geringste Dienst der christlichen Freiwilligengruppe besteht darin, daß sie immer wieder Verständnis für eine schnelle Hilfe bei den Regierungsstellen zu wecken

Arbeitslager in Slums von Nairobi

Pfarrer Jochen Rieß wurde 1968 von der Gossner-Mission entsandt, um der kirchlichen Sozialarbeit in Kenia Hilfen zu geben. Seine ersten Berichte erzählen von einem Pastorenkurs; hier ein Ausschnitt über die Erfahrungen während eines Arbeitslagers.

Das Arbeitslager im Slumviertel in Nairobi liegt schon wieder eine Weile zurück, aber trotzdem ist meine Erinnerung daran noch sehr lebhaft. Über die technische Seite, über die Bevölkerungsziffer — etwa 20.000 Menschen in vier Dörfern — habe ich ja, glaube ich, schon einiges gesagt. Das Hauptproblem besteht wohl darin, daß die offiziellen Stellen, d. h. der Stadtrat von Nairobi und auch die Regierung, die entsprechenden Ministerien, im Grunde eine falsche, um nicht zu sagen romantische Haltung dem ganzen Problem gegenüber einnehmen. Sie glauben immer noch, man könnte den Zuzug von Menschen dadurch stoppen, daß man die schon vorhandenen so schlecht wie möglich behandelt, um den anderen das Dazukommen zu verleiden. Deswegen das Beharren auf dem Standpunkt, daß das Ganze ein illegales Unternehmen ist und daß man das Recht habe, das Ganze — wenn man wollte — über Nacht dem Erdboden gleich zu machen, deswegen auch die Verweigerung der primitivsten sanitären Ausrüstung usw. Deswegen auch auf der anderen Seite die Anstrengung derer, die glauben, ein bißchen mehr zu verstehen. Dies auf zwei Wegen: Einmal dadurch, daß man schlicht die nötigsten Dinge in die Wege leitet, d. h. eine Wasserversorgung herstellt, eine ärztliche Betreuung einrichtet, sich um die Kinder kümmert und um eine allmähliche Verbesserung der Lebensverhältnisse und gleichzeitig und verbunden damit in einem langsamen Argumentationsprozeß die verantwortlichen Stellen aufzuklären versucht über die eigenen Motive, warum man das tut. Beides wird im Rahmen des Nationalen Christenrates von Kenia hauptsächlich von den Sozialarbeitern wahrgenommen. Eine von ihnen, Donna Haldane, eine sehr interessante junge Dame aus Amerika, hat unser Arbeitslager vorbereitet. Donna Haldane ist ein Mädchen, das ursprünglich einmal Meeresbiologie studiert und darin auch einen Abschluß hat, dann eigentlich Beschäftigungstherapeutin werden wollte und dabei entdeckte, daß ihr die erzieherische Seite noch mehr liegt, und die deswegen noch eine Ausbildung als Kindergärtnerin und Jugendleiterin angehängt hat; und die sich aus grundsätzlichen Erwägungen obendrein bis heute nicht hat taufen lassen, was unsere Afrikaner in die gräßlichste Verwirrung gestürzt hat. Denn wie kann jemand, der nicht getauft ist, im Sinne des Christentums überhaupt arbeiten?

Die Diskussionen, die sich daraus entsponnen haben, nehmen ihren Fortgang. Donna Haldane hat mit dem Bürgermeister und dem Bürgerausschuß des Slumviertels in Nairobi unser Lager vorbereitet. Die Idee war, daß wir uns an der Fertigstellung der Dorfschule im Dorf A beteiligen sollten. Wir haben es also fertiggebracht, dort einen einfachen Bau zu errichten mit drei Klassenräumen aus Holz, mit verzinktem Wellblech gedeckt, von außen mit gespaltenem Bambus verschalt. Nun ging es darum, die Wände innen mit Lehm zu verstreichen, dann zu weißen, den Boden außen einzuebnen und noch einige Anschüttungen zu machen. Eine weitere Gruppe beschäftigte sich mit etwa 1.200 Büchern, die Donna Haldane an verschiedenen Stellen der Stadt zusammengekratzt hat, um eine Schulbibliothek aufzubauen. Diese Bücher mußten registriert und eingebunden werden. Eine letzte Gruppe, der ich mich dann zugesellte, war mit der Herstellung von Schulbänken beschäftigt. Die gesamte Gruppe

war untergebracht im Gemeinschaftsraum des Dorfes B. Dorf B ist von den vier Dörfern am besten verwaltet. Dort schliefen wir auf mitgebrachten Feldbetten und gingen von da aus jeden Tag an die Arbeit. Die Teilnahme der Bevölkerung und die spontane Unterstützung durch alle Einwohner ist geradezu überwältigend gewesen, und es scheint so, daß sie durch eine Reihe solcher Einsätze, die nun schon stattgefunden haben, allmählich zu begreifen beginnen, daß die Kirche sich um den ganzen Menschen kümmert und nicht nur um sein Seelenheil und nicht nur zu dem Zweck, um sonntags Menschen in die Kirche zu bringen. Die Lebensverhältnisse waren im Grunde mehr als primitiv, und wir waren also alle dringend einer gründlichen Reinigung bedürftig, als wir nach fünf Tagen schließlich wieder aus dem Untergrund auftauchten und in die zivilisierte Welt zurückkehrten.

Es ist tatsächlich eine in sich geschlossene Welt, eine Gesellschaft mit eigenen Lebensbedingungen und eigenen Regeln. Wir hatten das Arbeitslager so organisiert, daß jeden Tag zwei Mann für das Essen verantwortlich waren und ihre Nationalgerichte kochen konnten. Abends fanden oft gesellige Abende statt. Die Bevölkerung kam spontan zu uns in die große Halle. Es wurde getanzt und gesungen. Ich hatte meine Gitarre dabei, und einige Afrikaner kamen mit ihren Instrumenten. So machten wir Musik, und dann zeigte sich z.B., daß wir einige ganz begabte Tänzer unter unseren Teilnehmern hatten.

Auf der anderen Seite merkten wir aber auch sehr bald, daß Afrikaner in Bezug auf körperliche Anstrengung oder körperliches Wohlbefinden sehr empfindlich sind. Sie fangen schneller an zu leiden und über Wehwehchen zu klagen als wir. Das hat sich inzwischen als ein regelrechtes Problem erwiesen. Geld und Essen sind die Punkte, wo sie äußerst empfindlich reagieren und wo sachliche Argumentation fast unmöglich ist; auch mit unseren erwachsenen Afrikanern. Ihr Essen ist deswegen so schwierig, weil diese Gruppe aus zehn verschiedenen Ländern kommt und es einfach technisch unmöglich ist, jedermanns Geschmack und heimatliche Sitten in dieser Hinsicht zu treffen. Drei von unseren Kursteilnehmern hatten wir für eine Woche auf einer der großen Teeplantagen in Keridscho, nordwestlich von Nakuru, arbeiten lassen. Ich fuhr zu Beginn der zweiten Woche hin, holte sie ab und dann ließen wir uns in der Gegend von Kisumu nieder, also ein bißchen östlich vom Viktoria-See. Dort ist ein breiter Streifen, etwa 15 Meilen breit und 50 bis 60 Meilen lang, wo nichts als Zucker angebaut wird und wo drei der vier Zuckerfabriken Kenias stehen: Nevani, Muhuruni und Scheminil. Scheminil ist erst im Oktober vergangenen Jahres eröffnet worden mit deutscher Entwicklungshilfe. Mein Versuch war, die drei für eine weitere Woche im Zuckergebiet zu beschäftigen. Aus technischen Gründen ist dies jedoch fehlgeschlagen. ...

versucht —, mit einigem Erfolg: Nach langem Widerstand der Verwaltungsstellen konnte kürzlich eine Trinkwasserzapfstelle in einem Dorf eingerichtet werden. Eine der letzten Nachrichten besagt, daß der City Council jetzt beginnt, sich Gedanken über eine Hilfe am Ort zu machen, die bisher durch eine Theorie der „Nichtanerkennung“ blockiert war. Die Seele des Freiwilligenteams und die unermüdliche Initiatorin von kleinen und kleinsten Selbsthilfeprojekten ist eine junge Amerikanerin namens Donna Haldane. Geboren 1944 in San Francisco, aufgewachsen in Seattle, Washington.

Miss Haldane tut dort eine Arbeit, wie sie in missionarischer und diakonischer Theorie als vorbildlich vorgestellt wird: Ihr persönlicher Dienst ist Nothilfe und Hilfe zur Selbsthilfe zugleich.

Wenn man in Mathare Valley von „Projekten“ spricht, meint man nicht Zement und Backsteine, sondern eine Arbeitsgruppe, die aus Lehm Kindergärten baut, aus Abfallholz Tische zimmert und aus alten Kisten für Kinder ein Puppentheater bastelt. Sie bildet Lehrer aus, hält regelmäßig Konferenzen mit Lehrern und Kindergärtnerinnen und sorgt dafür, daß Kinder in die Schule kommen, deren Eltern die 9 Dollar Schulgeld pro Jahr nicht aufbringen können.

Alles, was in Mathare Valley geschieht, wird von den Bewohnern selbst geplant und durchgeführt. Das ist nur möglich, wenn ein Mensch, der die Impulse dazu gibt, dauernd anwesend ist. Miss Haldane lebt zusammen mit einer Afrikanerin in einer Lehmhütte, deren Kartendach sich bei jedem größeren Regen auflöst. Sie muß jedoch in der Stadt ein Zimmer haben, weil es illegal ist, permanent in Mathare Valley zu wohnen.

Laienprediger der indischen Gossner-Kirche

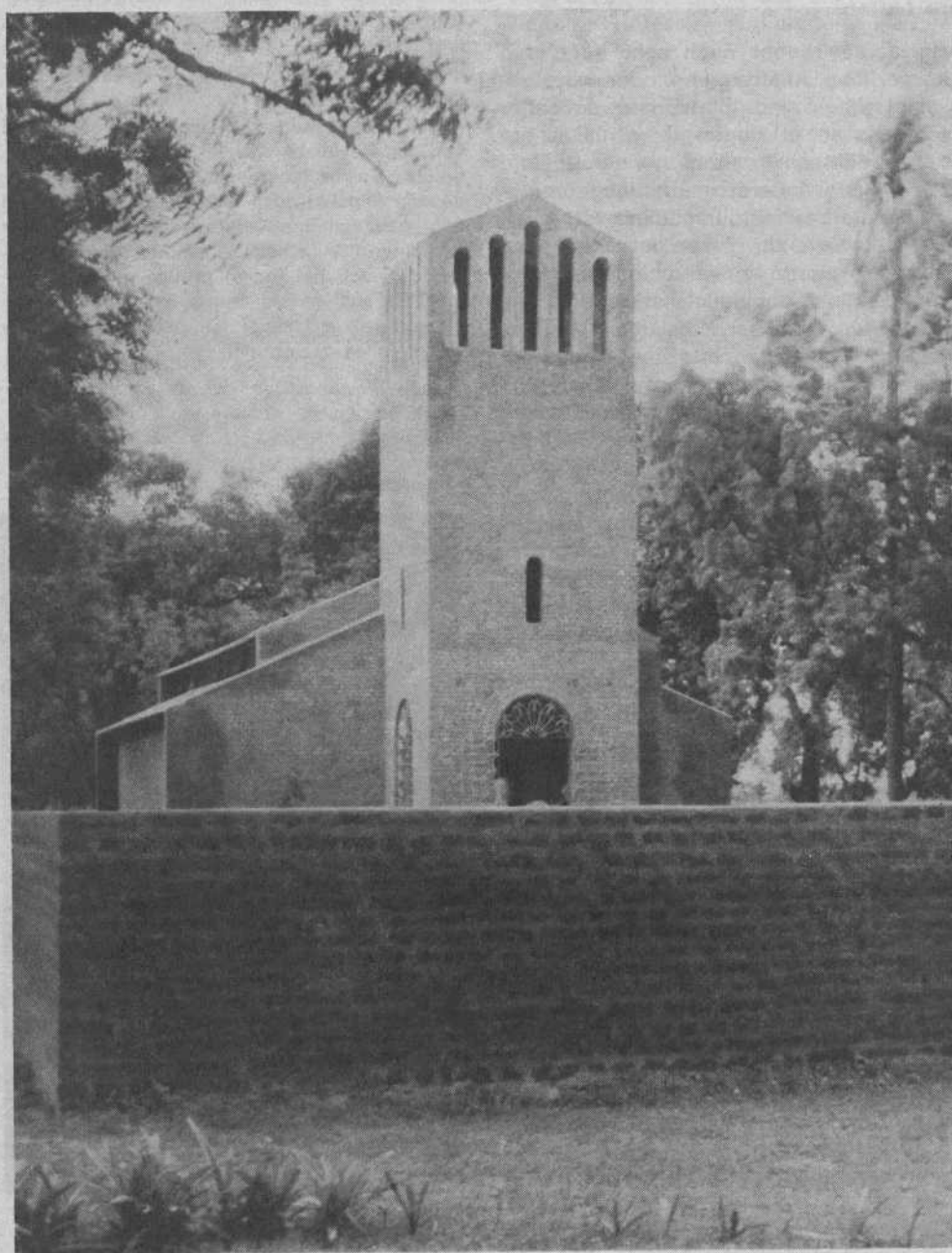


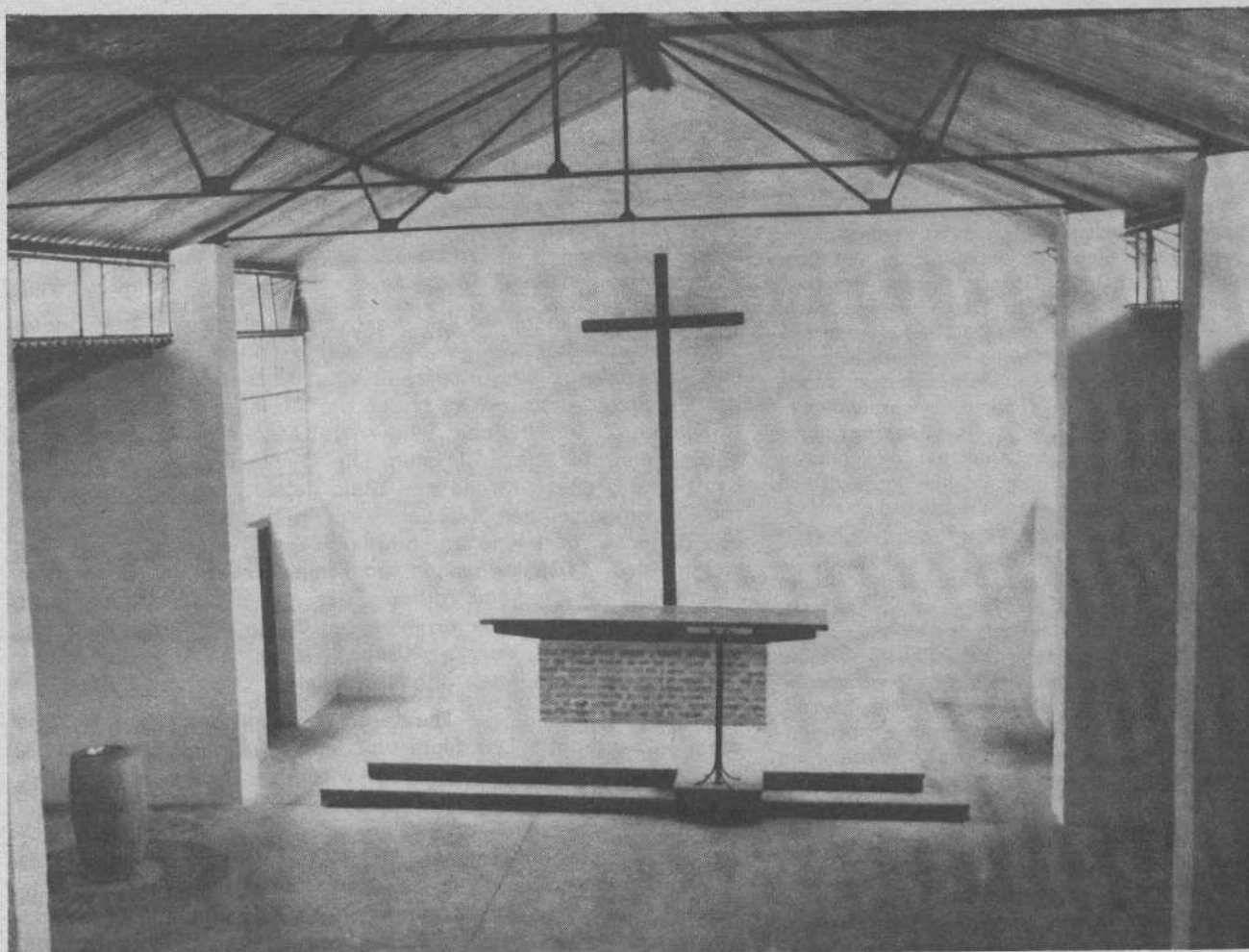
KENYA

Fläche:	582 600 km ²
Einwohner:	10 Millionen; 16,5 je km ²
Zuwachsrate:	2,9%
Religion:	Naturreligionen; 14% Christen; 6% Mohammedaner
Hauptstadt:	Nairobi (270 000 Einwohner)
Regierungsform:	Präsidentiale Republik
Wichtigste Ausfuhr Güter:	Kaffee, Tee

DIE BILDSEITE DER GOSSNER-MISSION

Kirchenbau in Indien, Außen- und Innenansicht der im April 1969
eingeweihten Kirche von Lohardaga (Gossner-Kirche Indien)





**Dank eines Pastors
der Gossner-Kirche aus Durgapur**

Anfang März traf der folgende Brief in Berlin ein als ein erfreuliches Zeichen dafür, wie wohl unsere Freunde in Wolfsburg daran taten, durch ihr Opfer 5 Pastoren der Gossner-Kirche die Teilnahme an einem Vierteljahrskurs des ökumenischen Zentrums in Durgapur für Industrie-Mission zu ermöglichen. ... Diese Zeilen möchten ein Echo des Dankes sein, daß die Gossner-Mission uns den Kurs-Besuch hier in Durgapur ermöglicht hat. Mir sind die Augen geöffnet worden, und ich habe wichtige Hinweise erhalten, wie das Evangelium in einer modernen Industriestadt wie Ranchi wirksam gemacht werden kann. Dort wirke ich ja an der großen Gemeinde. Ich war bisher so sehr mit den umliegenden kleinen Landgemeinden beschäftigt, daß ich nicht in der Lage war, die zeitgemäßen Aufgaben und Methoden der Arbeit der Kirche im Bereich der industriellen Welt zu erkennen. Doch die Entwicklung in dieser Richtung geht ja rapide vor sich, und der schwer begreifliche soziale Wandel ist überall zu spüren. Dank jenes Kurs fern von Ranchi und der Gossner-Kirche und durch das Zusammenleben mit Pfarrern aus anderen Kirchen, beginne ich jetzt, tiefere Erkenntnisse zu gewinnen: Die Kirche bedarf einer Erneuerung, um auf bisher ungewohnten Wegen ihren Dienst zu tun.

Da Sie in der Gossner-Mission ihren Anteil daran haben, möchte ich Ihnen meinen Dank und meine Jishu Sahai-Grüße senden.

Die Zeit hier geht rasch zu Ende. Pastor Donner ist sehr angespannt aber unermüdlich, uns von seinen Erfahrungen in der großen Industriestadt Dortmund zu berichten. Es war gut, daß Sie mit Hilfe der Kirchen von Westfalen ihn hierher zu uns gesandt haben.

Pastor I.M. Minz

Statistik der Gossner-Kirche für 1968

Getaufte Mitglieder:	273 335
Wachstum 1968:	7 254
Gemeinden:	1 163
Predigtplätze:	1 178
Pastoren:	134
Evangelisten:	957 — davon 15 Frauen
Kirchliche Schulen:	202
Lehrer:	968

Die Mission, Befreiung und Belastung

**Erlebnis auf einer Besuchsreise durch die Gossner-Kirche im
Winter 1968 / 69.**

Es war in Burnapani, wo mir drastisch dieses Thema begegnete. Dort lebt eine der wenigen Arbeitergemeinden der Gossner-Kirche. In Rourkela, dem modernen Industriezentrum, und in einem großen Steinbruch am Ort haben die Christen Arbeit gefunden. Aus allen Teilen Indiens sind viele Menschen zusammengeströmt, darunter auch Christen. Die Gemeinde hat aus eigener Kraft eine größere Kirche aus Stein gebaut, während die ärmeren Bauerngemeinden nur Lehmkirchen besitzen. Anlässlich meines Besuchs führt eine Jugendgruppe ein Theaterstück auf. Wir sitzen, etwa 1 000 Menschen, im Freien neben der Kirche vor einer Bühne mit einem Vorhang, der eine indische Landschaft zeigt. Mit Ausnahme der prominenten Gäste sitzen die Zuschauer auf dem Boden. Von der Kirche, die als Umkleideraum dient, führt ein mit Vorhängen abgeschlossener Gang zur Bühne.

Ein Sprecher kündigt das Theaterstück an mit dem Thema: „Was die Zeit verlangt“. Der Untertitel lautet: „Einheit der Kirche“. In sechs äußerst kurzen Szenen wird das Thema abgehandelt. Nach jeder Szene wird etwas anderes geboten. Ein Sologesang oder Duett, ein Einzel- oder Gruppentanz, die biblische Darstellung der Opferung Isaaks, der Weihnachtsgeschichte oder eine Humoreske über einen Haustyrannen oder faulen Sohn lockern die Abhandlung des eigentlichen Themas auf. Ohne diese Unterbrechung würde die Aufmerksamkeit der Zuschauer bald erlahmen. Aber in diese Unterhaltung eingepackt kommt das Thema „Einheit der Kirche“ doch zur Wirkung.

Doch nun zu den Szenen. Zuerst: ein junger Mann will Arzt auf dem Lande werden. — Der Ärztemangel auf dem Land ist eine große Not in Indien. — Das Vorhaben scheitert aber daran, daß die Gemeinde, der er angehört, kein Stipendium mehr gewähren kann, und eine andere Gemeinde, allerdings einer anderen christlichen Konfession aus konfessionellen Gründen das Stipendium versagt, das sie noch zur Verfügung hätte. Dann: Ein Christ und ein Heide führen ein Religionsgespräch. Die Bekehrung des Heiden gelingt nicht. Er fragt: „Zu welchem Christus willst du mich führen?“ Und zählt dann sechs verschiedene christliche Konfessionen auf. „Eine große Frage hast du gestellt“ ist die hilflose Antwort des Christen. Der Vorhang beendet die Szene.

Neue Szene: Zwei junge Menschen lieben sich, können aber nicht heiraten, weil sie verschiedenen Konfessionen angehören. Viertens: Einer Gemeinde ist das Dach ihrer Kirche eingestürzt. Die Gottesdienste müssen ausfallen, obwohl am selben Ort eine andere christliche Gemeinde eine Kirche hat, aber sich weigert, diese zur Verfügung zu stellen. „Wir sind doch eine Familie“ ruft verzweifelt der abgewiesene Bittsteller, während sich der Vorhang schließt.

Dann: Ein Mädchen kommt zu ihrem Pfarrer und läßt sich bestätigen, daß ihre Gemeinde die Braut Christi sei. Nun berichtet sie ihm, daß ihre anglikanische Freundin und eine katholische Nachbarin dasselbe von ihren Kirchen behaupten. Ratlos fragt sie: „Welches ist denn die richtige Braut Christi?“ Vorhang zu! Schließlich: Eine Frau kommt und bittet den Pfarrer der anderen Konfession um das Abendmahl für ihre kranke Großmutter, weil der eigene Pfarrer verreist ist. Er verlangt erst den Eintritt in seine Kirche. Das ist aber der todkranken Großmutter

nicht möglich. Als die Enkelin den Geistlichen auf die Einheit der Kirche anspricht, von der er doch so oft geredet habe, meint er, das sei erst eine Idee, noch nicht Wirklichkeit. „Warte, bis die Einheit kommt“. Nach der Klage der Enkelin: „Dann ist meine Großmutter tot“ schließt sich wieder der Vorhang.

Die Not und Sehnsucht indischer, christlicher Jugend hatte ergreifenden Ausdruck gefunden. Die Grenze der Missionsarbeit in Indien war deutlich geworden. Es sind ja 182 christliche Missionsgesellschaften in Indien. Die indischen Christen sind wohl ihren Missionsgesellschaften dankbar für die Befreiung aus manigfacher Angst und Not, aber ratlos stehen sie vor der Vielzahl der christlichen Konfessionen. Sie kommen heute aus den Dschungeldörfern und lernen sich in den Industriestädten gegenseitig kennen und entdecken nun erst recht die Gegensätze und Spaltungen zwischen den christlichen Konfessionen. Die Mission, Befreiung und Belastung! Das Theaterstück war eine große Frage und zugleich ein schüchterner Versuch, das Ärgernis der Spaltung bewußt zu machen und dadurch zur Überwindung zu helfen. Ob nicht die Zeit nahe ist, da wir von diesen Christen lernen können?

K. H. Schreiner, München

Victor Prodan

Victor Prodan, Mitglied des hiesigen Lehrgangs, ist der erste Pfarrer aus irgendeiner indischen Kirche, der sich entschlossen hat, für ein Jahr als Arbeiter in einen Industriebetrieb zu gehen.

Victor sagt, daß das Leben in der Fabrik ihm besonders in der ersten Zeit sehr konfus vorgekommen wäre, weil jeden Tag bei Beginn der Arbeit irgend etwas mit der Organisation nicht gestimmt hätte. Von den Arbeitern sagt er, daß sie ständig über irgend etwas murren und zu meckern haben; heute über dieses, morgen über jenes. Im Betrieb kalkulieren die Arbeiter ständig die Relation zwischen der ihnen gerade aufgetragenen Arbeit und dem Geld, das sie dafür verdienen. Natürlich in der Weise, daß sie sagen, wir bekommen ja doch nur das und das dafür, also warum sollen wir schneller arbeiten. Victor meint, daß die Arbeiter die Funktion des Managements nicht verstehen. Sie sehen wohl, daß es um Produktion geht, aber welches dabei die Funktion des Managements ist, können sie nicht einsehen. Sie spüren, daß sie selbst für den Betrieb unentbehrlich sind, meinen aber zugleich zu spüren, daß man sie eigentlich gar nicht haben will (not wanted). Sie empfinden sehr stark die Unsicherheit ihres Arbeitsverhältnisses und zugleich, daß sie keineswegs die Möglichkeit haben, den Betrieb zu verlassen, weil es ja nur so wenige Arbeitsplätze in Indien gibt.

Man weiß im Betrieb, daß Victor Pastor ist. Das hat zur Folge, daß mancher mit seinen persönlichen familiären Problemen zu ihm gekommen ist. Einige sind ausgesprochen interessiert, mit ihm religiöse Fragen zu erörtern. Das kann dann so aussehen: Wir als Arbeiter sind doch im Recht, aber das Management hat die Macht. Wenn Gott das Gute will, wie Du sagst, wie kann es dann überhaupt Gott geben? Weiterhin gibt es viel Diskussion über Politik, über die sozialen Verhältnisse und generell über das System, in dem man in Indien lebt.

Victor glaubt, daß der indische Arbeiter nicht wirklich als Arbeiter behandelt wird und deshalb kein Zugehörigkeitsgefühl zum Betrieb entwickeln kann. Er meint, der Arbeiter würde als ein Diener der Fabrik behandelt, der deshalb so reagiert wie ein Diensthote, der für seine Herrschaft alles tut, wenn er sich zum Hause zugehörig fühlt, aber ganz anderes reagiert, wenn dieses Zugehörigkeitsgefühl fehlt. Er berichtet von einem konkreten Vorfall der letzten Zeit. Da war der für den Abtransport der Arbeiter aus der Fabrik bestimmte Bus defekt und er, Victor, stieg ostentativ in den für die supervisor bestimmten Bus ein. Er wurde

Wieder Wahlen in Indien

Nach den Parlamentswahlen von 1967 war es in vier Bundesstaaten nicht gelungen, eine stabile Regierungsmehrheit zu finden. Der Präsident verfügte daraufhin die Auflösung der vier Länderparlamente und setzte Neuwahlen an. Diese fanden Mitte Februar 1969 statt, und zwar für West-Bengalen, Bihar, Uttar Pradesh und Punjab, d. h. für Bundesstaaten mit zusammen mehr als 200 Millionen Einwohnern.

Diese Zwischenwahlen wurden mit großer Spannung erwartet und ihre Ergebnisse als Barometerstand der weiteren politischen Entwicklung in Indien angekündigt.

Die jetzt vorliegenden Wahlergebnisse lassen erkennen, daß trotz charakteristischer Unterschiede in den Staaten die Kraft der bisherigen gesamtindischen Parteien zu erlahmen beginnt und regionale politische Gruppen nach vorn kommen. Sind dies die ersten Auflösungserscheinungen der indischen Nation?

In West-Bengalen hat die Kongreßpartei eine empfindliche Niederlage erlitten, die fast einer Katastrophe gleichkommt. Von den 280 Parlamentssitzen eroberte sie 1967 noch 127, jetzt mußte sie sich mit 55 Sitzen begnügen. Dagegen hielt der Trend der Kommunisten an: Von bisher 59 Sitzen steigerten sie sich auf insgesamt 110 Sitze, davon 80, die der nach Peking orientierten links-kommunistischen Partei angehören. Unter ihrer Führung ist inzwischen eine Regierung gebildet worden. Der Erfolg ist beeindruckend, aber auch die Kommunisten gehören in Indien zu den Parteien, die lediglich eine regionale Bedeutung haben, weil sie nur in Kerala und in West-Bengalen politische Macht erreichten. Auch in Punjab ging der Einfluß der Kongreßpartei weiter zurück, während die bürgerliche Opposition — die Akali-Partei — fast die doppelte Anzahl von Sitzen gewann.

Im dicht bevölkerten Uttar Pradesh konnte der Kongreß seine Position leicht verbessern, aber hier erlitten andere gesamtindische Parteien starke Verluste. Besonders bemerkenswert ist der Rückgang der nationalistischen Jana Sangh Partei, die mehr als die Hälfte der Sitze von 1967 verlor. Der eigentliche Gewinner in Uttar Pradesh ist eine lokale Partei, die vor zwei Jahren noch gar nicht existierte und jetzt auf Anhieb die zweitstärkste Fraktion im neuen Landtag bildet.

In Bihar haben ebenfalls eine ganze Reihe von örtlichen politischen Gruppierungen Erfolge verbuchen können, aber im allgemeinen konnten sich die großen Parteien behaupten. Mit Hilfe von allerlei Unabhängigen ist inzwischen von der Kongreßpartei die Regierung mit einer schwachen Mehrheit gebildet worden. Auch Jarkhandh — die Partei der Adivasi — beteiligt sich an dieser Koalition. Ein aktives Mitglied der Gossner-Kirche, Mr. N. E. Horo, wurde zum Minister für Energie und Bewässerung ernannt.

Albrecht Bruns bleibt in Indien

Länger als vorgesehen wird der Leiter der landwirtschaftlichen Lehrfarm Khuntitoli, Direktor A. Bruns, noch in Indien arbeiten. An und für sich war zwischen ihm und der Gossner-Mission die Beendigung seines Dienstes zum 31. Dezember 1969 vorgesehen gewesen. Im Laufe dieses Jahres soll die Arbeit in Khuntitoli indischer Leitung übergeben werden. Die Gossner-Kirche wird dafür Sorge tragen.

Die „Evangelische Zentralstelle für Entwicklungshilfe“ hat 1968 im Distrikt Simdega mit der indischen Regierung ein größeres Programm landwirtschaftlicher Verbesserung (Brunnenbohrungen, Kunstdünger-Verwendung etc.) begonnen und dafür auch die Mitarbeit von Herrn Bruns in Anspruch genommen. Da es noch fortgesetzt werden soll, hat unser Mitarbeiter das Angebot erhalten, seine Kraft und Erfahrung noch einige Jahre ganz dafür zur Verfügung zu stellen. Er hat sich für diese Möglichkeit entschieden.

So wird Herr Bruns mit dem 30. Juni 1969 seinen Dienst bei der Gossner-Mission beenden, um nach einem Heimaturlaub mit seiner Familie dann wieder nach Chotanagpur zurückzukehren. Auch in diesen Blättern sei ihm für seinen wertvollen und wichtigen Dienst seit 1964 der herzliche Dank ausgesprochen! Das Kuratorium wird Herrn Bruns Anfang Mai bei seiner Sitzung verabschieden und seinen Abschlußbericht entgegennehmen.

dann aus dem Bus herausgewiesen und es gab deswegen einen ziemlichen Auflauf. Victor meint, daß dies Beispiel typisch sei für die nicht adäquate Haltung der Vorgesetzten gegenüber den Arbeitern. Sein Vorschlag ist, daß alle supervisor, bevor sie ihre Stelle antreten, für eine bestimmte Zeit die praktische Erfahrung mit der körperlichen Arbeit in der Rolle des Arbeiters machen sollten. (Es scheint so zu sein, daß die supervisor normalerweise von technischen Schulen und nicht aus dem Arbeiterstand selbst kommen).

Victor erklärt eindeutig, daß es für die Arbeiter in seiner Fabrik keinerlei Aufstiegsmöglichkeiten gibt. Im Unterschied zu anderen Fabriken gibt es in seiner Fabrik eine Gewerkschaft. Dadurch sind die Verhältnisse etwas weniger gespannt, als anderswo.

Dieser Erfahrungsbericht eines Arbeiterpriesters, den ich hier nur in sehr verkürzter Form wiedergeben kann, enthält meiner Meinung nach eine Reihe von sehr genauen Beobachtungen. Der Außenstehende kann zunächst kaum verstehen, wieso es gerade in den neuen Industriebetrieben in Indien zu solcher Unruhe und zu den heftigen Ausbrüchen und Konflikten kommt.

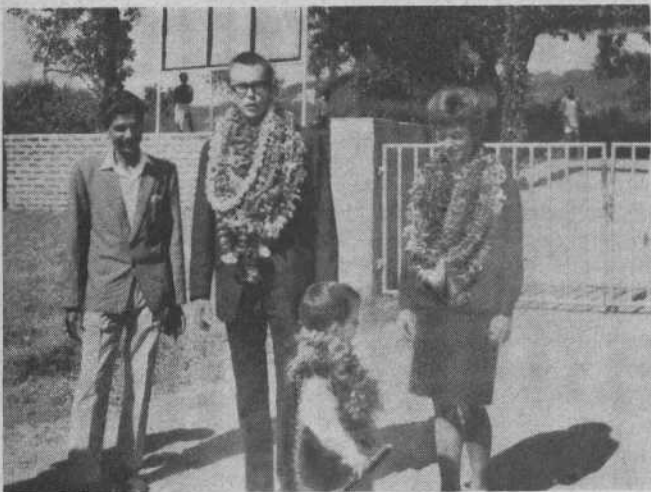
Wie schon früher in diesem Bericht gesagt, leben die Industriearbeiter, die mindestens 35,— DM und höchstens 200,— DM im Monat verdienen, ja als eine privilegierte Gruppe inmitten einer viel schlechter gestellten Bevölkerung. Aber man kann doch verstehen, daß sie in einer Art Zwangssituation sind, absolut nicht frei hinsichtlich der horizontalen (Arbeitsplatzwechsel) und der vertikalen (Aufstiegsmöglichkeiten) Mobilität und wenn man schließlich hinzunimmt, daß dies alles Anfangsstationen der Industrialisierung sind, dann ist nicht mehr so unverständlich, daß der geringste Anlaß zu heftigen Ausbrüchen und Auseinandersetzungen führt.

Heute früh wurde noch einmal darauf hingewiesen, daß sich in Indien die Verhältnisse in den letzten 10 Jahren auch insofern gänzlich verändert haben, als man damals noch bereit war, viele Dinge als Schicksal hinzunehmen, während heute eine Haltung vorhanden ist, die eine Art revolutionären Potentials darstellt. Victor Prodan sprach gestern Abend sehr ernst und mit Sorge davon, daß eine Neigung zu Ausbrüchen massenhafter Gewalttätigkeit ganz unverkennbar sei und in vielen Fällen nur die massive Macht der Polizei Mord und Totschlag verhindere.

Pfr. Donner/Dortmund,

z. Zt. Kirchliches Industrie-Seminar Durgapur, Indien

Dipl.-Ing. Helmut Hertel, der die Leitung des Technischen Ausbildungs- und Produktionszentrums Fudi übernommen hat wird von indischen Mitarbeitern herzlich begrüßt.



Gossner-Mission nach Nepal

Aufnahme in die „Vereinigte Mission für Nepal“ am 20. 11. 1968

Die neuen missionarischen Dienste, die die Gossner-Mission ab 1970 plant und in diesen Monaten vorbereitet, unterscheiden sich von der bisherigen Arbeit in Indien. Dort hat 1845 die Gossner-Mission einen Anfang gesetzt, ein Missionsfeld gegründet. Als daraus eine selbständige indische Kirche erwuchs, haben wir uns darüber gefreut und mitgearbeitet. Die indische Gossner-Kirche hat in diesen 50 Jahren ihrer jungen Geschichte auch andere Freunde gefunden, aber der beständige Partner war und blieb die Gossner-Mission. Die Gossner-Kirche betont immer wieder, daß das gegenseitige Verhältnis dem zwischen Tochter und Mutter zu vergleichen sei.

Die neuen Aufgaben der Gossner-Mission müssen in einem anderen Bild beschrieben werden, das unübersichtlicher aber inhaltsreicher ist. Mit uns zusammen sind andere Dienstgruppen am gleichen Werk — je nach ihren Fähigkeiten werden sie eingesetzt. „Der aber pflanzt und der da begießt, die sind einer wie der andere.“ (1. Kor. 3, 8). Eine solche ökumenische Gesinnung ist eine der Voraussetzungen für die kommenden Dienste der Gossner-Mission in Kenia, Zambia und Nepal.

In Nepal gibt es seit 1954 eine „Vereinigte Mission“, die aus 28 Mitgliedern besteht, meist Missionen aus Amerika, Europa, Australien, Japan, Indien. Am 20. November 1968 ist die Gossner-Mission als neues Mitglied aufgenommen worden. In einem Brief des Sekretärs J. Lindell an die Gossner-Mission heißt es: „Es gibt da einige falsche Vorstellungen in einigen Teilen der Welt über die Arbeit der „Vereinigten Mission für Nepal (UMN)“. Sie müssen korrigiert werden. Es ist falsch, daß wir uns auf einen christlichen Hilfsdienst beschränken und daß uns Evangelisierung oder kirchliche Arbeit verboten sei. Wir halten fest an der klaren Anweisung des Herrn im Neuen Testament. 1. zu verkündigen, zu lehren und zu predigen das Evangelium von Jesus Christus und 2. zu dienen und zu helfen unseren Brüdern in der Not im Namen und im Geiste Jesu Christi.

Es ist richtig, daß es gewisse Beschränkungen in der Verkündigung des Evangeliums gibt, aber das bedeutet nicht, daß wir überhaupt nichts tun können. An allen unseren Plätzen nehmen unsere Leute in verschiedener Weise teil am Bibelunterricht, an der Predigt, am persönlichen Zeugnis und am Gebrauch christlicher Literatur.

In unserer Missionsarbeit haben wir Mitarbeiter, die von ihrem Beruf her geeignet sind, den Menschen hier eine Hilfe zu sein. Wir wünschen und erwarten, daß alle Mitarbeiter sich an der Verkündigung des Evangeliums beteiligen, soweit sie dazu in der Lage sind.

Ein anderes Mißverständnis: daß wir alle möglichen Leute als Mitarbeiter hätten, weil wir eine ökumenische Mission sind. Wir haben eine gemeinsame Basis des Glaubens, die wir festgelegt haben: die Erfahrung von Sünde und Gnade, die eine Hoffnung in Jesus Christus als dem Erlöser und Herrn. Alle Missionen, die mit uns arbeiten, sollten mit uns darin einig sein.“

Die in diesem Brief erwähnte gemeinsame Basis des Glaubens und die Aufgabe sind in einer Vereinbarung im März 1968 wie folgt beschrieben:

„Es ist die Absicht der Vereinigten Mission, unter dem Volk von Nepal zu tun, was nötig ist im Namen und im Geist von Christus seinen Namen durch Worte und Taten bekanntzumachen, und dadurch die universale Kirche in ihrem ganzen Amt zu stärken.

In diesem Sinne will die Vereinigte Mission Krankheiten behandeln und verhindern, Kinder und Erwachsene unterrichten, Landwirtschaft und Industrie entwickeln.“

Im November 1969 werden Dr. Berg, Pastor Borutta und Schwester Ilse Martin in Nepal die Arbeitsaufnahme der Gossner-Mission erkunden und mit der Vereinigten Mission verhandeln. Es wird dann zu entscheiden sein, welche Mitarbeiter zu entsenden sind. Bis dahin wird die Vereinigte Mission für Nepal einen finanziellen Beitrag von der Gossner-Mission empfangen. Sbg.

NEPAL

Fläche:	140 860 km ² (Bundesrepublik Deutschland 248 000 km ²)
Einwohner:	10,3 Millionen; 73 je km ²
Zuwachsrate:	1,7%
Religion:	Hinduismus
Hauptstadt:	Katmandu (200 000 Einwohner)
Regierungsform:	Konstitutionelle Hindu-Monarchie
Wichtigste Ausfuhr Güter:	Reis, Jute



Kapelle und Gemeinde in Baithabanga,
Gossner-Kirche Assam (1968)



Einweihung einer Kapelle
im Missionsgebiet der Gossner-Kirche (1968)

Dr. Singh, der Missionsdirektor der Gossner-Kirche, auf schwierigen Straßen unterwegs



DIE EINHEIT MUSS ENTDECKT WERDEN

Ein Interview von Pfarrer Schottstädt, dem Leiter der Gossner-Mission in der DDR, mit Frère Christophe von der Bruderschaft in Taizé.

Sch. Frère Christophe, Sie haben in den letzten Jahren des öfteren die Gossner-Mission in der DDR besucht. Ich möchte Sie heute fragen: Was bedeuten für die Bruderschaft in Taizé die Verbindungen, die Sie zu Christen und Kirchen in der DDR haben, und wo sehen Sie Ihre Aufgabe etwa in den Beziehungen zu uns hier?

F.C. Verbindung, Offenheit zu allen Menschen, das ist eins der Leitworte, mit denen wir in Taizé zusammenzufassen suchen, was wir leben wollen. Wir haben immer Schwierigkeiten gehabt, in Worten auszudrücken, wozu wir da sind und was wir zu leben versuchen, weil das einfache Präsentsein als engagierte Christen in der Welt von heute unser eigentlicher Auftrag ist und das Darüberreden erst in zweiter Linie kommt. Aber wir verweigern das Wort nicht, gerade in einer Zeit, wo das Gespräch so wichtig geworden ist. Offen zu allen Menschen, das heißt nach allen Himmelsrichtungen, das heißt damit auch zu Menschen, die in den sozialistischen Ländern, insbesondere in der DDR, leben. Da sprechen wir, da hören wir, damit wir wissen, wie diese Menschen leben, welches ihre Freuden, Sorgen und Probleme sind, und wie sie ihren Weg zu gehen suchen. Da lernen wir, wo unser Gebet besonders einzusetzen hat, und da suchen wir, mitzudenken und vielleicht auch einmal konkreter zu sein und zusammen zu arbeiten.

Sch. Für uns in der Gossner-Mission hat die Beziehung zu Ihnen in den letzten Jahren sehr viel Wert gehabt. Wir haben nicht nur das Bewußtsein, daß Sie stets für uns und unseren Dienst in der DDR beten, sondern wir haben von Ihnen das Streben nach Einheit, den vollen Einsatz für die Einheit der Menschengemeinschaft gelernt, und wir möchten eigentlich noch mehr von Ihnen lernen. Wir sind besonders froh darüber, daß unser Vorsitzender, Generalsuperintendent D. Jacob, vor einiger Zeit die Gelegenheit hatte, bei Ihnen in Taizé zu sein, dort zu sprechen, aber auch zu hören und zu lernen. Ich kann nur sagen, daß er viele Impulse für unsere Arbeit mitgebracht hat. Nun sind Sie aber auch bei der 4. Vollversammlung in Uppsala als Ökumenische Bruderschaft Glied des Ökumenischen Rates der Kirchen geworden. Wie sehen Sie Ihre besondere Aufgabe im Rahmen aller Kirchen in der Welt an?

F.C. Die Kirche ist auch Institution, sie ist aber zu allererst brüderliche Gemeinschaft. Und brüderliche Gemeinschaft zu leben, das habe ich versucht darzulegen, ist unser erstes Anliegen. Nun ist die Bruderschaft von Taizé vor einiger Zeit aufgefordert worden, als Communauté Mitglied des Ökumenischen Rates zu werden und zum ersten Male im Juli dieses Jahres an einer Vollversammlung teilzunehmen. Der Bruder Prior Roger Schutz und mehrere andere Brüder sind dort gewesen. Einer von ihnen war Sekretär

der Sektion. „Auf der Suche nach einem neuen Lebensstil“. Ich glaube, daß von Uppsala starke Anregungen für alle Teilnehmer, für alle beteiligten Kirchen ausgegangen sind. Es ist aber schwer, die Fortentwicklung der ökumenischen Bewegung heute schon näher zu definieren. Unsere besondere Aufgabe kann nur darin bestehen, neue Möglichkeiten der Begegnung, der Kooperation, des Gesprächs, des Zusammenbetens wahrzunehmen und das zu leben, was wir in unserer Regel die Leidenschaft für die Einheit des Leibes Christi, der Kirche, des Volkes Gottes nennen.

Sch. Frère Christophe, Sie haben uns hier von einer ganz neuen „Orientation“, so will ich es mal nennen, in Taizé gesprochen, daß Sie auch dort als Communauté im Experiment bleiben und sich auch für die ständige Erneuerung im gemeinsamen Leben offenhalten. Das war doch auch ein Anliegen unseres evangelischen Theologen Dietrich Bonhoeffer. Können Sie uns sagen, wie das jetzt in Taizé aussieht?

F.C. Sie kommen hier auf einen ganz wichtigen Punkt, der das Leben unserer Communauté gerade im letzten Jahr stark bestimmt hat. Nebenbei, Dietrich Bonhoeffer ist als Theologe und als christlicher Märtyrer unter allen Brüdern in Taizé ganz besonders bekannt und beliebt. Es wäre ein idealistischer Trugschluß, zu glauben, die Kirche könne ohne feste Institutionen, ohne sichtbare Formen leben. Unser eigener Körper ist eine Institution, unsere Kleider sind so etwas wie eine Institution. Aber es kommt darauf an, immer und immer wieder diese Institution zu erneuern oder, um es anders zu sagen, abzuwerfen von den Kleidern, was überflüssig ist, was uns auf dem Weg hemmt, was verhindert, daß die Einfachheit des Evangeliums und seine Leuchtkraft wirklich durchscheinen. Wir haben es so beschrieben: Wir versuchen als Christen (das ist nicht nur in Taizé der Fall), aus der Dynamik des Vorläufigen zu leben, wohl wissend, daß nur der aus der Dynamik des Vorläufigen leben kann, der auch den Sinn für die Kontinuität hat.

Ich gebe Ihnen ein Beispiel, wie wir in Taizé versuchen zu verhindern, daß wir in einer Art Institutionalisierung unseres eigenen Lebens erstarren. Wir haben vor sechs Jahren die Versöhnungskirche als eine Gabe der „Aktion Sühnezeichen“ bekommen und sind sehr dankbar dafür. Heute fragen wir uns aber bereits, ob nicht diese, aus schwerem Eisenbeton errichtete Kirche veränderungsbedürftig geworden ist; und wir sind eigentlich sicher, daß wir sie heute ganz anders bauen würden. Was wir tun konnten, haben wir getan. Wir haben im Laufe der letzten Jahre einige Veränderungen im Inneren dieser Kirche vorgenommen. Eine Art Betonkarrée, in dem die Brüder saßen, wurde abgerissen, dafür wurden auch für die Brüder bewegliche Stühle aufgestellt. Der Steinaltar wurde herausgenommen und vorläufig durch

einen langen hölzernen Tisch ersetzt. Es kommt heute also ganz besonders darauf an, daß die Kirche insgesamt lernt, diese Dynamik des Vorläufigen zu leben. Das gilt auch für die Kirchenbauten, die als Versammlungsorte der Gemeinde zweckmäßig sein müssen, die aber mehr und mehr auf alle repräsentativen Zeichen, die noch an eine triumphierende Kirche erinnern könnten, zu verzichten haben.

Sch. Das heißt also, die Kirche müßte eine Art Zelt werden, ein Zelt, das jederzeit zusammengelegt und an anderer Stelle wieder aufgestellt werden kann, oder, um ein anderes Bild aus der Arbeit der Gossner-Mission in der DDR zu gebrauchen, zu einem Wohnwagen, der von Ort zu Ort weiterfahren kann. Kirche müßte also „Kirche-Unterwegs“ bleiben. Meinen Sie das so?

F. C. Ja, das ist ein gutes Bild, und ich liebe besonders jenes Bild, das in den letzten Jahren zur Beschreibung der Kirche neu aufgekommen ist: Die Kirche als das wandernde Gottesvolk wie das alttestamentliche Israel.

Sch. Ich würde gern noch eine Frage im Blick auf Ihren Prior stellen. Wir haben gehört, daß Sie mit Hilfe seiner Arbeit, aber doch auch mit Hilfe der Arbeit vieler Ihrer Brüder in ein ganz besonderes Verhältnis zur katholischen Kirche gekommen sind. Der Prior hat des öfteren persönliche Gespräche mit dem Papst geführt, besonders in letzter Zeit. Können Sie uns dazu etwas sagen?

F. C. Die Communauté hat ihren Weg 1940 begonnen und ist damit in ein Zeitalter der Ökumene eingetreten. Die Leidenschaft für die Einheit war von Anfang an eine unserer Hauptmotivationen. Wir leben in unserer Gegend in Frankreich (in Burgund) innerhalb einer fast völlig katholischen Umgebung. So war es schon aus diesem Grunde selbstverständlich, daß wir in der menschlich-christlichen Begegnung zunächst einmal auf unsere katholischen Brüder zuzugingen. Schon bald hat der Bruder Prior mit einem anderen Bruder zusammen angefangen, regel-

mäßig die führenden Persönlichkeiten der katholischen Kirche in Rom zu besuchen, um in ein brüderliches Gespräch mit ihnen zu kommen. Sie wissen, es kam das II. Vatikanische Konzil, und unsere Brüder wurden aufgefordert, vom ersten bis zum letzten Tag als Beobachter an diesem Konzil teilzunehmen. Während der Konzil-Sitzungen hatten wir eine kleine Wohnung in Rom, wo (ich möchte fast sagen ununterbrochen) Beobachter, Bischöfe, Kardinäle und andere Freunde aus und ein gingen. Es entwickelte sich ein besonders intensives Verhältnis zu christlichen Freunden in Lateinamerika. Wir haben angefangen, durch eine ökumenische Kollekte, „Aktion Hoffnung“ genannt, Zeichen der Hoffnung aufzurichten. Das Geld wurde beispielsweise für ein landwirtschaftliches Kooperativ und für eine neue Schule in einem Elendsgebiet gesammelt, um den Menschen, die dort in einem unvorstellbaren Elend leben, zu zeigen, daß unsere Blicke und Gebete auf sie gerichtet sind. Inzwischen versucht die römisch-katholische Kirche ebenfalls mit erheblichen Mitteln, den Menschen in diesen durch innere soziale und religiöse Spannungen schwer bedrohten Gebieten zu helfen und damit zu ihrer Vorwärtsentwicklung beizutragen. Ich möchte noch erwähnen, daß auch eine andere Aktion von Taizé durchgeführt wurde. Wir haben Geld gesammelt und den Druck einer ökumenischen Bibel veranlaßt. Nun sind in diesen Monaten eine Million ökumenischer Bibeln in Lateinamerika zur Verteilung gekommen. Schließlich haben sich seit zwei Jahren Brüder von uns (zur Zeit sind es vier) in Recife, an der Ostspitze von Brasilien, für eine vorübergehende Zeit niedergelassen. Sie leben in einem Vorort unter ganz armen Verhältnissen und in enger Zusammenarbeit mit katholischen Benediktinermönchen. Eine Folge des wachsenden Interesses gerade der römisch-katholischen Kirche für Lateinamerika ist die kürzliche Papstreise nach Bogotá zum Eucharistischen Kongreß gewesen, und wir hatten die große Freude, daß Paul VI. zu dieser Reise unseren Bruder Prior Roger Schutz als persönlichen Gast und Freund eingeladen hatte.

Das neuerrichtete Lehrerinnen-Ausbildungsseminar der Gossner-Kirche in Ranchi.



Die Leiterin, Miss Helen Benghra, wird im Mai 1969 Gemeinden in Deutschland besuchen.



Im Jahr des Goldenen Jubiläums der Gossner-Kirche,

die 1919 als erste „Junge Kirche“ aus deutscher evangelischer Missionsarbeit ihre Autonomie erklärte und dieses denkwürdigen Ereignisses vor 50 Jahren im Okt. 1969 festlich in Ranchi gedenkt, sollten alle ihre Freunde in Deutschland, die der Gossner-Mission verbunden sind, in Dankbarkeit gegen Gottes gnädige und barmherzige Bewahrung Seines Volkes in Chotanagpur und Assam bereit sein für

ein besonderes Jubiläumsoffer!

Wir haben schon die unserer Arbeit verbundenen Landeskirchen in Deutschland darum gebeten; und erhielten nahezu von ihnen allen ein bereitwilliges Echo. Denn unsere Gossner-Kirche hat für eine Jubiläums-Gabe von 200 000,— DM sehr genaue und überzeugende Vorschläge gemacht. Sie möchte

zwei Gemeindezentren in neuen Industrie - Gemeinden
sowie eine Mädchen - Oberschule errichten;
und die theologische Ausbildung ihrer zukünftigen Pfarrer sichern.

Dafür ist dieser Betrag erforderlich. Und von 1970 an will die Gossner-Kirche für ihre Aufgaben ja im wesentlichen selbst aufkommen. (vgl. Seite 2)

So bitten wir auch Amtsbrüder und uns verbundene Gemeinden, die einzelnen Freunde und alle die die Gossner-Kirche ein wenig kennen und von Herzen lieben: Laßt sie diese Eure Liebe spüren! Jubiläumsgaben **über Ihre sonstigen Opfer hinaus** bitten wir besonders zu kennzeichnen; wir werden Ende 1969 das Ergebnis dieser

Sonder-Gabe

bekanntgeben. Nr. 3 unseres Blattes „Die Gossner-Mission“ in diesem Jahr wird eine besondere und erweiterte Jubiläumsausgabe sein. Und in Nr. 4 werden wir von den Festtagen in Ranchi ausführlich berichten.

Martin Seeberg

Christian Berg

Unsere Gabensammlung 1969

Wir erwarteten		Wir haben empfangen
Januar	27 670,— DM	30 187,67 DM
Februar	27 670,— DM	21 073,93 DM
März	27 670,— DM	15 476,06 DM
<hr/>		<hr/>
83 010,— DM		66 737,66 DM
Unser Defizit:		16 272,34 DM

Indien-Arbeit: Gossner-Mission, 1000 Berlin 41, Handjerystr. 19-20. Postscheckkonto Berlin West 520 50
Bankkonto: Berliner Bank, Dep.-K. 4, 1 Berlin 41, Konto Nr. 7480

Industrie-Mission Westdeutschland: Gossner-Mission, Wiesbaden-Kastel, Johannes-Gossner-Straße 14
Postscheckkonto Hannover 1083 05

Lettner-Verlag GmbH., 1 Berlin 41. Einzelpreis 0,20 DM / Druck: Buchdruckerei Walter Bartos, 1 Berlin 61
Bildnachweis: Gossner-Archiv (15) „Das Wort in der Welt“ (1)

Die Gossner- Mission

A 20759 F



Oktober 1969 – Kirchentag in Ranchi/Indien

INHALT

Hans Lokies: „... und gehe!“	Seite 2
Heinrich Vogel: Ein Evangeliumsfest	Seite 4
Klaus Schwerk: Zambia	Seite 10
Christian Berg: Wiedersehen mit Amgaon	Seite 12
Erhard Eppler: Koordination	Seite 14

Berlin • Dezember 1969

4

„... und gehe!“

Aus der Predigt
Gossnertag
12. 10. 1969
Berlin

Predigttext Matthäus 9, 1–8

Und siehe, da brachten sie zu ihm einen Gichtbrüchigen, der lag auf einem Bette. Da nun Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben. Auf daß ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Vollmacht hat, auf Erden die Sünden zu vergeben, – sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Stehe auf, hebe dein Bett auf und gehe heim!

Wir setzen das Ende unseres Textes an den Anfang. Da heißt es: „Als das Volk das sah, verwunderte es sich und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat.“

Dieser Lobpreis Gottes, der einer jungen Kirche, die ja auch nur aus Menschen besteht, die Macht gegeben hat, selbständig zu werden, soll gleich zu Beginn dieser Jubiläumsfeier angestimmt werden: hier im Gossner-Saal, in den deutschen Gemeinden, die mit uns feiern und vor allem auch in der Zentrale der Gossner-Kirche in Ranchi, wo sich ein ganzes Volk mit seinen ökumenischen Gästen aus Deutschland, Amerika und anderen indischen Kirchen versammelt hat.

Was sich dort heute in der mehr als hundertjährigen Christuskirche, die noch Gossner selbst erbauen ließ, und auf dem großräumigen Gossner-Compound, dem Kirchengelände mitten in der Großstadt, abspielt, kann bestenfalls im Maßstab eines Evangelischen Kirchentages betrachtet werden.

In den Reden, die heute dort gehalten werden, wird sicherlich das Wörtchen „selbst“ eine Rolle spielen: „Selbständigkeit“, „Selbstverantwortung“, „Selbstverwaltung“, „Selbstausbildung“ oder wie die indischen Christen selbst es auf Englisch ausdrücken: „Autonomie“. Man sollte aber nicht vergessen, daß sie schon von sich aus des öfteren am jährlichen Autonomie-Festtag, dem 10. Juli, dem Tag, an dem im Jahre 1919 die offizielle Autonomie-Erklärung der Kirche erfolgte, den Ausdruck „Autonomie“ kritisiert und statt dessen die „Christonomie“ (Christusherrschaft) für die Kirche gefordert haben. Das sollte auch uns bei dieser Jubiläumsfeier dazu anhalten, allem Selbstruhm gründlichst abzusagen, auch wenn es wahr ist, daß ganze Generationen von deutschen Missionaren und indischen Christen – Pastoren und Laien – mit großer Aufopferung dazu beigetragen haben, daß die Gossner-Kirche selbständig wurde.

Was es mit menschlichem Ruhm und menschlicher Macht auf sich hat, möge ein Erlebnis deutlich machen, das meine Frau und ich hatten, als wir von unserem diesjährigen Urlaub in Kärnten über Wien nach Hause fuhren. Wir sahen die alte Kaiserstadt zum ersten Mal und besichtigten dabei auch die sogenannte Kapuzinergruft, in der die prunkvollen Sar-

kophage der deutschen Kaiser zur Schau gestellt sind. Nach dem Besuch dieses einzigartigen unterirdischen Mausoleums traten wir an den Kapuzinermönch heran, der die Einlaß- und Ansichtskarten verkaufte und gelegentlich auch die Führungen durch die Gruft persönlich übernahm. Ich stellte an ihn die etwas zudringliche Frage, was denn von dieser ganzen Schau auf ihn persönlich den stärksten Eindruck mache. Ohne aufzublicken erwiderte er zögernd: „Nun, dieser prachtvolle, reine Barockstil in seiner Vollendung ...“ Als Antwort zeigte ich auf eine Ansichtspostkarte und bemerkte: „Wir bitten Sie um Ihr Verständnis, wenn wir Ihnen nur diese eine einzige Kunstpostkarte abkaufen als ein Andenken daran, was uns auf das Tiefste beeindruckt hat“. Hier ist diese Karte! (Sie wird der Gemeinde möglichst sichtbar vor Augen gehalten). Es ist ein Meisterwerk barocker Kleinkunst vom Sarkophag Kaiser Karls VI., unter dessen Regierung der Niedergang der Habsburgischen Weltmacht begann. Und was es darstellt, ist die Krone des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation – aufgesetzt auf einen Totenkopf! Als wir unsere Schillinge für das Bild hinlegten, sah der Bruder Kapuziner zu uns auf und sagte ganz leise: „Ja, alle menschliche Macht ...“, dann stockte er und machte nur eine wegwerfende Gebärde. Ich möchte, daß wir diese wegwerfende Bewegung seiner Hand nachvollziehen und seinen Satz zu Ende sprechen: „Alle menschliche Macht ist nichtig und vergänglich.“ Was aber nie vergeht, sondern immer aufs neue und in Ewigkeit Bestand hat, das ist die Macht, die Gott den Menschen gibt oder – genauer gesagt – einem einzigen Menschen, der im Mittelpunkt unserer biblischen Geschichte steht, gegeben hat:

JESUS CHRISTUS.

Ihm sei in Ewigkeit, Ehre und Preis und Lob!

Jesus Christus hat, so lesen wir in unserem Text, von Gott eine doppelte Vollmacht erhalten: 1. Sünde zu vergeben und 2. was krank ist, zu heilen. – Zu dem Gichtbrüchigen, den man in seinem Bettgestell vor ihn gebracht hat, sagt er als erstes Wort: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.“ Der Gelähmte reagiert darauf mit Stillschweigen. Wir dürfen aber annehmen, daß er unter dem Worte Jesu wortlos alles das in einem Zuge vollzieht, was wir im Katechismus-Unterricht auseinanderzuhalten pflegen: Erkenntnis der Sünde, Schuldbekennnis und Empfang der Vergebung – ganz real. Daß die Bereitschaft dazu auch in der Gossner-Kirche seit den frühesten Zeiten bis in die Gegenwart hinein da ist: das dankbar festzustellen, gehört mit zum Lobpreis Gottes. So wird schon in den ältesten, vergilbten Blättern unserer Missionszeitschrift von einem Fall berichtet, der allgemeines Aufsehen in der indischen

Öffentlichkeit erregte. Ein Christ, des Mordes verdächtigt, kommt ins Gefängnis. Dem Missionar, der ihn in seiner Zelle besucht, beichtet er die begangene Tat. Und als er dann in öffentlicher Gerichtsverhandlung vor dem Richter steht und befragt wird, ob er des Mordes schuldig sei, antwortet er mit einem deutlichen, klaren „Ja“: eine Sensation, wie sie noch nicht dagewesen ist und von allen, die davon hören, nur so erklärt werden kann, daß der Angeklagte eben ein Christ sei. Denn in der nichtchristlichen Umwelt der Kirche herrscht gerade in Fragen der Schuld eine verschwommene, undurchsichtige Atmosphäre, die der Verschleierung von Verbrechen Vorschub leistet.

Jeder versucht, seine Haut zu retten — mit erlaubten und unerlaubten Mitteln. Noch 1954 beobachtete ich in einer indischen Großstadt einen Haufen von Leuten, die täglich vor dem Gerichtsgebäude herumhockten und die ich zuerst für Prozeßbeteiligte hielt; erst später erfuhr ich, daß es sich um berufsmäßige Zeugen handelte, die für Geld alles aussagten, was die Angeklagten wünschten.

Diese undurchschaubare, alles vernebelnde Atmosphäre breitet sich auch in der alten Christenheit aus — heute mehr denn je. Man kann es im Fernsehen beobachten und in den Zeitungen lesen, wie schwer, ja wie fast unmöglich es ist, bis zur Wahrheit vorzustoßen und sogar offenkundige Verbrechen, zumal wenn sie zeitlich zurückliegen, eindeutig zu klären.

Niemand will seine Schuld eingestehen. Ja, einer meiner Freunde klagte mir kürzlich in einer fast komischen und doch sehr ernst zu nehmenden Verzweiflung, daß es in seinem Haushalt, anders wie früher, nicht einmal möglich sei festzustellen, wer eine Kaffeetasche zerschlagen habe, obwohl keine Strafe, ja sogar kein Scheltwort als Strafe darauf stehe. Was bedeutet jedoch eine zerschlagene Kaffeetasche im Vergleich zum Zerschlagen des Friedens, der brüderlichen Gemeinschaft und der Einheit in der Kirche: eine Gefahr, von der die Gossner-Kirche gerade in der Zeit ihrer Selbständigkeit immer wieder bedroht wurde. Aber jedesmal, wenn sie sich in einer solchen Krise befand, geschah es auch, daß sich die führenden Männer der Kirche, ja, ganze Kirchengruppen unter Gottes Wort bereit fanden, ihre eigene Schuld zu erkennen und die der anderen zu vergeben.

Heute am Jubiläumstage der Gossner-Kirche dürfen wir im Rückblick auf 50 Jahre ihrer Selbständigkeit mit Lob und Dank gegen Gott bekennen, daß das Wort, das Jesus in Gottes Vollmacht über das Bett des Gichtbrüchigen hinsprach, all die Jahre leuchtend auch über dem Raum der Gossner-Kirche gestanden hat und steht: „Deine Sünden sind dir vergeben; sei getrost!“

Das zweite Wort, das Jesus dem total Gelähmten, unheilbar Kranken zu seinen Füßen zuruft, lautet: „Stehe auf, hebe dein Bett auf und gehe heim!“ Auf sein Wort steht der Gelähmte auf, nimmt sein Bett und geht heim. Unbeschreiblich der Schock, der allen versetzt wird, die das erleben! In den Evangelien werden dafür verschiedene, immer stärkere Ausdrücke gebraucht: „Sie wunderten sich“, „sie fürchteten sich“, „sie gerieten außer sich“ oder gar „sie benahmen sich wie Irre“.

Auch die Selbständigkeit der Gossner-Kirche war ein außerordentliches Ereignis, das nicht nur in Indien sondern in der ganzen Missionswelt Aufsehen erregte. Durch den Ausbruch des 1. Weltkrieges waren die Gemeinden hart getroffen. Plötzlich aller ihrer Missionare beraubt, waren sie führungslos. Da zugleich jede finanzielle Unterstützung aus Deutschland aufhörte, gerieten sie bei ihrer Armut in die größte Not. Sie waren gelähmt, und in ihrer Ohnmacht nicht fähig, sich selber zu erheben. Aber gerade aus dieser Zwangs- und Notlage heraus geschah es, daß die Evangelisch-lutherische Gossner-Kirche von Chota Nagpur und Assam selbständig wurde — als die erste Missionskirche nicht nur in Indien, sondern auf allen neuzeitlichen Missionsfeldern. Niemand hatte dies erwartet, am wenigsten die alten Missionare und die indischen Christen selbst.

Es war wie ein Wunder — ähnlich dem Heilungswunder an dem Gelähmten, von dem unser Predigttext erzählt. Die gleichgelagerte Situation scheinen mir die vier Worte aus dem Munde Jesu besonders gut zu kennzeichnen, Worte, die wir leicht überhören. Sie lauten: „Hebe dein Bett auf!“ Der Gelähmte konnte sich nicht selbst fortbewegen, er war von fremder Hilfe abhängig. Er mußte in seinem Bettgestell getragen werden und war dabei auf den guten Willen seiner Freunde angewiesen. Und jetzt sollte er auf eigenen Füßen stehen, d. h. also selbständig werden und seine Last selber tragen. Eine harte Zumutung für einen Kranken, der jahrelang gelähmt dagelegen hatte; aber im Wagnis des Glaubens und im Gehorsam gegen Jesu Wort stand er auf, nahm sein Bett und ging heim in sein Haus, das in einem neuen Sinne sein eigenes Haus, sein Eigentum wurde, weil er fortan für seine Erhaltung, seinen Ausbau und seine Einrichtung selbst verantwortlich war.

Alle Kirchen, auch unsere Heimatkirche, und auch wir persönlich leben von der Vergebung unserer Sünde. Was unser Leben und auch das Leben in der Kirche lähmt, ist unerkannte, unbekannte und unvergebene Schuld. Es würde den Rahmen einer Predigt sprengen, träte ich in einen Vergleich mit nicht-christlichen Religionen ein. Aber einen indischen Religionsstifter will ich erwähnen: Buddha. Er war einer der größten Seelsorger in der Menschheitsgeschichte. Psychologe und Psychotherapeut zugleich. So stand er vor dem Menschen wie vor einer Tastatur und drückte auf eine Taste: „Vergänglichkeit.“ Überwältigt von dem Eindruck der Vergänglichkeit dieser Welt und aller Kreatur entwickelte er eine Weltreligion mit einer erstaunlichen Psychotechnik, um der Vergänglichkeit und dem Leiden zu entinnen. Er drückte auf die Taste und drückte vorbei.

Christus drückt auf die Taste: „Schuld und Vergebung der Schuld“ und trifft den Menschen im Zentrum seiner Existenz. Hier geht es wirklich um Tod und Leben; denn „der Tod ist der Sünde Sold“; aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Jesus Christus, Jesus Christus steht auch heute mitten unter uns an Gottes Statt und bietet uns die Vergebung unserer Schuld an — wie es im Römerbrief heißt: „... und werden ohne Verdienst gerecht durch die Erlösung, die in Christus Jesus geschehen ist, indem, daß er Sünde vergibt“. Wirklich und wahrhaftig.

Ihm sei Lob, Ehr' und Preis!

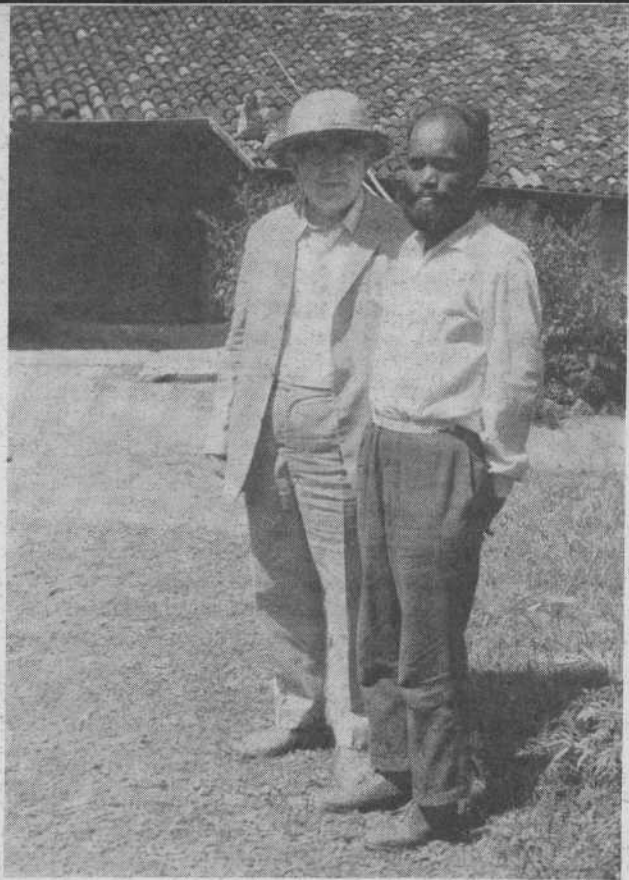
Amen.

Ein Evangeliumsfest

Berichtet von Heinrich Vogel

So möchte ich das „Golden Jubilee“ nennen, mit dem die Evangelisch-lutherische Gossner-Kirche des Landes Chotanagpur in unbeschreiblicher Freude und Dankbarkeit ihre vor 50 Jahren in einer schweren Krise behauptete und neu gewonnene „Autonomie“ feierte. Sie feierten mit überschwenglicher Hingabe dieses „Goldene Jubiläum“ ihrer Kirche. Sie feierten, sangen, hörten, tanzten, wie wir es schon lange verlernt haben. Sie steckten sich in ihrer Freude gegenseitig an und entzündeten auch ihre deutschen Gäste, die aus Schenkenden zu Beschenkten wurden und ununterbrochen Gelegenheit erhielten, dem Wunder dieser Evangeliumsfreude inmitten einer nichtchristlichen Welt nachzusinnen. Es ging ja letztlich gar nicht nur um die Autonomie, von der während des Festes freilich in hundert Variationen geredet wurde. Das mit der „Autonomie“ war nur der Anlaß; der eigentliche Quellgrund der Freude war der Herr Christus und die Gemeinschaft, die seine Gnade schafft und schenkt. — Man muß das (allen Gottheiten Indiens gewidmete) Puja-Fest, das keine 200 m von mir in einem Zelt-Tempel thronende Götterbild der Durja vor Augen, den Klang der Trommeln und Rohrflöten mitsamt dem ganzen Rummel eines Volksfestes im Ohr haben, um den ganzen Gegensatz zu einem Evangeliumsfest zu empfinden. — Aber ich greife vor und bringe schon zum Ausdruck, was doch erst der konkrete Bericht eindrücklich machen kann und soll. —

Ich beginne bei unserer Ankunft auf dem kleinen Flughafen von Ranchi. Unsere eigene Freude, dort — sogar einigermaßen pünktlich! — zu landen, war umso größer, als der Tag vorher in Kalkutta von einem unmittelbar drohenden, dann aber doch in letzter Minute abgesagten Generalstreik überschattet gewesen war, der geradezu unsere Beteiligung an dem Jubiläum in Frage gestellt hätte. Nicht auszudenken die Enttäuschung, die das für unsere indischen Brüder in Ranchi bedeutet haben würde! — So aber standen sie, die leitenden Männer der Kirche, auf dem Flugplatz zu unserem Empfang bereit. Gleich diese Begrüßung stand im Zeichen elementarer Freude und herzlichster Gemeinschaft. Nachdem unser Gepäck und wir selbst in Autos verstaут waren, begann unsere, in Etappen sich vollziehende Annäherung an das Zentrum des Festempfanges in Ranchi. Wir waren nämlich kaum ein paar hundert Meter weit gefahren, als schon am Ausgang des Flughafengeländes uns eine erste Gemeindegruppe empfing. Die Hände wurden uns gewaschen, die Stirn besprengt, Kränze uns um den Hals gehängt und der Jesu-sahai-Gruß (Jesus ist Hilfe!) mit vor der Brust nach indischer Weise flach erhobenen Händen getauscht. Schon erklangen auch die Badjans, jene für den Tag in Gebrauch genommene Tänze, zu denen neue, unserm Empfang gewidmete Texte gesungen wur-



Prof. Vogel und der indische Missionar Toppo

den, — begleitet vom Klang der harmonisch dröhnenden großen Trommeln und der hellen Schellen. — Wir stiegen wieder ein; aber wir kamen auch diesmal nicht weit. Wir mußten uns einer neuen, noch größeren Woge des Empfangs stellen, wurden von neuem gewaschen, bekränzt, besungen. Wieder das „Jesu sahai“, wieder und wieder der Händedruck, mit dem wir so vielen einzeln dankten, wie wir nur erreichen konnten. — So wurden wir vier Mal aus unserem Wagen geholt, bis dann im Compound der Gossner-Kirche — auf dem mir von früher her so vertrauten Platz vor dem Jubilee-Bungalow — der „eigentliche“ Empfang vor sich ging.

Wir Gäste — wir waren unserer 12 — wurden zusammen mit den leitenden Brüdern dieser indischen Kirche auf die bereit gestellten Stühle gewiesen, über und über bekränzt, ich selbst bis an mein unbewaldetes Hochplateau! Gesänge eines Chors (der seit der Zeit vor 3 Jahren bemerkenswerte Fortschritte gemacht hat!), neue Tänze und Grußworte

Tänze der Jugendgruppen



folgten, alles durchströmt von der Festfreude der Evangeliumsgemeinschaft, die uns alle, alle umschloß. Mir gingen die Worte des 126. Psalms durch den Sinn: „... wir werden sein wie die Träumenden ... unser Mund wird voll Lachens und unsere Zunge voll Ruhmens sein.“ Ja, es ist wahr: „Da wird man sagen unter den Heiden: der Herr hat Großes getan an ihnen! Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich!“ — — —

Und dann haben sie gefeiert, 3 Tage lang, von früh bis spät so gefeiert, daß wir, die wir mitfeiern durften, aus dem Staunen nicht heraus kamen. Das Festprogramm, das sie sich und uns ausgearbeitet hatten, hatte bei uns, als wir es in Deutschland zu Gesicht bekamen, eine Mischung von Fassungslosigkeit, Entsetzen und Heiterkeit ausgelöst: über 20 Programmpunkte für jeden Tag, beginnend um 4 Uhr morgens und endend am späten Abend.

Nach dem Frühgeläute, das dann das ganze Fest einläutete, setzte sich der Zug, dem sich immer mehr Menschen anschlossen, um 4.30 Uhr in Bewegung. Zuletzt war er, obwohl wir in Sechserreihen gingen, so lang, daß einer der Unseren, der zurückgelaufen war, um all die Bilder aufnehmen zu können, 20 Minuten brauchte, ehe er wieder bei der Spitze angelangt war. Einer vorangetragenen Kreuzesfahne folgte in ihren Talaren eine große Anzahl von Pastoren, hinter ihnen wohl Älteste und wir Gäste, von denen allerdings nur einige sich zu diesem, noch unter dem Nachthimmel einsetzenden Marsch hatten aufrufen können. Um gerecht zu sein: Andere nahmen an der Prozession des nächsten Morgens teil. Ja, und dann folgte alles Volk, Jung und Alt, Männer und Frauen. Vorn wurden lutherische Choräle gesungen, hinter uns erklangen geistliche Badjans zum Dröhnen der Trommeln, wodurch sich aber die Choräle singenden Pastoren nicht beirren ließen. In meinem Gehör gab sich alles ein unbeschreiblich kriegerisches Stelldichein. Ich fragte lachend meinen Nachbarn: „Was wohl die Engel im Himmel dazu sagen!?“ Er antwortete: „Es ist für sie lauter Harmonie!“ Ich erfuhr dann auch den Text der Badjans, die hinter uns erklangen: „Wir Christen nehmen jetzt die grüne Fahne, die Siegesfahne. Jesus hat gesiegt!“ Beides habe ich noch am selben Tage in meinem kurzen Grußwort der großen Festversammlung erzählt, um in das „Jesus ist Sieger“ einzumünden.

Die Zahl der zu Tausenden unter den Dächern zweier großer Zelte lagernden Frauen und Kinder, der zu Tausenden ringsherum eine weiße Mauer bildenden stehenden Männer sagt zwar etwas, gibt aber nicht das Entscheidende wieder. Gewiß haben wir alle uns staunend gefreut, daß diese Zahlen sich nicht nur durchhielten, sondern wohl bis auf 10 000 steigerten. Das ist die Gesamtzahl aller Christen in Ranchi, die Katholiken mit eingeschlossen! Wieviele Nichtchristen mögen also dabei gewesen sein. Welch eine Stärkung muß das für so manche schwache und angefochtene Christen gewesen sein, welch ein quellender Brunn des Dankens für alle! Dank, Dank und noch einmal Dank, das war es, was Christian Berge Predigt in diesem ersten Festgottesdienst überleuchtete. Sie bestand eigentlich nur in dem immer neuen: „Wir danken Dir, wir danken Dir für ...“

Aus den Reden, vor deren Fülle ich kapituliere, war manches gewiß besonders bemerkenswert. Die Art

und Weise, wie etwa Dr. Wagner, ein bayerischer Lutheraner, der das College der lutherischen Kirche in Neu-Guinea leitet, das Gleichnis von dem Baum, dessen Wurzeln tief greifen müssen, wenn er den Stürmen trotzen, seine Krone ausbreiten, Schatten spenden und Früchte geben soll, seinen Hörern auf den Leib rückte, bewies den Mann der unmittelbaren missionarischen Verkündigung. — Es war eine mutige Tat, wenn der Sprecher des indischen Christenrates im Staate Bihar die neuen, für die Sache des Evangeliums gefährlichen Gesetze in den Staaten Orissa und Madhya Pradesh öffentlich in ihren wahren Intentionen aufdeckte. — Besondere Beachtung fand auch die Rede des zu Gast geladenen katholischen indischen Erzbischofs, der mit der Absage an das früher gespannte Verhältnis zwischen den Konfessionen die Bereitschaft zur gemeinsamen Arbeit verband. — Bewundernswert waren sowohl der Präsident der Gossner-Kirche, G. B. Aind, der trotz der Überanstrengungen des Riesenprogramms immer eine überlegene Freundlichkeit, Gelassenheit und Besonnenheit durchhielt, wie auch Professor Tiga, dem die eigentliche Organisation und Leitung des Festes aufgebürdet war. Er ist ja auch nicht mehr der Jüngste. Umso respektabler war seine ständige (physische und geistige!) Präsenz und die Vereinigung von rednerischer Selbstzucht mit einem immer wieder auflockernden Humor.

Zuletzt noch zwei völlig entgegengesetzte und eigentlich nicht in einem Atem zu schildernde Bilder. Das



Die ankommenden Gäste werden herzlich begrüßt



Nagera-Trommeln

eine wurde uns von indischen Studenten des College dieser Kirche vor die Augen gestellt, die an einem festlichen Abend die Kirchengeschichte dieser 50 Jahre auf die Bühne brachten, nicht nur die Zuwendung eines jungen Gottsuchers zu Christus, sondern auch die entscheidenden Sitzungen in Sachen der Autonomie. Da sahen wir auch eine getanzte Teufelsszene, die uns zeigen mochte, daß es bei diesem Jubiläum nicht um eine Selbstglorifizierung der Kirche ging. Der Up-Pramukh (Kirchenpräsident) der Teufel hatte seine von ihm ernannten Adjahs (Generalsuperintendenten) zusammengerufen, damit sie ihm über die Ausführung der ihnen im Raum der Gossner-Kirchen gewordenen Aufträge Bericht erstatteten. Der eine berichtete stolz, daß es ihm gelungen wäre, zahllose Christen für den Alkohol zu gewinnen, der andere, daß er auch die Augen von geistlichen Hirten lüstern gemacht hätte nach den Weibern. Das höchste Lob des Oberteufels ertete aber einer, der sich rühmen konnte, die Kirche gespalten zu haben, nicht nur einmal, nein, zweimal, fünfmal! Das alles zum Rhythmus der Trommeln getanzt und gesungen vor zehntausend Menschen! Welch eine öffentliche Selbstkritik dieser Kirche inmitten ihres Jubiläums! Gerade im Gedenken daran darf ich wohl das so ganz andere Bild von der unvergeßbaren Abendmahlsfeier am Schluß des Festes wenigstens andeuten. Es wa-

ren ihrer zwei Feiern nötig, an denen im ganzen etwa 1 300 Glieder der Gemeinde teilnahmen. Ich habe die Feier im Saal der Bethesda-Schule miterleben dürfen. Ja, hier beherrschte das Mysterium des heiligen Abendmahls das Ganze, im tiefsten Gegensatz zu den bei uns um sich greifenden Entsakramentalisierungen von Abendmahl und Taufe. Das Eigentliche kann ich und will ich nicht beschreiben. Aber der Zug der Frauen, deren weiße Saris vom Kopf herunterfließend die Gestalten verhüllten, über die Stufen, die zum Altar hinaufführten, ist mir eingeprägt, als hätte ich eines der Bilder unserer großen mittelalterlichen Maler lebhaftig gesehen. Dabei war es eigentlich unmöglich, den Anblick etwa nur „ästhetisch“ nehmen zu wollen. Es war ein einziger Aufruf zu der Anbetung, die denn manche dieser Frauen, vom Abendmahlstisch zurückgekehrt, durch die Berührung des Fußbodens mit der Stirn vollzogen. – Welch ein Geschenk war dieser Beginn des letzten der drei Festtage für uns alle, die wir das heilige Abendmahl mit unseren indischen Brüdern und Schwestern empfangen durften!

Damit will ich denn auch schließen. Möge die einführende Phantasie derer, denen es um das Evangelium und seine Freude in der ganzen Welt geht, ergänzen, was diese meine Worte nicht hergeben konnten!

Nachtrag zum Artikel von Heinrich Vogel

In gebotener Kürze möchte ich dem Bericht unseres Freundes Professor Vogel einen knappen Nachtrag anschließen.

- 1) Die reichen Tage der Jubiläumsfeier in Ranchi fanden Nachhall und Fortsetzung in vielen Gemeinden und Zentren der Gossner-Kirche. Wir Delegierten aus den Kirchen Deutschlands hatten uns in drei Gruppen geteilt, um den Evangeliumsdienst an Tausenden froh und festlich bewegter Gossner-Christen fortsetzen zu können. In Rajgangpur/Nordorissa hatte Dr. Bage eine in ähnlicher Zahl wie zuvor nach Ranchi gekommene Menge von Tausenden versammelt, die zwei Tage feierte. In Gua, Khunti und Bano wurden Kirchen eingeweiht, und Tausende hörten das Wort des Lebens. Dr. Rieger predigte vor großen Gemeinden in Takarma und Khuntitoli. In Jamshepur und Chainpur, Govindpur und Birmtrapur, Rourkela und Gumla, Singhani und Sundargarh wurden die Besucher aus Deutschland freudig empfangen. Aber auch mit einer ganzen Zahl kleinerer Gemeinden auf dem Lande und im Dschungel war eine Begegnung möglich. Es waren reiche Wochen der Stärkung und der Festfreude – für viele Gossner-Gemeinden und zugleich für uns Besucher aus der deutschen Christenheit.
- 2) Zuvor hatte sich am 13. bis 14. Oktober die Pfarerschaft der Gossner-Kirche in der Christuskirche in Ranchi zu einem Pastoral-Kolleg versammelt, das von über 100 Teilnehmern besucht war. Dr. Wagner/Neuguinea erstattete einen mit großer Dankbarkeit aufgenommenen Bericht über die junge Kirche dort. Dr. Rieger sprach über „Seelsorge“, Pastor Gohlke über den Dienst in der Gemeinde und Professor Dr. Grothaus über Erziehungsfragen. Stets war die Diskussion sehr lebendig, vollends bei dem in Indien so aktuellen

Thema der „Religionsfreiheit“, zu dem Minister a.D. N.E. Horo und Dr. Berg sprachen. Auch diese Tage waren also eine Vertiefung des Auftrags der Gossner-Kirche, deren besonders die Diener am Wort im Blick auf die Zukunft ihrer erhöhten Verantwortung bedürfen.

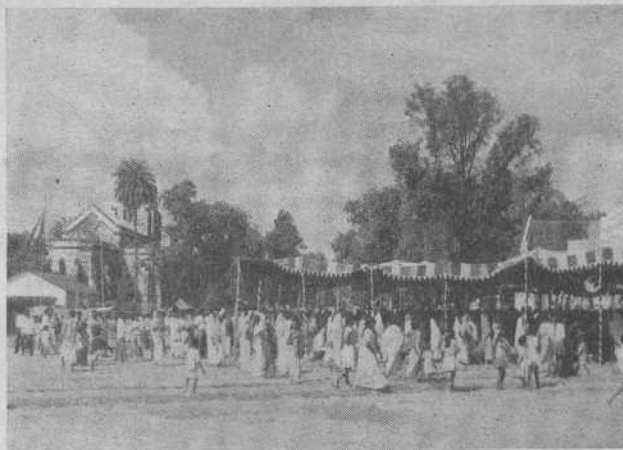
- 3) Nicht eigentlich zum Festprogramm gehörig, aber für uns außerordentlich lehrreich war es, daß Präsident Aind unserer Bitte gefolgt war, für Mittwoch, den 15. Oktober, jene Ausschüsse zu einer gemeinsamen Sitzung einzuladen (und uns dazu als Gäste), welche die Sachfragen der Missionsarbeit, der Schulfragen und der theologischen Ausbildungsstätten ständig zu beraten und zu behandeln haben. Hier konnten wir tiefere Kenntnis der Alltags-Aufgaben auf diesen wichtigen Tätigkeitsfeldern mit ihren Schwierigkeiten und Nöten, ihrer Verheißung und Durchhilfe Gottes erhalten. Die Brüder Dr. Bage und Dr. Singh, Topno und Präsident Aind selber, aber auch Brüder aus der direkten Arbeit in den Missionsgebieten beantworteten unsere Fragen sehr kundig und nüchtern. Wir waren jedenfalls bestmöglich auf das vorbereitet, was uns in den nächsten Tagen im Lande an Berichten und Fragen begegnete, als wir am nächsten Tage in dreifacher Richtung aufbrachen. Daß in der technischen Lehrwerkstätte Fudi, in der landwirtschaftlichen Farm Khuntitoli und im Hospital Amgaon (vgl. darüber besonderen Bericht) Besuch und Begegnung von besonders intensivem Austausch geprägt waren, versteht sich fast von selbst.

Der reiche Dank, von dem die Festtage erfüllt waren, vertiefte sich und verbreiterte sich so durch den Einblick in das Leben der Gemeinden und Arbeitszentren der Gossner-Kirche, der uns als großes Geschenk zuteil wurde.

Christian Berg



Auch die Kinder sind dabei



Das Festzelt ist aufgebaut

Kirchentag Ranchi, Oktober 1969

Gandhi: „Was mich fesselt, läßt mich eilen.“

Zum 100. Geburtstag - 2. Oktober 1969

Mahatma und Christus

Kein Zweifel, namentlich der alte Gandhi hat seinen Weg als den des Kreuzes Christi verstehen wollen und hat so selbst begonnen, den Christusmythos auf sich zu beziehen. In seiner Botschaft „ist der Sauer- teig am Werk“. Als im Statesman die Meinung ge- äußert wird, daß Jesu Christi Beispiel ein für allemal bewiesen habe, daß gewaltlose Liebe hoffnungslos versagen könne, antwortete Gandhi, daß er eine sol- che Meinung allerdings für unmöglich gehalten habe; nein, Pilatus habe verspielt und Christus gesiegt. Was mache es, daß sein Leib dahingegeben werden mußte, „wenn nur die Kräfte des Guten in der Ge- sellschaft befreit wurden“. „Das Beispiel des Lei- dens Jesu ist ein Faktor in der Komposition meines unsterblichen Glaubens an die Gewaltlosigkeit, der alle meine weltlichen und zeitlichen Handlungen be- stimmt.“ Fasten sei vornehmlich der Weg des Op- fers und des Kreuzes. „Ein einziger solcher Akt voll- kommenen Opfers würde für die ganze Welt genü- gen. Man hält Jesu Beispiel für einen solchen.“ „Ob aber die Jesus-Tradition historisch wahr ist oder nicht, bedeutet mir nichts. Für mich ist sie wahrer als jede Geschichte, denn sie birgt ein ewiges Ge- setz, das Gesetz des stellvertretenden und unschul- digen Leidens in seinem wahren Sinne.“ Mag das Abendland jenes Gesetz nur mit den Lippen beken- nen, er will durch einen vollkommenen Akt genug- tuenden Leidens jenes Gesetz durch die Tat erfüllen. Namentlich die Bekenntnisse im Zusammenhang der beiden letzten Fasten sind der Kreuzesidee voll. 1947 schreibt Gandhi im Harijan:

„Was mich fesselt, läßt mich eilen;
Was mich schmerzt, läßt mich auffahren;
Was mich niederschlägt, das läßt mich laufen;
Durch meine Tränen reise ich getrost;
Durch mein Kreuz steig ich hinauf
Ins Herz der Menschheit;
Laß mich verherrlichen mein Kreuz,
O Gott!“

Christus sagt: „Will mir jemand nachfolgen, der ver- leugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich

und folge mir.“ Und er sagt: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach, der ist mein nicht wert.“ Kann man auch sein eigenes Kreuz und das Kreuz Christi auf sich nehmen, wie Gandhi will, ohne Christus nachzufolgen, was Gandhi nicht kann noch will? (Aus: O. Wolf, „Mahatma und Christus“).

Bundespräsident Gustav W. Heinemann gab zur Gandhi- Jahrhundertfeier in der Bundesrepublik Deutschland folgendes Geleitwort:

Aus Anlaß der 100. Wiederkehr des Geburtstages von Mahatma Gandhi am 2. Oktober 1969 finden in aller Welt Gedenkveranstaltungen statt. Auch in der Bun- desrepublik Deutschland wird in vielfältiger Weise des großen Inders gedacht. Leben und Werk die- ses Mannes waren dem indischen Volk und seiner Unabhängigkeit verpflichtet. Ungewöhnlich waren die Mittel, deren er sich bediente.

Verwurzt in der religiösen und geistigen Überliefe- rung Indiens, aber offen für alle, die – wie er – auf der Suche nach der Wahrheit, nach der Gerechtig- keit und nach dem Frieden waren, diente er seinem Volk und der Menschheit. Mit den Leidenden, gleich- viel, welcher Herkunft sie waren, welcher Religion sie angehörten, hat er gelitten, die Verzweifelten hat er an die Hand genommen, und die Gleichgültigen hat er mit einer Hoffnung wieder hoffen gelehrt. Seine Demut und seine Menschlichkeit, sein unbeirrbarer Glaube auch in den schwierigsten Zeiten seines Le- bens brachten ein Volk in Bewegung. Die Geschichte zeigt, daß eine Revolution mit der Brandfackel allzu leicht auch die Ideale verrät, in deren Namen sie be- gonnen wurde. Mahatma Gandhi wählte den Weg der Gewaltlosigkeit und des Opfers. Damit verkörperte er ein neues Element in der Politik, die er auf diese Weise wieder auf ihre eigentliche moralische Grund- lage zurückführte. Wenn in der Geschichte des 20. Jahrhunderts nicht nur Kriege, Diktaturen, Revolten, Unrecht und Gewalt zu finden sind, dann ist Ma- hatma Gandhi einer der Männer, denen wir das verdanken.



1

2



3

- 1 Begrüßung der Gäste am Flughafen Ranchi
- 2 Prof. Vogel, Dipl.-Ing. Hertel, Dr. Bage, Dr. Berg
- 3 Grundsteinlegung für ein neues Gemeindehaus
- 4 Festversammlung vor der Oberschule
- 5 Dr. Rieger empfängt Besuch
- 6 Laßt Blumen sprechen!
- 7 Lehrer der Oberschule Khuntitoli
- 8 Mittagspause beim Pastorenkurs
- 9 Neue Kapelle in Khunti
- 10 Während der Kircheneinweihung in Khunti



4

5



Kirchentag in Ranchi

OKTOBER 1969



6



7



8



9



10

ZAMBIA

Im Haus der Mission in Friedenau mußte ein neuer Schreibtisch aufgestellt, ein neues Türschildchen geschrieben werden. Man liest: „GOSSNER-MISSION / ZAMBIA“ und nimmt zur Kenntnis, daß sich mit einem neuen Mitarbeiter auch eine neue Sache etabliert hat. Jedoch – das „Neue“ ist bereits zwei Jahre alt. Ein Brief mit dem Datum des 13. Oktober 1967 und dem handschriftlichen Vermerk „Zukunftsplanung“ enthält die folgenreiche Frage: „... wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie Möglichkeiten in Zambia erkunden würden, ob eine deutsche Missionsgruppe willkommen geheißen würde.“ Ein Jahr später war es sicher: Man wird eine Missionsgruppe willkommen heißen, und je eher sie kommt, desto besser. Der Präsident dieser erst fünf Jahre jungen Republik, Dr. Kenneth David Kaunda selbst ermunterte seine Ministerien, die Einladung auszusprechen.

Voraus ging ein erster Besuch des Direktors der Gossner-Mission im Spätsommer 1968. „Als willkommene Verbündete in den gemeinsamen Aufgaben, die von einer großen Dringlichkeit und Fülle gekennzeichnet sind, werden die ‚Sendboten‘ erwartet.“ Ein halbes Jahr später sind es dann drei Männer, die mehr und Genaueres über die Aufgabenfülle herausfinden sollen. Sie bereisen das Gebiet in der Südprovinz Zambias, in dem man die Gossner-Mission einsetzen möchte. Sie befragen höchste und niedrigste Regierungsbeamte, Kirchenleute in Lusaka und auf dem Land, Afrikaner und Europäer, lesen an Zeitungen und Büchern, was sich nur erreichen läßt, und versuchen sich aus allem einen Spruch zu machen. So beginnt die Fülle sich zu gliedern, die Aufgabe klarer, und die Problematik deutlicher zu werden.

Zambia ist mit etwa 750 000 qkm doppelt so groß wie Frankreich, hat aber nur etwa 4 Millionen Einwohner. Das bedeutet daß die Bevölkerungsdichte ein Zweiundzwanzigstel der deutschen ist. So wie es einen kritischen Höchstwert der Bevölkerungsdichte gibt (Indien ist dafür ein Beispiel), so kann es auch einen Mindestwert geben, unterhalb dessen wirtschaftliche Entwicklungen unmöglich sind. Die sehr dünne Besiedlung Zambias ist ein Problem der letztgenannten Art. Das Problem verschärft sich dadurch, daß innerhalb Zambias eine besondere Art von Gleichgewichtsstörung durch die Kupferminen im Norden der Republik besteht. Durch sie wird eben ein Drittel der Weltförderung an Kupfer geliefert. Das bringt erheblichen Reichtum in das Land, allerdings nur für eine kleine Gruppe seiner Bewohner. Kupfer wird als Rohmaterial exportiert. Es gibt keine nennenswerte Veredlungswirtschaft. Es fehlt die nötige Vorbildung der Afrikaner. Aber es fehlt noch viel mehr an möglichen Abnehmern industrieller Erzeugnisse. Denn die überwältigende Mehrheit der Zambianer lebt weit verstreut in schlichtesten Hütten und ist vom wirtschaftlichen Kreislauf ausgeschlossen. Jede wirtschaftliche Entwicklungsarbeit in Zambia muß also versuchen, diese bisher unerreichte ländliche Bevölkerung zu fördern. Es müssen neue Schwerpunkte auf dem Land gebildet werden, damit dem Übergewicht des Kupfers begegnet werden kann. Trotz oder gerade wegen seines Reichtums spricht man davon, Zambia sei „kupferkrank“.

Scheinbar weit entfernt vom Kupfergürtel und seinen Problemen liegt das Ufer des Karibasees, das Arbeitsfeld der Gossner-Mission. Dieser See wurde in den Jahren 1955 bis 1959 durch den Bau eines Staudammes in der Nähe des Ortes Kariba gebildet. Heute zählt er mit etwa 290 km Länge und bis zu 30 km Breite zu den größten künstlichen Seen der Erde. Sein steigendes Wasser vertrieb die Anwohner seiner Ufer und nahm ihnen den besseren Teil ihrer Ackerböden und damit die Möglichkeit ausreichender Ernährung. Nun warten alle seit Jahren darauf, daß ihnen in ihrer Not geholfen wird, wie man seinerzeit bereit war, Geld, Geist und Kraft dafür zu verwenden, sie in diese Not zu bringen. Denn so hilfreich und nötig es für Zambia und Rhodesien (den zweiten Nutznießer des Kraftwerkes am Staudamm) sein mag,



Kirchenälteste im Gespräch



Kirche in Kanchindu

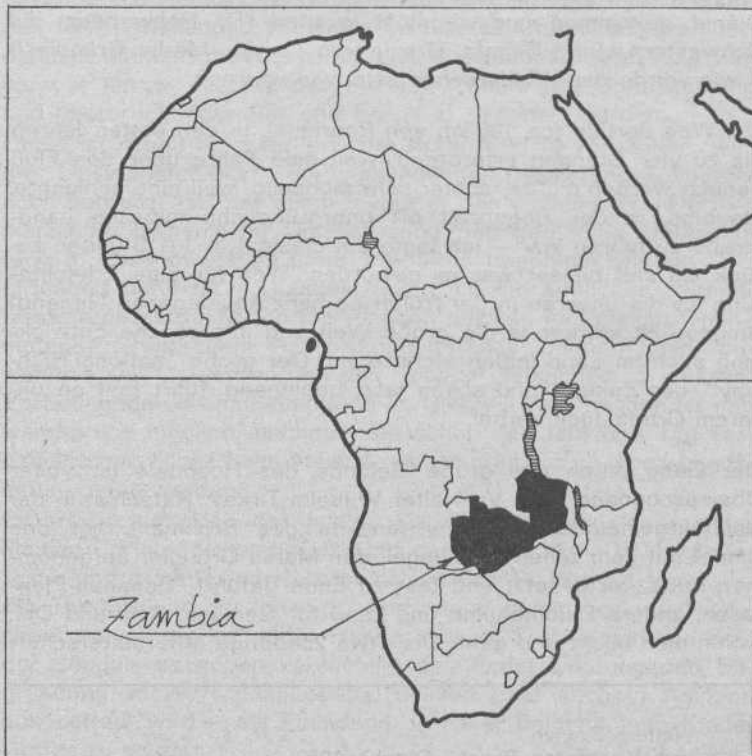


Afrikanische Familie

daß man nun Elektrizität in ausreichender Menge erzeugen kann: den Talbewohnern kommt dies nicht zugute. Sie werden kaum eine Glühbirne brennen sehen. Und auch mit Strom würden sie nicht satter werden. Sie hungern, und besonders die Kinder leiden unter den Folgen mangelhafter und einseitiger Ernährung.

Hier wird die Gossner-Mission in breiter Front, räumlich wie sachlich, mit ihrer Arbeit einsetzen. Dabei sind die äußeren Umstände ebenso verheißungsvoll wie aufregend unbekannt. Untersuchungen haben gezeigt, daß zumindest in bestimmten Gegenden fruchtbare und für den Anbau vieler Früchte geeignete Böden vorhanden sind. Das unerschöpfliche Reservoir des Stausees macht eine künstliche Bewässerung möglich. Die Regierung ist bereit, alle ihr verfügbaren Mittel zur Beschaffung von Material, Gerät und organisatorischer Unterstützung zu gewähren. Ihr fehlen willige Helfer. Sie werden von der Gossner-Mission entsandt werden. Ihre Arbeit wird sehr vielgestaltig sein. Nicht nur, weil es sich um unerforschtes Neuland im eigentlichen Sinn des Wortes handeln wird. Sie werden auf Menschen stoßen, die nicht nur aus Unkenntnis und mangelhafter Information in den Nöten stecken, in denen sie sich befinden. Es wird darum gehen, ihnen die Augen ganz zu öffnen, nicht nur für den besonderen Bereich einer modernen Landwirtschaft. Ja, es wird sich vermutlich sehr schnell herausstellen, daß ihre „Blindheit“ nicht an den Augen und nicht am Kopf, sondern im Herzen geheilt werden muß. Es wird keinen billigeren oder leichteren Weg für unsere Mitarbeiter geben, als daß sie zur gleichen Zeit beim kleinen Einmaleins, bei den Grundlagen der Landwirtschaft und mit den ersten Seiten der Bibel ihre Unterweisung beginnen. Schwärmer wird man nicht brauchen können, weder den Naturromantiker, der am liebsten das vermeintlich unberührte Paradies erhalten möchte, noch den Nur-Techniker, der sich auf die Vermittlung der Kenntnisse des „gewußt wie“ beschränkt. Das Vertrauen der Menschen in Zambia sollte uns ein Trost sein, wenn wir uns im Anblick der vor uns liegenden Aufgabe fragen, ob wir denn mit unserem offenbaren Unvermögen, den ganzen Menschen zu sehen, die Richtigen seien. Der Mensch in Not diskutiert nicht mit seinem Helfer. Er bittet. Und wir müssen antworten.

K. Schwerek



Vertrag mit China

Die Arbeit an der sogenannten ZAM-TAN-Bahnlinie, die Zambia mit dem Hafen von Dar-es-Salaam verbinden wird, soll im März 1970 aufgenommen werden. Dies vereinbart ein kürzlich in Lusaka unterzeichnetes Abkommen. Fünf Jahre sind für die Durchführung dieses größten chinesischen Hilfsprojektes in Afrika veranschlagt. Man rechnet mit der zeitweiligen Anwesenheit von mehreren tausend chinesischen Ingenieuren, Technikern und Monteuren. Die bisherigen Vorarbeiten an der Vermessung der Trasse sind trotz nachträglicher Änderungswünsche vorfristig und zur vollen Zufriedenheit der zambianischen Auftraggeber ausgeführt worden.

Aufschwung

Ein Fiat-Montagewerk soll in Livingstone errichtet werden. Dies kündigte Präsident Kaunda kürzlich in Lusaka an. Das Werk wird unter staatlicher Verwaltung stehen. Es ist ein wesentlicher Bestandteil der Hilfsmaßnahmen für diesen südlichsten Bezirk der Republik Zambia, dessen früheres Hinterland durch die Grenze zu Rhodesien abgeschnitten ist. Weitere Förderungsmaßnahmen werden die Vergrößerung des Freiwildgeheges mit seinen aus dem Gebiet des Karibasees übersiedelten Tieren, und ein zusätzliches Touristenrestaurant an den weltberühmten Victoriafällen sein.

Kanadier

1,4 Millionen Kwacha, ungefähr 8 Millionen Deutsche Mark, werden von Kanada für die technische Ausbildung in Zambia zur Verfügung gestellt werden. Wichtigstes Einzelprojekt wird eine Lehranstalt in Kitwe sein. Bisher wurden seit der Unabhängigkeit Zambias im Jahr 1964 nur 68 Lehrlinge ausgebildet, die überdies nicht als vollwertige Handwerker betrachtet werden können. Das neue Institut soll hier durch die Entwicklung neuer Lehrpläne und Methoden Abhilfe schaffen und den Bedarf an Fachkräften decken.

Menschlichkeit?

Die Times of Zambia berichtet von der Beschwerde des Herrn Bernard Ngoma: Er hatte für Einbruch und Diebstahl zwei Jahre abgesessen und verlangte nun die Herausgabe seiner Diebesbeute. Sein Argument war einleuchtend: Nun nach zwei Jahren Knast sei er ja genau so arm wie vordem, wenn er nicht wenigstens das Gut, für das er einsaß, bekäme. Leider schloß sich der Richter William Bruce Lyle dieser Auffassung nicht an, indem er konstatierte: „Anderen etwas stehlen ist kein Humanismus. Wenn du etwas brauchst, mußt du schon irgendwo arbeiten.“ Fragt sich Bernard Ngoma: „Und das soll Humanismus in Zambia sein?“



Besucher aus Deutschland:
Prof. Grothaus, Dr. Berg, Prof. Vogel, Dr. Günther



Frau Gohlke (Westfalen) wird in Takarma begrüßt



Pause während der Festversammlung in Ranchi



Aufmerksame Zuhörerinnen

Wiedersehen mit Amgaon

Von Dr. Christian Berg

Im vergangenen Jahr hat die erst junge „Ärztliche Kommission“ des Ökumenischen Rats in Genf, die wie ihre älteren Schwestern auf dem Gebiet der „Theologischen Ausbildung“ (T.E.F.) und der „Christliche Literaturarbeit“ (C.L.F.) ein über die ganze Welt hin gemeinsames Handeln der Kirchen angestrebt, eine erste Untersuchung veranlaßt, für die sie den Stand und die Probleme der medizinischen Arbeit in Indien auswählte. Die sehr interessanten Ergebnisse im einzelnen sollen hier nicht berichtet werden. Es war aber unvermeidlich, daß diese Enquete die Schließung einiger aus der Arbeit der Mission entstandenen Krankenhäuser empfahl, bei anderen bewußt eine Aufrechterhaltung bzw. sogar Verstärkung des Dienstes aussprach. Allgemein sollte die Zusammenarbeit mit dem öffentlichen Gesundheitswesen des Landes enger gestaltet werden. Nach einhelligem Votum des „Christian Council“ im Bundesland Orissa soll das Hospital der Gossner-Kirche in Amgaon unbedingt seinen Dienst fortsetzen, zumal die dorthin strömenden Kranken zu über 90 % Nicht-Christen sind: Der Auftrag zum Heilenden Handeln an den Leidenden, den der Herr seiner Gemeinde gab, findet hier seine besonders eindringliche Unterstreichung.

Diese bedeutsame Nachricht empfangen wir Teilnehmer an den Jubiläumsfeiern in Ranchi und im Lande, bevor eine Reihe von uns den landschaftlich so herrlich auf dem Hochufer des Brahmani gelegenen Platz besuchten, der vor über 15 Jahren von Schwester Ilse Martin gegründet wurde und so viele Freunde in ganz Deutschland hat. Vor 4 ½ Jahren war ich zum letzten Mal dort gewesen, viel Korrespondenz mit oft schweren Fragen war in der Zwischenzeit zwischen der Gossner-Mission in Berlin und Amgaon hin- und hergegangen, Menschen waren hierbei zum Dienst gekommen und abgelöst worden (Dr. Rohwedder, die Schwestern Maria Schatz, Ursula von Lingen, Marlis Gründler!) – wie würde das Wiedersehen sein, wie war es?

Der Weg dorthin (ca. 100 km von Rourkela), in den ersten Jahren bis zu vier Stunden erfordernd, weil eine Fähre über den Fluß benutzt werden mußte, später sehr mühselig, weil eine schlechte, staubige, in der Regenzeit oft unergründliche indische Landstraße zu fahren war – ich legte ihn diesmal in 1 ½ Stunden zurück, so viel besser war er geworden. Was für eine Erleichterung für die unseren in der früher so ganz abgelegenen Gegend! Amgaon ist stärker in die große Welt und ihre rasche Entwicklung auch im Land Indien einbezogen. Der große „national Highway“ der Zukunft und schon jetzt beginnend, führt fast an unserem Grundstück vorbei.

Der Gang durch das große Gelände des Hospitals ist voller Überraschungen. Der Verwalter Wilhelm Turkey, Katechist in der Nachbargemeinde Purnapani jenseits des Brahmani, hat den Kampf mit dem zähen Dschungel, den Marlis Gründler aufgenommen hatte, fortgesetzt und fast zu Ende geführt: Bananen-Plantagen, andere Fruchtbäume und Land für Gemüse, Reis und Dal, wohin man blickt und geht. Die etwa 25köpfige Mitarbeiterschaft

◀ Weitere Szenen
vom Kirchentag Ranchi, Oktober 1969

und die Patienten des Hospitals können sich nahezu selbst versorgen aus dem, was sie ihrem großen Compound an Nahrung abgewinnen. Sauberkeit und Ordnung erfreuen Auge und Herz. Der große dritte Brunnen, dessen Anlage die Freunde in Deutschland ermöglicht haben und der im Frühjahr dieses Jahres von Dr. Bage/Rajgangpur eingeweiht werden konnte, gibt auch während der bösen Hitze-Monate April bis Juni der erfolgten Kultivierung Bestand, weil es nunmehr an Wasser nicht fehlt. Wenn in den kommenden Monaten hoffentlich zum Dorf Amgaon hin das Gelände durch eine steinerne Mauer von ca. 400 Meter Länge abgeschlossen und dem Eindringen der streunenden, stets hungrigen Kühe gewehrt werden kann, dann wird dieser Ort mit seinen schlichten Häusern für die Kranken, die ihnen Dienenden und dem Kirchlein im Zentrum Geborgenheit atmen und etwas von jenem Frieden, jener Ordnung und Hilfe widerspiegeln, welche die Jünger Jesu Christi der Welt weitergeben dürfen und sollen. Freilich, dazu bedarf es der stets neuen Bereitschaft und Wachsamkeit im Dienst an den Leidenden, die in unterschiedlichen Wellen herbeiströmen. Die 60 Betten dieses bescheidenen, ländlichen, zweckmäßig aufgebauten Hospitals sind fast völlig belegt, in den Isolierhäusern viele Tbc-Kranke! Aber zur Stunde fehlt der leitende Arzt. Schwester Monika Schutzka aus Berlin versieht tapfer und hingebend, umsichtig und mit großer Energie zusammen mit dem indischen Stab den unter diesen Umständen möglichen Dienst an den Kranken. Und der Administrator Hardugan Horo nimmt mit Liebe und zunehmender Erfahrung seine Aufgabe wahr. Fräulein Dr. Mohr, eine junge Assistenzärztin aus Calw, die im Rahmen eines vom Tübinger missionsärztlichen Zentrum veranstalteten mehrmonatigen Indien-Kurses für junge Ärzte acht Wochen in Amgaon bewunderungswürdig mitgearbeitet hatte, nachdem Frau Dr. Horo geb. Bage Anfang Juli von ihrem Mann abgerufen worden war, hat eine noch nicht geschlossene Lücke hinterlassen müssen. Ob sie, wie man in Amgaon sehr wünscht und wie sie offenbar selber möchte, nochmals für eine Zeit der Überbrückung kommen kann, ist zur Stunde ungewiß. Es schmerzt nicht wenig, daß vier junge Ärzte aus der Gossner-Kirche, die dringend auf das große Arbeitsfeld dort am Brahmani hingewiesen und gerufen wurden, sich aus unterschiedlichen Gründen bisher nicht in der Lage sahen, diesem Ruf zu folgen. Dabei ist für jeden Kundigen klar: Die Zukunft Amgaons hängt davon ab, daß indische Christen die Gesamtverantwortung für den Dienst heilenden Handelns im Namen Christi an ihren leidenden Mitmenschen bejahen und übernehmen. Von uns aus kann je länger desto klarer nur mehr finanzielle Unterstützung und überbrückender Rat und Beistand gegeben werden.

Dabei ist Arbeit für zwei indische Ärzte in Fülle vorhanden, weil die Leistungsfähigkeit der umliegenden Regierungshospitäler noch begrenzt ist. Vor allem müßte in den umliegenden Dörfern planmäßig hygienische Unterweisung und geduldige Unterrichtung in gesundheitsgemäßem Verhalten begonnen werden. Die Offenheit dafür ist vorhanden, und auch die ärmlichen Verhältnisse in den Ortschaften um Amgaon machen es möglich, einige einfache Grundregeln einzuprägen, deren Einhaltung davor bewahrt, krank zu werden und das Hospital aufsuchen zu müssen: Vorbeugende Gesundheitspflege im Umkreis von Amgaon ist notwendig und möglich, nachdem sie schon seit Jahr und Tag fest geplant war. Diese kann vollends nur von Indern an ihren Landsleuten getan werden.

Es erfreut tief, daß der jetzige Katechist und Seelsorger der kleinen Christengemeinde offenbar der rechte Mann ist. In großer Treue und mit Eifer versieht er seinen Dienst. Wie oft bitten ihn die Tbc-Kranken, zu ihnen zu kommen und mit ihnen zu sprechen! Wovon die helfenden Hände unserer Schwestern und Brüder Zeugnis zu geben versuchen, das findet Deutung und Begründung im Wort des Lebens, dessen Saat auch in Amgaon ausgestreut wird – als Einladung, in freier Entscheidung Kinder Gottes zu werden.

Im Oktober 1969

1 000 Hochschulabsolventen bewerben sich als Bürodienler

Ungefähr 1 000 Hochschulabsolventen haben sich bei der Stadtverwaltung von Kalkutta als Bürodienler beworben. Ein Sprecher der Stadtverwaltung teilte mit, daß die Gesamtzahl der eingegangenen Bewerbungen 8 000 war, obwohl keine unmittelbar freien Stellen vorhanden seien. Die Stadtverwaltung hatte beschlossen, eine Liste vorzubereiten, aus der Kandidaten ausgewählt werden könnten, wenn Stellen frei würden.

Der Stadtdirektor habe dem Stadtsekretär, der gleichzeitig der Vorsitzende des Berufsgremiums ist, vorgeschlagen, daß er eine Lotterie für die Auswahl der Bewerber einrichten könne. Weiterhin verlautete, daß keinerlei Annoncen (in den Tageszeitungen), sondern nur Aushänge an den Dienststellen der Stadtverwaltung zu den Bewerbungen geführt hätten.

Ökumenische Industriearbeit in Indien

Die Römisch-katholische Kirche, die Orthodoxe Kirche, die Lutherische, die Südindische und die Mar-Thoma-Kirche im indischen Bundesstaat Kerala haben jetzt mit einer gemeinsamen ökumenischen Betreuung von Industriearbeitern begonnen. Je ein Geistlicher dieser Kirchen wird sich in Zukunft hauptamtlich dieser Arbeit widmen. Kerala ist der Kern eines sich ausweitenden Industriegebietes. Von den dort lebenden 12 000 Arbeitern gehört etwa ein Drittel verschiedenen christlichen Kirchen an.

Neuer Kirchenpräsident der Gossner-Kirche

Anfang November hat es in der Gossner-Kirche auf Grund der Kirchenverfassung einige wichtige Veränderungen in den leitenden Ämtern gegeben. Neuer Kirchenpräsident ist seit dem 1. 11. 1969 Rev. B. Minj aus Gumla (Nordwestbezirk), der durch seinen Besuch in Deutschland im Sommer 1969 in einer Reihe von Gemeinden bekanntgeworden ist. Sein Vorgänger Rev. C. B. Aind wurde gleichzeitig zum Direktor des technischen Ausbildungszentrums Fudi eingesetzt, wo er eng mit dem von der Gossner-Mission entsandten Dipl.-Ing. Helmut Hertel zusammenarbeiten wird.

Im landwirtschaftlichen Ausbildungszentrum Khuntitoli ist der bewährte Mitarbeiter und kommissarische Leiter Mr. Kandulna jetzt offiziell als Direktor eingeführt worden.

Schließlich: Der neue Leiter des nordwestlichen Kirchenbezirks (Anchal) als Nachfolger von Rev. B. Minz heißt Rev. Silas Kujur. Er war bisher der Leiter der Katechistenschule in Govindpur.

Ein Höchstmaß an Koordination

Minister Eppler auf dem Stuttgarter Kirchentag 1969
über Entwicklungspolitik

Es heißt, den Versuch einer rationalen Strategie zu wagen, zu wagen, obwohl wir unsere Grenzen kennen.

Und dies heißt: Jeden Tag lernen, lernen aus den eigenen und fremden Torheiten, Fehlschlägen und Erfolgen. In diesen Monaten sind verschiedene internationale Kommissionen an der Arbeit, um Bilanz zu ziehen für die erste Dekade und Leitlinien zu finden für die zweite. Daß dabei Interessen aufeinanderprallen, ist weniger überraschend als die Tatsache, daß sich unter denen, die nach einer rationalen Strategie suchen, ein ganz überraschender Konsensus herausbildet.

Nicht wir, sondern die Völker in Asien, Afrika und Lateinamerika tragen auch in Zukunft die Hauptlast ihrer Entwicklung. Sie entwickeln sich. Sie müssen ihre Gesellschaft so formen, daß Köpfe, Hände und Naturschätze in ihren Ländern mobilisiert werden können. Es geht nicht darum, ihnen etwas zu geben, was wir erarbeitet haben.

Sicher: Man wird ohne globale Ziele nicht auskommen. Wahrscheinlich wird man sich einigen auf die Durchschnittszahl von 6% Zuwachs des Bruttosozialprodukts pro Jahr. Das ist eine bescheidene, aber eine realistische Zahl. Sie könnte allenfalls erreichen, daß die relative Zunahme des Pro-Kopf-Einkommens in den Entwicklungsländern mit der in den Industrieländern Schritt hält. Der absolute Abstand wird sich in jedem Fall vergrößern, weil schon 2% von 6 000 DM doppelt soviel ist wie 10% von 600 DM. Aber wichtiger als diese Globalzahl ist die Einsicht, daß es damit nicht getan ist. Der rein ökonomische Maßstab wird der Realität nicht gerecht. Es geht nicht nur um das soziale Gefälle zwischen Industrieländern und Entwicklungsländern, sondern auch um das Gefälle innerhalb der Entwicklungsländer selbst. Es geht auch um die Verteilung des Einkommens. Demokratisierung von Sozialstrukturen wird Zielvorstellung der Entwicklungspolitik.

Hierzu wird es nötig sein, Ziele zu setzen für einzelne Sektoren: Beschäftigung, Gesundheit, Familienplanung, Außenhandel und vor allem Bildung. Wenn Entwicklung ein Lernprozeß ist, dann hat das Bildungswesen erste Priorität.

Noch wichtiger ist der Konsensus, der sich auf einem anderen Gebiet anbahnt. Von Lester Pearson über Professor Tinbergen bis zum Vorsitzenden des Entwicklungsausschusses der OECD, Botschafter Martin, gibt es keine Zweifel: nur ein Höchstmaß an Koordination kann weiterhelfen. Solange in einem Land die Absolventen technischer Schulen keine Arbeitsplätze und im Nachbarland die Fabriken keine qualifizierten Arbeiter finden, solange Fabriken keinen Absatz finden, weil die Märkte fehlen, und die Märkte nicht versorgt werden, weil die Verkehrsmittel nicht ausreichen, laufen sich die Einzelprojekte

tot. Erst wenn es innerhalb eines internationalen Gesamtrahmens nationale und regionale Entwicklungspläne gibt, in die sich die Anstrengungen der Industrieländer und die internationalen Organisationen einfügen können, werden größere Erfolge sichtbar. Erst wenn an die Stelle der Konkurrenz die Koordination tritt, wenn einzelne Länder sich immer stärker auf das spezialisieren können, was ihnen am besten liegt (wie z. B. auf die technische Ausbildung), wird Entwicklungshilfe effizienter.

In diesem Zusammenhang etwas zu dem Begriff „Weltinnenpolitik“, den C. F. Weizsäcker geprägt hat und der inzwischen auch in den politischen Wortschatz übergegangen ist.

Weltinnenpolitik meint keine Idylle. Unsere eigene Innenpolitik ist ja auch nicht so idyllisch. Aber er meint dies: Die Schwaben haben im letzten Jahrhundert gelernt, daß, was in Berlin passiert, auch sie unmittelbar angeht. Die Deutschen haben in den letzten 20 Jahren gelernt, daß, was in Paris geschieht, auch sie unmittelbar angeht. Und nun müssen die Europäer lernen, daß, was in Neu-Delhi oder Abidjan geschieht, auch sie ganz unmittelbar angeht. Ganz draußen ist eigentlich nur noch der Mond. Und von dort aus ist die Erde eine „Oase in der Öde des Weltalls“, die wir entweder für alle zerstören oder für alle zu einem Ort machen können, auf dem es sich einigermaßen leben läßt.

Weltinnenpolitik bedeutet also, daß auf diesem klein gewordenen Globus jeder von jedem abhängig ist, daß sich nicht nur Staaten und Diplomaten begegnen, sondern Gesellschaften, Ingenieure, Landwirtschaftsberater, Sportler, Gewerkschaften, Parteien, Universitäten, Kirchen. Dabei sagt niemand, daß dabei nicht weiterhin Interessen aufeinanderprallen. Aber weil Entwicklungspolitik auf Partnerschaft von Gesellschaften abzielt, ist sie ein bescheidener, keineswegs unangefochtener, nicht einmal immer konsequenter, aber eben doch ein Schritt in die Richtung einer Weltinnenpolitik. Ob ein größerer Schritt möglich wird, entscheidet sich in den nächsten Monaten bei den Verhandlungen über die zweite Dekade. Gelingt es, sich in der UNO auf eine gemeinsame Strategie zu verständigen mit klar umgrenzten Rechten und Pflichten der Entwicklungs- und Industrieländer, so wird man dies später als den Beginn eines Zeitalters der Weltinnenpolitik betrachten.

Was bedeutet das alles für uns Deutsche? Es bedeutet z. B., daß man Entwicklungshilfe nicht mehr als „außenpolitische Feuerwehr“ verstehen kann. Natürlich ist es legitim, wenn man durch wirtschaftliche Zusammenarbeit Freunde gewinnen will. Aber die gewinnt man eben nicht, wenn man in einem Technikum einen Gnadenakt von Nation zu Nation sieht, den man bei schlechtem Benehmen zurücknehmen kann.

Es bedeutet, daß wir redlicher sein müssen in unserer Statistik. Manches von dem, was in der OECD-Statistik unter dem anspruchsvollen Namen Hilfe läuft, ist oft reiner Kapitaltransfer, der für beide Seiten nützlich sein kann, aber keineswegs muß. Und was an öffentlicher Leistung erbracht wird, muß erkennbar werden als Teil einer partnerschaftlichen, gemeinsamen Anstrengung. Alle Formen des Austauschs, von den gemischten Spezialistenteams bis zu Universitätspartnerschaften, müssen gefördert werden.

Es bedeutet, daß Technische Hilfe verstärkt wird. Wir müssen die Zahl unserer Experten und die Zahl der Freiwilligen bis zur Mitte der Dekade verdoppeln. Und ich freue mich, daß die „Dienste in Übersee“ sich dasselbe Ziel gesetzt haben. Innerhalb der Technischen Hilfe werden Ausbildung und Landwirtschaft Vorrang haben müssen.

Es bedeutet, daß wir vom Einzelprojekt zum Programm kommen müssen. Dabei werden die verschiedenen Sparten, Kapitalhilfe, Technische Hilfe, Bildungshilfe, Sozialstrukturhilfe, Handelshilfe zusammenspielen müssen. Die Regionalplanung und Regionalentwicklung muß von der Ausnahme zur Regel werden. Es bedeutet, daß wir immer stärker auch bilaterale Projekte in einen multilateral geplanten und verantworteten Rahmen stellen müssen.

Es bedeutet, daß wir uns am Thema Verschuldung nicht vorbeidrücken dürfen, bis es zu spät ist. Wir haben die Kreditkonditionen der Kapitalhilfe verbessert. Wir müssen dazu kommen, daß die Rückflüsse aus der Kapitalhilfe einem besonderen Fonds für Entwicklungshilfe zufließen. Möglicherweise müssen wir noch weiter gehen.

Es bedeutet, daß wir das Thema der privaten Investitionen ohne die eine oder andere ideologische Brille betrachten. Es ist weder so, wie ein früherer Bundeskanzler meint, daß alles Heil in der privaten Investition liege, noch haben jene recht, die davon alles Unheil kommen sehen. Wir müssen sprechen mit den Verantwortlichen unserer Industrie, wie Investitionen möglich sind, die beiden Seiten nützen, die möglichst viele Arbeitsplätze schaffen und deren Gewinne im Entwicklungsland wieder investiert werden. Kapitaltransfer ist keine Zauberformel, aber er ist nötig und nützlich, vor allem dann, wenn der Einfluß des Gastlandes auf die Investition gewahrt bleibt. Aber all dies wird wenig Erfolg haben, wenn wir nicht zu einer neuen Arbeitsteilung auf diesem Globus kommen. Sie ist nur denkbar, wenn die Entwicklungsländer konkurrenzfähige Fertig- und Halbfertigwaren produzieren und wenn wir unsere Märkte dafür öffnen. Entwicklungspolitik — gute oder schlechte — wird heute bei EWG-Marktordnungen oder bei EWG-Außenzöllen gemacht.

Auf diesem Gebiet erwarte ich für die Zukunft die härtesten Auseinandersetzungen. Denn es ist relativ leicht, klarzumachen, daß sich in den Entwicklungsländern einiges ändern muß. Schwerer ist es, klarzumachen, daß dies Änderungen bei uns voraussetzt, die kurzfristig unerfreulich, langfristig aber nützlich sind. Denn auch wir sind daran interessiert, daß sich unsere knappe Arbeitskraft auf immer produktivere Branchen verlagert. Dies heißt allerdings auch, daß wir gezwungen sind, reicher zu werden, wenn wir den Entwicklungsländern wirksam helfen wollen.

Sie werden bemerkt haben, daß das Wort Gerechtigkeit in meinem Vortrag noch nicht gefallen ist. Aber der Wirklichkeit standhalten heißt ja eben nicht Gerechtigkeit postulieren, sondern die Forderungen nach Gerechtigkeit, den Hunger nach Gerechtigkeit, in praktische Politik übersetzen.

Praktische Politik aber ist der Versuch, Interessen, Kräfte, Motive auf ein bestimmtes Ziel hin zu mobilisieren. Der Hunger nach Gerechtigkeit ist eine solche Kraft. Und ich möchte den Zynismus, der manche besonders Konservative beim Hören des Wortes Gerechtigkeit überfällt, gerne anderen überlassen. Ich hoffe, daß der Hunger nach Gerechtigkeit so stark wird, daß er einmal eine ganze Politik antreiben kann.

Vorerst kann er es nicht, zumindest nicht allein. Wer heute praktisch Entwicklungspolitik treiben will, muß auch andere Kräfte mobilisieren. Auch die CARITAS, die von manchen belächelt wird. Ich bin altmodisch genug, denen zu danken, die etwas tun, weil der ferne Nächste eben auch der Nächste ist. Natürlich kann sich keiner von der gesellschaftlichen Verantwortung loskaufen, indem er an Weihnachten 50 DM für „Brot für die Welt“ spendet. Aber ich würde mir auch seltsam vorkommen, wenn ich nichts für „Brot für die Welt“ gäbe, nur weil ich so gescheit bin zu wissen, daß damit wenig getan ist, und weil ich von Max Kohnstamm gehört habe, daß Liebe heute durch Strukturen wirksam werden muß.

Auch Interessen müssen mobilisiert werden. Es ist nun einmal so, daß wir an dem Fortschritt der Entwicklungsländer interessiert sind. Ein Volk, das jede fünfte Mark aus dem Export verdient, ein Volk, dessen Exportüberschuß in Industrieländer 1968 größer war als der gesamte Export in die Entwicklungsländer, darf doch wohl zu dem Schluß kommen, daß ein Land als Handelspartner umso interessanter ist, je entwickelter, kaufkräftiger, reicher, ja, je konkurrenzfähiger es ist. Und wenn es stimmt, daß unsere schärfsten Konkurrenten auf dem Weltmarkt auch unsere besten Handelspartner sind, dann sollten wir ruhig sagen: Was die Entwicklungsländer selbst wollen, nämlich reicher, kaufkräftiger, konkurrenzfähiger werden, liegt in unserem eigenen Interesse. Sie wollen ja Handel, nicht Hilfe. Handel ist nur möglich, wo beide profitieren. Warum sollten wir das nicht auch wollen dürfen? Ich will nicht behaupten, daß auch kurzfristig die Interessen immer parallel laufen. Die Kollisionen gehören zum täglichen Brot des Politikers. Aber ich gestehe Ihnen: Wenn ich einen Industriellen ansprechen würde auf seinen Hunger nach Gerechtigkeit, würde er mich — zu Recht — auslachen. Aber ich kann ihn ansprechen, auf sein eigenes und unser aller langfristiges Interesse, dem kurzfristige Vorteile gelegentlich geopfert werden müssen.

Motive sind wichtig. Aber der Politiker hat nicht Motive zu zensieren, sondern sie einzusetzen für sein politisches Ziel. Sogar der Hunger nach Gerechtigkeit wird schließlich durch den Computer gehen müssen, wenn daraus praktische Entwicklungspolitik werden soll.

Nun wird wahrscheinlich mancher erwarten, daß ich mit einem flammenden Aufruf zur Tat schließe. Ich will nur andeuten, was ich von der Kirche erwarte. Und das klingt möglicherweise recht bescheiden.

Daß die Kirche Bewußtsein bildet, indem sie selbst etwas tut.

Daß sie bei der Stange bleibt, auch wenn der eine oder andere Politiker die Stirn runzelt.

Daß sie beim Thema der einen Welt bleibt, mit dem sie sich seit Genf und Uppsala beschäftigt.

Daß sie die Fluchtwege abschneidet in einen Nationalismus, der auf die Verluste von gestern starrt und die Aufgaben von heute und morgen übersieht.

Daß die Kirche mehr ermutigt als bisher. Daß sie etwas weniger vom Hunger spricht und etwas mehr von der Chance, damit fertig zu werden.

Daß sie von der Entwicklungshilfe den Geschmack der Leichenpredigt nimmt und einsieht, daß Menschen so ernste Dinge ohne Humor nicht ertragen können.

Ich erwarte von der Kirche, daß sie vom Staat nicht erwartet, daß er Kirche sei.

Daß sie es keinem Politiker übelnimmt, wenn er nicht nur an den Hunger nach Gerechtigkeit appelliert. Wer politische Gerechtigkeit will, kann nicht nur von Gerechtigkeit reden.

Daß sie mithilft, eine rationale, international koordinierte Strategie zu entwerfen, die der wenig erfreulichen Wirklichkeit standhält.

Daß z. B. die Kammer für Entwicklungshilfedienst sofort nach Erscheinen des Pearson-Berichts im September dazu ihre Stellungnahme erarbeitet.

Daß die Kirche in Sachen Strukturveränderung bei uns nicht nur den Mund spitzt, sondern gelegentlich auch pfeift, etwa in einer Gemeinde von Zuckerbauern.

Daß die Kirche mithilft, daß wir in sechs Jahren doppelt so viele Experten und Helfer draußen haben als heute.

Daß sie über die traditionellen Bereiche der Bildung, der Krankenpflege und der Landwirtschaft hinaus zur Regionalentwicklung vorstößt.

Daß sie dabei — wir wollen hoffen, besser als der Staat — neue soziale Strukturen, wenigstens zu einer oder zwei Stellen, entwickelt.

Daß sie zu internationaler Zusammenarbeit nicht nur auffordert, sondern sie auch selbst vorexerziert.

Daß die Kirche z. B. hilft, aus Gastarbeitern Entwicklungshelfer in ihrem Heimatland zu machen.

Und daß sie schließlich immer wieder über das Wort nachdenkt, das in Gustav Heinemanns Antrittsrede nachzulesen ist:

„Das Geheimnis auch der großen und umwälzenden Aktionen besteht darin, den kleinen Schritt herauszufinden, der zugleich ein strategischer Schritt ist, indem er weitere Schritte in Richtung einer besseren Wirklichkeit nach sich zieht. Darum hilft es nicht, das Unvollkommene heutiger Wirklichkeit zu höhnen oder das Absolute als Tagesprogramm zu predigen. Laßt uns statt dessen durch Kritik und Mitarbeit die Verhältnisse Schritt für Schritt ändern!“ (gekürzt).



Festgottesdienste in Ranchi 10.-12. 10. 1969

UNSERE GABENSAMMLUNG 1969

bis 30. November

geplant: DM 304 346,-

mit Dank empfangen: DM 292 046,36

Indien-Arbeit: Gossner-Mission, 1000 Berlin 41, Handjerystr. 19-20. Postscheckkonto Berlin West 520 50
Bankkonto: Berliner Bank, Dep.-Kasse 4, 1 Berlin 41, Konto Nr. 7480

Industrie-Mission Westdeutschland: Gossner-Mission Wiesbaden-Kastel, Johannes-Gossner-Straße 14
Postscheckkonto: Hannover 1083 05

Lettner-Verlag GmbH., 1 Berlin 41. Einzelpreis DM 0,20 / Druck: Buchdruckerei Walter Bartos, 1 Berlin 61
Bildnachweis: Gossner-Archiv (3) — Dr. Rieger (19) — Prof. Grothaus (5)

Die Gossner- Mission

A 20759 F



50 JAHRE
GOSSNER-KIRCHE
IN INDIEN

Inhaltsverzeichnis

3	Gruß und Segenswünsche für die Gossner-Kirche	Bischof D. SCHARF, Vorsitzender des Kuratoriums der Gossner-Mission / Berlin
4	Geographische Übersicht	
5	Zur Mannheit in Christus berufen (Eph. 4, 13)	Dr. Christian BERG, Direktor der Gossner-Mission / Berlin
6	Grußwort	Oberkirchenrat Heinrich LOHMANN, Generalsekretär der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Weltmission / Hamburg
7	Gossner-Christen und ihre Nation	Martin SEEBERG, Inspektor der Gossner-Mission / Berlin
9	Auf dem Weg vom Dorf zur Stadt	Pastor Rudolf DOHRMANN, Pfarramt für Industriediakonie / Wolfsburg
11	Drei Monate in Indien	Superintendent Dr. VON STIEGLITZ, Vorsitzender der Missionskammer der Evangelischen Kirche von Westfalen / Dortmund
14	Gossner-Kirche — Vater Gossner	D. Hans LOKIES, Missionsdirektor i. R. / Hannover
15	Gesichter und Gestalten in Chotanagpur	
16	Die Präsidenten der Gossner-Kirche — deutsche Mitarbeiter 1919—1969	
17	Die Unabhängigkeitserklärung der Gossner-Kirche	
18	Aufgaben der Gossner-Kirche	Rev. C. B. AIND, Präsident der Gossner-Kirche / Ranchi
20	Verantwortliche Kirche im Werden	M. A. Z. ROLSTON, Exekutivsekretär des Nationalen Christenrates von Indien / Nagpur
22	Eine autonome Kirche	Bischof a. D. R. B. MANIKAM, Generalsekretär des Bundes Lutherischer Kirchen in Indien — Tiruchirapalli
24	Die Verheißung des Evangeliums für uns Adivasi	Padma Shri Rev. Joel LAKRA / Ranchi
25	Freier werden für die Mission	Dr. Paul SINGH, Missionsdirektor der Gossner-Kirche / Ranchi
26	Das Wachstum der Gossner-Kirche in Zahlen	
27	Was für Pastoren brauchen wir?	Rev. Dr. Nirmal MINZ, z. Zt. Leiter des Theologischen College / Ranchi
29	Die Probleme unserer Schulen	Rev. Dr. M. BAGE, Adhyaksh des Kirchenbezirks Orissa der Gossner-Kirche
31	Neue Gesichter in Amgaon	Hardugan HORO, Verwalter des Hospitals der Gossner-Kirche
33	Krankenpflege — kein Privileg der Missionare	Schwester Ilse MARTIN / Takarma
34	Bauern müssen mehr erzeugen	Wasserbau-Ingenieur Albrecht BRUNS / Khuntitoli
36	Theologische Ausbildung in der Gossner-Kirche	Dr. Thomas DELL, Theologisches College / Ranchi
38	Die Zukunft unserer Lehrlinge	Dipl.-Ing., Dipl.-Wirtsch.-Ing. H. HERTEL, Leiter des TTC Fudi bei Ranchi
40	Missionsarchitektur	Dipl.-Ing. Klaus SCHWERK / Berlin, 1964—1968 Leiter des TTC Fudi
43	Kirchbauten in Chotanagpur	
44	Grundbesitz der Gossner-Kirche	Robert MONTAG / London, Finanzberater der Gossner-Kirche 1964—1966
45	Besuch aus Indien in der DDR	P. Bruno SCHOTTSTADT, Leiter der Gossner-Mission in der DDR
47	Literaturhinweise	
48	Die Jubiläumsgabe für die Gossner-Kirche	



Gruß und Segenswünsche für die Gossner-Kirche

Bischof D. Scharf
Vorsitzender des Kuratoriums der Gossner-Mission / Berlin

Das Kuratorium der Gossner-Mission gedenkt in diesen Wochen und Monaten der Gossner-Kirche in Indien in ganz besonderer Weise mit Segenswünschen, in ständiger Fürbitte, in großer Freude und vor allem in Dankbarkeit gegen Gottes Güte und Barmherzigkeit. Ich als sein derzeitiger Vorsitzender soll das, was unser Herz im Blick auf das 50jährige Jubiläum dieser „jungen Kirche“ in Indien bewegt, in wenigen Worten auszusprechen versuchen. In langen, mehr als hundert Jahren hat Mühe und Nachdenken, Arbeit und Kraft des Kuratoriums eben dem Werden und Heranwachsen dieser Kirche in Nordindien gegolten.

Gott hat unsere Mängel und Versäumnisse, alle Schwachheit und Fehler, die auf unserer Seite waren und die die geschichtlichen Überblicke der Brüder D. Lokies, Dr. von Stieglitz und P. Seeberg deutlich werden lassen, in seiner Langmut und Barmherzigkeit ertragen. ER hat das Kuratorium dennoch als ein Instrument benutzt, um das Heil in Jesus Christus den Menschen im Hochland von Chotanagpur und in Assam kundwerden zu lassen: Wir durften Boten und Diener des Evangeliums dorthin entsenden, und Gott hat die Frucht einer lebendigen Kirche erwachsen lassen, die heute in mehr als 1100 Gemeinden bald 275 000 Christen zählt. Ihm sei Ehre! Die Delegation des Kuratoriums, die wir zu den Festlichkeiten im Oktober nach Ranchi zu entsenden beschlossen haben, wird das, was unsere Herzen so reich erfüllt, persönlich aussprechen und viele Schwestern und Brüder, auch eine Reihe von Gemeinden, im Namen Jesu Christi grüßen und sie unserer dankbaren Verbundenheit versichern.

Mich bewegt im Blick auf die Zukunft dieser uns so nahestehenden Kirche ein Zweifaches:

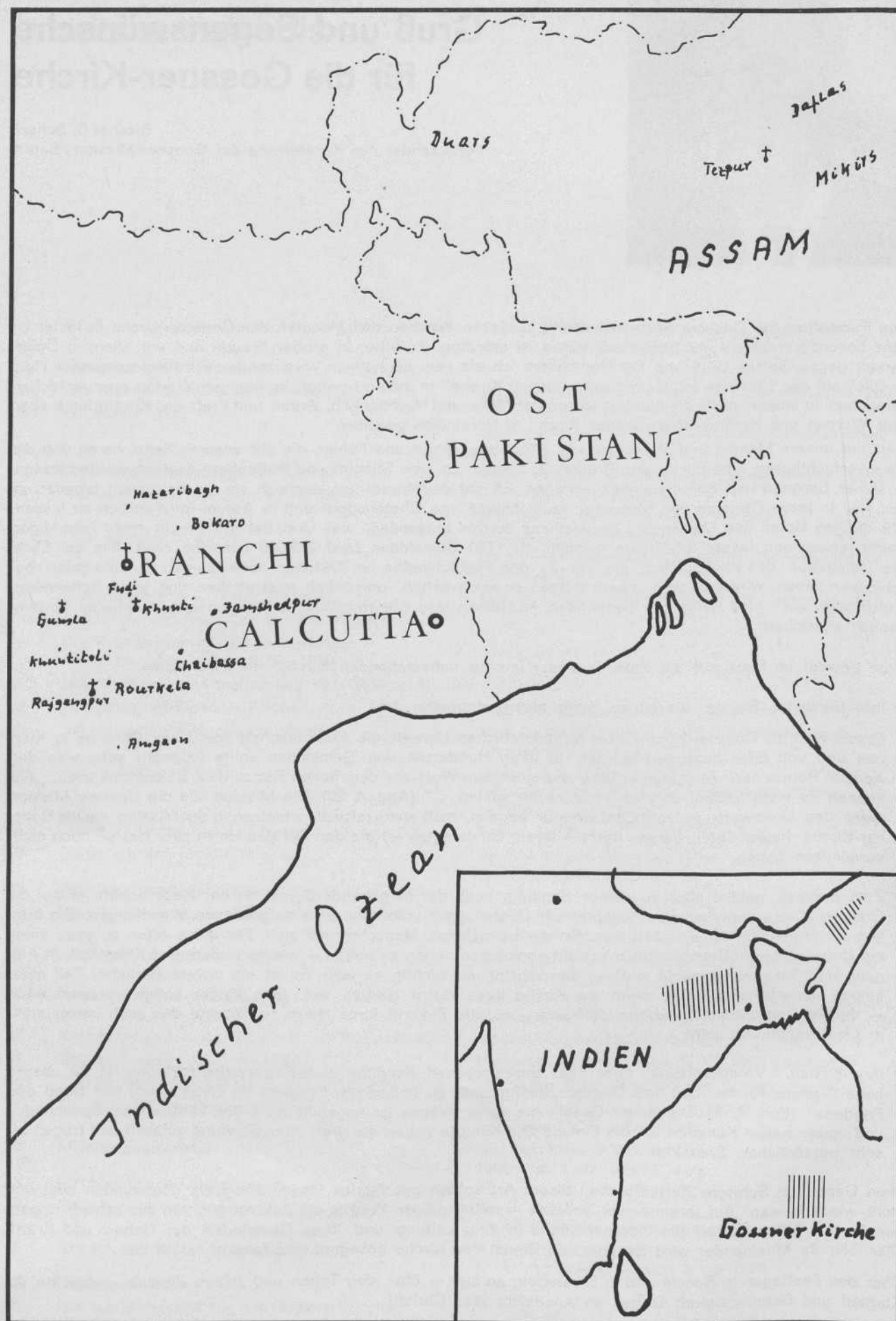
- Ihre Sendung. Sie ist, wie ich zu sehen meine, doppelter Art:

Einmal wird die Gossner-Kirche ihrer nichtchristlichen Umwelt die Frohbotschaft von Jesus Christus in Klarheit und voll Eifer bezeugen müssen. In ihren Hunderten von Gemeinden sollte lebendig sein, was den Apostel Petrus nach Pfingsten erfüllte und in seinem Wort vor dem hohen Rat zu dem Bekenntnis trieb: „Wir können es nicht lassen, daß wir nicht reden sollten...“ (Apg. 4, 20). Die Mission, die die Gossner-Mission unter den Ureinwohnern von Chotanagpur begann, muß sich kraftvoll fortsetzen in der Mission, die die Gossner-Kirche heute unter denen treibt — ihren Landsleuten —, die den Ruf des Herrn aller Herren noch nicht vernommen haben.

- Zum anderen gehört aber zu dieser Sendung auch der hingebende Dienst an der Gesellschaft, in der die Gossner-Kirche lebt; im Industriegebiet von Chotanagpur vollziehen sich tiefgreifende Wandlungen. Sie bringen unvermeidlich Nöte und Krisen für die betroffenen Menschen mit sich. Für diese offen zu sein, ihnen ein Beispiel der Hoffnung und Zuversicht vorzuleben, ihnen zu helfen — wie es in Fudi und Khuntitoli, in Amgaon und Takarma versucht wird —, das scheint mir wichtig zu sein. Es ist ein unveräußerlicher Teil einer jungen christlichen Kirche, wenn sie Kirche ihres Herrn bleiben will. Jesu Jünger sollen voranschreiten — dienstbereit und voll gläubiger Hoffnung — auf die Zukunft ihres Herrn zu. Möchte das auch immer mehr in Chotanagpur so sein!
- Ihre Einheit. Voraussetzung ihrer so beschriebenen Sendung in eine doppelte Richtung ist für unsere liebe Gossner-Kirche, daß ihre Glieder „fleißig sind, zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens“ (Eph. 4, 3). Die junge Geschichte ihres Weges ist angefüllt mit tiefen Differenzen, Spannungen und immer neuen Kämpfen um die Einheit. Die Kämpfe haben die Kraft ihrer Sendung gelähmt und trugen oft sehr persönlichen Charakter.

Mein Gebet ist: Schwere Zerreißproben dieser Art sollten mit Gottes Gnade endgültig überwunden sein und nicht wiederkehren. Auf ihrem — nun vollends — selbständigen Weg in die Zukunft inmitten des schwer ringenden Landes Indien bedarf die Gossner-Kirche in ihrer Leitung und ihren Gemeinden der Gaben und Kräfte aller. Nur ihr Miteinander wird Zeugnis und Dienst der Kirche gesegnet sein lassen.

Über den Festtagen in Ranchi und in Erinnerung an sie — über den Tagen und Jahren danach — leuchte die Klarheit und Barmherzigkeit Gottes im Angesicht Jesu Christi!



Zur Mannheit in Christus berufen

Dr. Christian Berg
Direktor der Gossner-Mission / Berlin



Eph. 4, 13 „Daß wir alle hinankommen zur Einheit des Glaubens und Erkenntnis des Sohnes Gottes, zur Reife des Mannesalters ...“

Im Brief an die Epheser, der in besonderer Weise eine apostolische Unterweisung dessen ist, wovon die Kirche und Gemeinde Jesu Christi lebt, findet sich der vorangestellte Vers. Er spricht aus, was in der augenblicklichen Lage gerade auch für die Gossner-Kirche zu wünschen und zu erbitten ist.

Sie hat 50 Jahre ihrer jungen Geschichte durchschritten, einen Weg voller äußerer Nöte und selbstbereiteter Schwierigkeiten. Gottes Güte und Christi Geduld ist mit ihr gewesen und hat sie als Instrument Seines gnädigen Willens erhalten und bewahrt. Daß die Gossner-Mission in Deutschland ihr immer die rechten Helfer und ausreichende Mittel während dieser Zeit gesandt hat — das kann man nicht behaupten. So sind es Jahrzehnte voller Schwächen und Erschütterungen, kindischer Zänkereien und jugendlicher Unreife gewesen, die für das prüfende und liebende Auge schnell sichtbar werden. Aber nochmals — Gott hat die Gossner-Kirche wachsen, ER hat sie heranwachsen lassen. Nun soll sie in Festigkeit ihre Straße gehen, sie ist zur vollen Mannheit in Christus berufen. Was will das bedeuten?

1. Damit ist zuerst gesagt, daß man nun das Maß einer bestimmten Reife von dieser Kirche erwarten darf. Unter den ca. 275 000 Gliedern in mehr als 1100 Gemeinden sind viele Männer und Frauen, die um das Grundgesetz des Reiches Gottes wissen — wie es gerade im Epheser-Brief vielfältig und kraftvoll ausgesprochen ist: ER ist unser Friede, Christi Gnade trägt und macht selig, der Helm des Heils schützt und das Schwert des Geistes kann ergriffen werden. Die leitenden und dienenden Organe sind da, um alle Aufgaben zu erkennen und zu übernehmen. Die geistliche Nahrung ist vorhanden für jeden neuen Tag, und eine Ordnung ist der Kirche gegeben, die vielleicht nicht ideal ist, aber in der man gemeinsam als Volk Gottes in Chotanagpur und Assam leben und arbeiten kann. Nicht was dieser unserer lieben Gossner-Kirche fehlt, soll heute hervorgekehrt werden; vielmehr darf mit Dank gegen Gott ausgesprochen werden, was ihr gegeben ist. Es ist eine Reife vorhanden, so daß man Früchte erwarten kann.

2. Reife und Mannheit haben darin ihr untrügliches Kennzeichen, daß **Entschiedenheit** sichtbar wird. Gott hat längst vor uns für uns die Entscheidung seiner Liebe getroffen. Das voll erkannt und angenommen haben, gibt uns den Charakter der Entschiedenheit. Man tadelt bisweilen einen gewissen sturen und engen Geist bei den Christen der Gossner-Kirche. Es könnte aber durchaus sein, daß das nur die Außenseite einer entschlossenen und zielklaren Entschieden-

heit ist. In den Tagen der Autonomie-Erklärung im Juli 1919 ist dieser Geist überraschend und überwältigend sichtbar geworden — gewiß nicht nur als eine menschliche Hartnäckigkeit und Entschiedenheit, die die Umwelt in Erstaunen versetzte. Abirrung in parteiischen Trotz ist die stete Gefahr solcher Entschlossenheit, die den geraden Weg der Nachfolge Christi gehen möchte. Und die Blätter der Geschichte der Gossner-Kirche reden laut genug davon, daß diese Gefährdung oft genug schmerzliches Ereignis wurde. Aber Entschiedenheit für Gottes Reich und Sache, das sollte ein Merkmal der mannhaft gewordenen Gossner-Kirche sein und bleiben — zumal angesichts des wogenden Meeres religiöser Vielfalt im darin so reichen und bunten Indien! Gerade die Missionsarbeit der Gossner-Kirche sollte von dieser mannhaften Entschiedenheit geprägt sein!

3. Und **Arbeitsfreude** wird zu finden sein müssen, wenn Kindheit und Jugend durchschritten sind, die volle Manneskraft nun ein Ziel bekommt und die in allem Leben gewährte Zeit — die immer eine Frist ist — recht genutzt werden will. Mannheit in Christus, die nicht um klare Aufgaben und Ziele und um gesetzte Fristen weiß, gibt es im Leben der Jünger und auch in dem ganzen Kirchen eigentlich niemals. Solcher hingebenden Arbeitsfreude ist die geistige Atmosphäre Indiens und sind seine klimatischen Gegebenheiten abhold; auch die soziale Lage der Gossner-Christen, sehr viel drückende Armut und die Herkunft aus stammesmäßigen Bindungen mag als hinderndes Gegengewicht zu bewerten sein. Aber es ist gewiß auch dies wahr, daß in aller Stille und Verborgenheit sehr viel treues und beständiges Wirken, von dem nicht viel gesehen wird und an die Öffentlichkeit dringt, in zahllosen Gemeinden und entlegenen Missionsgebieten lebendig ist. Trotzdem ist die Mahnung und Bitte sicherlich not: Eine die ganze Kirche erfüllende, ihre Prediger, Missionare und Gemeinden beflügelnde Arbeitsfreude sollte anzeigen, daß diese Kirche zur Mannheit herangewachsen ist. Es geht ja darum, daß sie ein Licht in der Welt Indiens ist; daß den Menschen des großen Volkes das Evangelium vorgelebt wird und im kräftigen Zeugnis und Dienst der Liebe wirklich zu ihm dringt. Das aber verlangt Anspannung und Intensität der Arbeit. Faulheit und Bequemlichkeit sollen bei Gottes Leuten nicht zu finden sein.

4. Mit echter Mannheit verbindet Paulus, wenn er sie als von Christus gewirkt den Gemeinden Kleinasiens erbittet, gewiß auch den Wunsch der Kraft. Nicht ärmlich, schwach und gebrochen soll die Wirkung der Christenheit auf die sie umgebende Umwelt sein, son-

dern eine unüberhörbare Botschaft, ein nicht zu mißdeutender Dienst, eine frohe und anlockende Gemeinschaft von Gott in Christus befreiter Menschen — — das soll von einer Kirche Christi gerühmt werden können. „Es ging eine Kraft von ihm aus“, so berichten die Evangelien von Jesus von Nazareth in seinen Erdentagen; wieviel mehr gilt das von dem erhöhten Christus — aber auch von seinen Jüngern zu allen Zeiten und an allen Orten. Deshalb hinweg mit den bisherigen Streitereien! Deshalb Unterordnung allen Tuns in der Gossner-Kirche unter die eine Richtschnur: Was dient zur Stärkung der Gemeinden und der Ausbreitung des Heils bei den indischen Mitmenschen, denen es bisher nicht kund wurde! Die jungen Theologen im College in Ranchi mögen eifrig und fleißig studieren, daß sie später den Gemeinden kräftige Speise geben können; die Katechisten in Govindpur sollten sich hingebend rüsten auf ihren Dienst! Jede Gemeinde sollte wissen, daß sie aufmerksam von den Nichtchristen beobachtet wird, ob neues Leben, wirkliche Gemeinschaft und lebendige Hoffnung in ihr wohnt! Und die leitenden Männer müssen vor Augen haben, daß nicht „Kirchenpolitik“ ihre vordringliche Aufgabe ist, sondern brüderlicher Dienst an allen und mit allen Hirten und Lehrern, Jungen und Alten, Gruppen und Stämmen. Nur gemeinsam und in Nutzung der vielfältigen Gaben, die Gottes Geist auch in der Gossner-Kirche ausgeteilt hat, wird deren Herangewachsensein zur vollen Mannheit in Christus überzeugend Gestalt gewinnen.

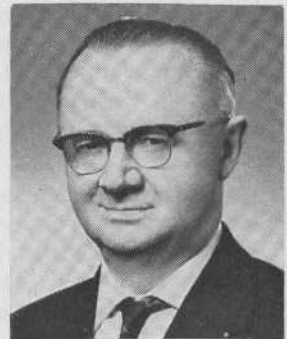
Grußwort

Oberkirchenrat Heinrich Lohmann
Generalsekretär der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft
für Weltmission / Hamburg

Die älteste der sogenannten „Jungen Kirchen“, die aus deutscher evangelischer Missionsarbeit erwachsen ist, die Gossner-Kirche in Indien, darf im Oktober 1969 den Tag der 50. Wiederkehr ihrer „Selbständigwerdung“ feiern. Fürwahr ein Anlaß, uns mit den Brüdern und Schwestern in den Gemeinden der Gossner-Kirche in dem Wort der Anbetung zusammenzuschließen, das im Lösungsbüchlein der Brüdergemeine für den 11. Oktober 1969 steht: „Gebt unserm Gott allein die Ehre!“ Man kann ein kirchliches Jubiläum auf mancherlei Art feiern. Wir möchten es so tun, daß wir mit den Gemeinden der Gossner-Kirche zusammen mit dem dankbaren Aufblick zu Gott den tapferen und getrosten „Blick nach vorn“ verbinden. Dabei soll uns das von Vater Gossner überlieferte Wort Leitspruch und Lösung sein: „Hören wir auf, Missionare zu sein, so hören wir auch auf, Christen zu sein!“ Wir dürfen ja nicht aufhören, Missionare zu sein! Wir nicht, die wir das von Vater Gossner auf uns gekommene Erbe als den Auftrag verstehen, der uns gestern wie heute und morgen in gleicher Dringlichkeit gegeben ist, — und die Gemeinden der Gossner-Kirche

5. Gibt es dafür noch ein unentbehrliches Merkmal? Ja, es ist jene Umsicht und Erkenntnis, welche um die eigene Gefährdung aus schmerzlicher Erfahrung auf dem Weg der ersten 50 Jahre weiß und ihr entschlossen widersteht; die nicht vielen schönen utopischen Plänen nachjagt und das Gebotene und Notwendige darüber versäumt. Es ist also jene realistische, männliche Nüchternheit von der Gossner-Kirche gefordert, die in Abschätzung der gegebenen Kraft die übertragene Verantwortung mit Ernst und Zuversicht wahrnimmt. Das hieße z. B., nicht der phantastischen Idee der Errichtung eines großen College nachzuhängen, sondern in den neuen industriellen Zentren von Chotanagpur lebendige Stätten für Zeugnis und Dienst begründen! Nicht riesige neue Kirchbauten planen, sondern das mühsam genug zu beschaffende Geld in bescheidenen, aber hilfreichen Stationen für die Kranken des Berglandes einsetzen! Es geht in den nächsten Jahren, wo nun die Gossner-Kirche in wirklicher Unabhängigkeit ihren Weg gehen wird, um die rechten Prioritäten. Hier ist Weisheit und Umsicht nötig, damit die Entscheidungen recht getroffen werden. Nicht zuletzt daran wird man erkennen können, daß die Gossner-Kirche zur vollen Mannheit in Christus herangewachsen ist.

Was ihr nottut, hat der große Apostel Jesu Christi am Schluß eines anderen Briefes in ähnlicher Weise knapp und klar ausgesprochen: „Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark!“ (1. Kor. 16, 13)



nicht, die nun je länger desto mehr in das erste Glied der Zeugen Christi unter ihrem Volk in Indien eingetreten sind. „Man posaunt“ — auch dies ist ein Wort von Vater Gossner — „in der Welt alles aus, jede profane Kunst, Wissenschaft, neue Entdeckung und Erfindung; warum sollten denn gerade die Posaunen der Gnade schweigen?“

„Posaunen der Gnade“? — das klingt höchst unmodern. Aber gemeint ist die aktuellste Sache, die es auf dieser Welt gibt! Die, daß Gott die Welt so sehr geliebt hat, daß er seinen eingeborenen Sohn gab. Diese Wahrheit Gottes muß weitergesagt werden!

Daß die Gossner-Kirche in Indien eine Stimme dieser Wahrheit sei, das ist unser Wunsch und Gebet für sie im Blick auf ihren zukünftigen Weg, zu dem sie von ihrem Jubiläum her aufbricht. Und für uns erbitten wir, daß wir uns an das Wort von Vater Gossner halten: „Die Predigt des Evangeliums unter allen Völkern und zu allen Zeiten ist die heiligste und wichtigste Aufgabe, die jeder wahre Christ zu der seinigen, die ganze evangelische Kirche zu der ihrigen machen sollte.“



Gossner-Christen und ihre Nation

Martin Seeberg
Inspektor der Gossner-Mission / Berlin

Die Anstrengungen um die Konsolidierung einer selbständigen lutherischen Kirche in Chotanagpur und Assam müssen auf dem Hintergrund der großen nationalen Bewegung Indiens gesehen werden. In den Jahren, als die ersten christlichen Gemeinden um Ranchi entstehen, beginnt der allmählich heftiger werdende Kampf um die politische Freiheit Indiens. Der Militäraufstand 1857 war ein Signal und die Gründung des Indischen Nationalkongresses 1885 die Folge. Die beiden Weltkriege bringen sowohl die unabhängige lutherische Gossner-Kirche als auch die Unabhängigkeit Indiens einen großen Schritt nach vorn. Freilich: Die Gossner-Kirche empfängt ihre Autonomie ohne Kampf, fast widerwillig, in voller Erkenntnis der Schwierigkeiten. Indien wird frei unter Blut und Tränen, im Streit der Meinungen innerhalb des Landes, aber doch mit großem Enthusiasmus und ohne zu ahnen, welche großen Schwierigkeiten nachher zu überwinden sind.

Diese Erfahrungen haben die Gossner-Christen im Bereich ihrer Kirche bereits hinter sich. Es ist und bleibt ihr Stolz, daß sie 27 Jahre vor der politischen Unabhängigkeit Indiens die kirchliche Autonomie erlangt haben.

Es gibt kaum direkte Verbindungen zwischen den Adivasi und der nationalen Bewegung Indiens am Anfang. Das ist nicht auf den Einfluß der Europäer in Chotanagpur zurückzuführen und noch weniger auf die christliche Religion, die ja im praktischen Vollzug revolutionäre Züge trägt, weil sie Umkehr fordert. Nein, die anfängliche Distanz hat eindeutig soziale Gründe. Der Nationalkongreß ist zuerst eine Bewegung der Gebildeten, und die Massen verstehen ihre Ziele nicht. Diese Situation ändert sich, als Mahatma Gandhi die Dörfer in

seinen Bann zieht. Im Mai 1934 kommt er nach Ranchi. Bekanntlich war er kein großer Freund der Missionsarbeit, aber bei diesem Besuch führt er mit mehreren Christen Gespräche. Als er wenige Tage später in Jamshedpur gebeten wird, eine hinduistische Mission unter den Christen zu unterstützen, lehnt er überraschend ab und erklärt: Es gäbe zwei Arten von Christen. Die einen wären Sklaven der Missionare und möchten gern ein auskömmliches Leben führen. Die anderen aber — und solche habe er in Ranchi kennengelernt — seien treue, überzeugte Christen, denen man den christlichen Glauben nicht rauben dürfe; die unechten Christen würden von selbst ihren Glauben verlieren.

Die leidvolle Vergangenheit und Gegenwart der Adivasi hemmt ihren nationalen Enthusiasmus. Die von den eigenen indischen Landsleuten auferlegten Lasten und Ungerechtigkeiten haben ein Gefühl der Bitterkeit und vor allem Mißtrauen erzeugt, das nur allmählich abgebaut werden kann. So ist es zu verstehen, daß in demselben Zeitraum, in dem die indische Nationalbewegung stärker die politischen Verhältnisse bestimmt, die Adivasi in Chotanagpur um Mitbestimmung und Selbstverwaltung in ihrem Bereich kämpfen. Die ungelöste Frage zur Zeit des Sardarismus steht wieder auf. Die politischen Spielregeln haben sich allerdings verändert.

Ihre politischen Ziele suchen die Adivasi nicht mit Gewalt — von Einzelfällen abgesehen — zu erreichen, sondern durch eine Partei- und Einflußnahme im Parlament.

Der Traum vom Jharkand-Reich ist noch nicht ausgeträumt. Doch im Unterschied zum 19. Jahrhundert ist heute Chotanagpur nicht mehr das Land der Adivasi allein. Die wirt-

schaftliche Entwicklung und die schnelle Industrialisierung fordert das Miteinanderleben der verschiedenen Völkergruppen.

Ein Modell und Beispiel für das Miteinanderleben von Menschen unterschiedlicher Traditionen und Begabungen ist die Christengemeinde. Der Glaube an Christus macht Menschen dazu fähig. Die Geschichte der Gossner-Kirche zeigt deutlich, daß es zu Streit und Spannungen in der Kirche kommt, wenn evangeliums-fremde Motive das Denken und Handeln bestimmen. Frieden und Einheit werden der Kirche geschenkt, wenn man sich unter dem Evangelium beugt. Während des Schulstreits war es wiederholt zu Gruppenbildungen innerhalb der Kirche gekommen. Die Mundas sind zahlenmäßig in der Mehrheit in der Gossner-Kirche, und es ist ihr Fehler, daß sie ihre Macht als größere Gruppe ausnutzen. Die Oraons sind in der Minderheit, und es ist ihr Fehler, daß sie sich immer wieder absondern.

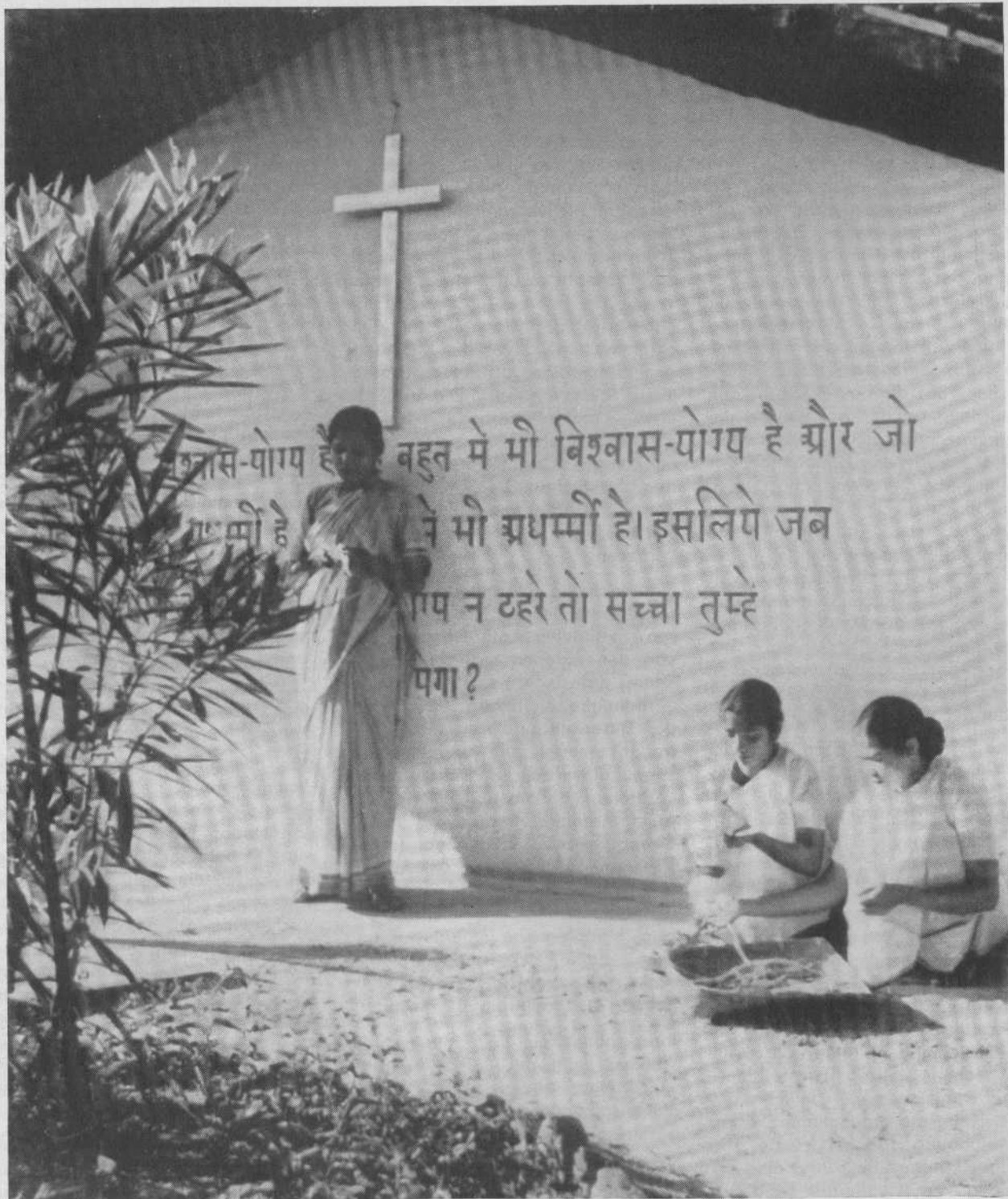
Wie das gute Miteinander in der Gossner-Kirche geübt werden muß, so ist dies auch der Fall in der großen Nation Indien. Hier wie dort gibt es schmerzliche Erfahrungen und Enttäuschungen, aber andererseits auch erfreuliche Zeichen. Die Verfassung Indiens, die am 26. November 1949 von der konstituierenden Nationalversammlung angenommen wurde und wenige Monate später in Kraft trat, ist ein solches Zeichen. In den Artikeln 25–28 wird die Freiheit des Gewissens für jeden indischen Staatsbürger gewährleistet. Artikel 25 lautet:

„... Alle Personen haben in gleicher Weise den Anspruch auf Freiheit des Gewissens und auf das Recht, ihre Religion frei zu bekennen, zu praktizieren und zu verbreiten.“

Die Glieder der Gossner-Kirche können sich also auf das verbriefte Recht in der Verfassung berufen, wenn nichtkirchliche orthodoxe Gruppen — etwa in der Jana Sangh-Partei oder in der Arya Samaj — die Christen mit politischen Mitteln bekämpfen und als unzuverlässige Staatsbürger verleumden. Als 1967/1968 in den Bundesstaaten Orissa

und Madhya Pradesh Gesetze vorbereitet und verabschiedet wurden, welche die Christen diskriminieren, protestiert die Kirchenleitung der Gossner-Kirche — wie auch andere Kirchen — beim Präsidenten der Republik gegen solche Gesetze. Die erwähnten Gesetze wollen Bekehrungen zum Christentum bestrafen, wenn sie unter Gewalt oder Verführung zustandekommen. Dabei ist

der Begriff Verführung so weit gefaßt, daß es leicht zu einer willkürlichen Auslegung kommen kann. Solche Vorkommnisse beweisen, daß es Pflicht und Recht der Christen ist, in den bestehenden politischen Parteien mitzuarbeiten und Anteil zu nehmen an der politischen Ordnung des Landes.



Die Stirnwand der Tabita-Schule — Haushalts- und Bibelschule — der Gossner-Kirche mit der Aufschrift aus Luk. 16, 10 in Hindi „Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu“

Auf dem Wege vom Dorf zur Stadt

Pastor Rudolf Dohrmann
Pfarramt für Industriediakonie / Wolfsburg

Accra ist eins der 500 000 Dörfer Indiens, etwa 80 km von Ranchi und Hatia, den nächstliegenden größten Städten, entfernt. 80 Familien leben hier. Vom Hügel oberhalb des Dorfes läßt sich die Gliederung des Dorfes nach Kasten und Berufen klar erkennen; hier die Weber, dort die Bauern, die wiederum je nach der Größe des Besitzes voneinander unterschieden sind. Vier christliche Familien gibt es. Etwas außerhalb des Dorfes ein besonderer Baum, Ort des gemeinsamen Gebetes, der Götter und der Dorffeste. Rings um das Dorf liegen die Felder, keines weiter als zwei Stunden vom Dorfplatz entfernt. Der Holzpfflug ist seit Jahrhunderten unverändert das wichtigste Arbeitsgerät. In den Häusern wohnen Großfamilien, Angehörige von drei oder sogar vier Generationen. Oft sind es dreißig Menschen. Alle kennen das Land, die Tiere, die Mitbewohner des Dorfes und die durch die Religion erfaßte und regelmäßig dargestellte Abhängigkeit des Menschen von der Natur, von Sonne und Regen. Wer Landarbeiter ist, erhält seinen Lohn in Naturalgaben, umgerechnet macht es einen Geldwert von 30 Pfg. pro Arbeitstag aus. Fragen der Versicherung im Krankheits- oder Sterbefall, Fragen des Arbeitsschutzes und der organisierten Interessenvertretung sind unbekannt. Großfamilie, Kaste und Dorfgemeinschaft und in allem die Elemente verklärender oder erklärender Religion bieten im Bereich des Dorfes und der Arbeit Sicherheit und formen die Verhaltensweisen.

Was für viele Dörfer Indiens gilt, ist ja in unseren Dörfern nicht unbekannt und zum Teil auch heute noch lebendige Wirklichkeit.

Dennoch — auch dieses kleine Dorf Indiens im Staate Bihar hat seine dörfliche Unschuld verloren und ist

bereits eingetreten in den Prozeß der Industrialisierung und Urbanisierung.

Zwei Zeichen dieses Umwandlungsprozesses sind auch in Accra sichtbar und fangen an, eine leise, aber mit unheimlicher Kraft sich ausbreitende Herrschaft anzutreten: die Coca-Cola-Flasche und das Transistorgerät. Sicher, zwei Schwalben machen noch keinen Sommer und zwei Industrieprodukte noch keine Industrielandschaft. Aber Coca-Cola-Flasche heißt, auch Accra ist in den Weltmarkt eingetreten, zunächst nicht als Subjekt, wohl aber als Objekt. Selbst wenn die Dorfbewohner sich nach außen abkapseln wollen, unbarmherzig werden die Mauern der Dorfgemeinschaft, der Tradition, der Religion und der herkömmlichen Arbeits- und Lebensweise gesprengt und völlig neuen Möglichkeiten gegenübergestellt. Und: das Transistorgerät! Wer meldet sich im Dorf nicht plötzlich zu Wort? Stimmen, die vorher unbekannt, setzen neue Maßstäbe, locken, drohen, setzen das Dorf der Erkenntnis aus, daß es unaufhaltsam in den Prozeß der Verweltlichung, d. h. in den Prozeß der Industrialisierung und Urbanisierung verwickelt ist.

Wie sieht das in Accra aus? Acht Männer des Dorfes gehen zur Arbeit in die etwa 80 km entfernten Industriewerke der Städte Hatia und Ranchi. 8 aus 80 Familien! Sie sind Pendler, wohnen während der Woche in den Wohnheimen der Fabrik und kehren über das Wochenende zu den Familien zurück. Zur Erntezeit verlassen sie ihren Arbeitsplatz in der Werkzeugmaschinenfabrik, um der Großfamilie in dieser für sie wichtigsten und kritischsten Zeit des Jahres beizustehen. Noch wird dieses Verhalten dem Übergang vom Dorf in die Stadt zugute gehalten. Bald kann sich

keine Personalleitung diesen saisonbedingten Urlaubsstand mehr leisten und drängt auf Änderung. Andererseits überlegen sich viele Pendler, wie sie am Arbeitsort ansässig werden könnten. Auf allen neuen Industriestädten (ob in Ranchi oder Wolfsburg) lastet der Druck derer, die eine Wohnung am Arbeitsort suchen.

Inzwischen verändert sich aber auch das Dorf Accra. 8 Dorfbewohner kommen in Abständen aus der Stadt wieder ins Dorf zurück. Was bringen sie mit?

Bares Geld. Sie verdienen zwischen 2,40 DM und 3,60 DM pro Tag. Mit dem Geld bringen sie neue Möglichkeiten des Konsums mit ins Dorf. Wenn sie in die Familie zurückkommen, erhebt sich die Frage, wer hat mehr zu sagen, das älteste und durch Religion und Tradition in seiner Stellung gesicherte männliche Mitglied der Großfamilie oder der ökonomisch mobil gewordene Pendler zwischen Dorf und

Pastor Dohrmann in Ranchi / Indien



Stadt? Mit dem Rückkehrer kommt auch die Erfahrung ins Dorf, daß das Kastenwesen unter dem Einfluß der Industrialisierung zunehmend an Bedeutung verliert. Ist damit auch die Axt an die religiöse Verwurzelung vieler Menschen gelegt?

Weit schärfer ist der Angriff auf die Religion durch die Erfahrung, nicht länger abhängig zu sein von Regen und Sonne und konsequenterweise von dem entsprechenden Gebet. Die Welt, in der sie während der Woche leben, ist die machbare, die organisierbare Welt. Ist damit die Unabhängigkeit von Gott und Göttern und endlich Mündigkeit und Freiheit erreicht? Land, Sonne und Regen, Dorf und Kaste sind Gegebenheiten, gegeben (oder verweigert) durch den Ratschluß höherer Mächte, die man ergeben hinnimmt und verehrt. Industrie, Industriesiedlungen und Städte sind gemachte und organisierte Gebilde der Menschen, die mit unterschiedlichen Interessen ihren Anteil an der Entwicklung erstreben. Gegeben dort — gemacht hier, dem Prozeß der Industrialisierung und Urbanisierung wohnen antireligiöse Elemente inne.

Mit den Pendlern werden auch neue Wünsche und Zielvorstellungen persönlichen Lebens im Dorf geweckt und entwickelt. Die Großfamilie zerbricht. Der nicht länger mehr im Familienverband lebende und arbeitende Lohnempfänger möchte seinen allein erarbeiteten Lohn allein verbrauchen. Außerdem zwingt der Wohnungsbau dazu, die Familie im Sinne einer kleinen Gemeinschaft (2:2) zu planen. Dem in der machbaren Welt der Industrie und der Stadt Lebenden fällt es leichter als dem Dörfler, die Planung in der Familie zu begreifen.

Die Industrieorte ziehen Menschen aus allen Teilen des Landes an. Sprachengewirr und das Nebeneinander vieler Religionen sind die Folge. Auf den Maschinen, die der Pendler sieht oder zu bedienen hat, stehen Firmennamen aus der UdSSR, CSSR, Japan, Deutschland, USA, Italien oder England. Der Pendler bringt den Duft der großen weiten Welt ins Dorf. Er hat etwas erfahren vom Universalismus seines eigenen Landes und der übrigen Welt und beginnt, sich an den engen Grenzen seines eigenen Dorfes zu reiben. Bedeutete „Markt“ in früheren Zeiten den Gang ins Hauptdorf zum Austausch der Naturalien, so ist er nun in Produktion und

Konsumation am nationalen und internationalen Markt beteiligt. Bot ihm früher die Großfamilie soziale Sicherheit, so muß er jetzt lernen, in den Gewerkschaften seine eigene Interessenvertretung zu sehen. Der Dorfbewohner aus Accra erfährt, was vor ihm schon viele Menschen in anderen Kontinenten erfahren haben. Der Sog der Industrialisierung und Urbanisierung hat ihn erfaßt. Nun geht es für ihn darum, nicht einfach Treibholz in diesem Sog zu werden, sondern Form und Richtung seines eigenen Lebens im Zusammenhang mit den Mitmenschen mitzubestimmen.

Heute leben 3,5 Milliarden Menschen auf der Erde; mehr als 1,3 Milliarden oder ca. 38% leben in städtischen Gebieten. In der Zeit von 1950 bis 1968 hat sich die Stadtbevölkerung verdoppelt. Wenn die Entwicklung so weitergeht, wird 1985 etwa die Hälfte der Erdbevölkerung in Städten leben.

Und die Christen?

Die beschriebene Situation ist nicht einfach der Versuch einer Analyse. Wer richtig hinsieht, merkt, daß die Entwicklung voller Chancen für das Zeugnis der Christen ist. Zunächst: die Stadt darf nicht länger gegenüber dem Dorf abgewertet und verketzert werden. Das Ziel der Schöpfung Gottes ist Jerusalem (Offenbarung) und nicht Babylon. Dieses Ziel, eine menschlich organisierte Stadtgemeinschaft, sollte unter tätiger Mithilfe der Christen angestrebt werden. Das in der Ökumene bekannte Stichwort von der

„verantwortlichen Gesellschaft“ will gelebt sein.

Sodann: in den Prozessen der Industrialisierung und Urbanisierung wird die Kunst des Kooperierens und Sich-Beratens zu einer Überlebensfrage. Die Laien und die verschiedenen Gaben der Menschen erhalten eine ungeheure Chance, durch Kooperation und gegenseitige Beratung das Wort von der Liebe Christi mit Wahrheit zu füllen. Schließlich steckt in der ganzen Entwicklung der Zwang (oder die Chance) zum ökumenischen Denken und Leben. Was heute mühsam im Umgang mit den anderssprechenden und anderslebenden Gastarbeitern erlernt werden muß, ist morgen die notwendige Tugend im Umgang mit den Menschen von nebenan in Indien und Kolumbien. Die Stadtsilhouette des Mittelalters trägt: die Häuser einer Stadt scharen sich um die Stadtkirche wie die Küken um die Henne. Der Turm beherrscht das Bild, und der Pfarrer dominiert in der Gemeinde. Das ist vorbei. In den verschachtelten und aufgetürmten Wohnsiedlungen der modernen Stadt wohnen entweder selbständig denkende und freiwillig kooperierende Menschen oder abgerichtete und eigentlich schon hingerichtete Lebewesen. Der Mensch in der Stadt ist der Mensch erhobenen Hauptes, der dem Auftrag nachzukommen sucht: macht euch die Erde untertan!

Mit dem Pendler aus Accra haben wir gemeinsam, Studenten dieses Auftrages zu sein.

Straßenbauarbeiten in Indien



Drei Monate in Indien

Superintendent Dr. von Stieglitz, Dortmund
Vorsitzender der Missionskammer
der Evang. Kirche von Westfalen

Wir konnten Mission miterleben. Das Programm, das uns ziemlich unbarmherzig von Ort zu Ort trieb, führte uns in das Gebiet des Bundesstaates Madhya Pradesh. Dort liegt bei Lureg und Pathalgaon eines der westlichen Missionsgebiete der Gossner-Kirche. Zwei Pfarrer haben die Leitung. Mit ihnen arbeiten 36 Evangelisten. Wir erreichten gegen Abend Pathalgaon. Die Kirche war eine kleine Hütte, mit den Maßen ca. 3 mal 5 Meter. Die Gäste wurden ehrenvoll auf Stühle gesetzt. Die kleine Gemeinde saß auf den Matten. Die Evangelisten berichteten von ihrer Arbeit. Gewöhnlich gehen sie bei einem ersten Besuch zu zweit in ein Dorf und machen sich den Einwohnern bekannt. Sie kommen wieder, bringen ihre Trommeln mit und singen vor den Hütten ihre Badjans, Evangeliumslieder. Sie fragen die Dorfbewohner, ob sie in die Hütten eintreten und ihnen sagen dürfen, welchen neuen Glauben sie bringen. Das wird zu meist gestattet. Die Evangelisten wiederholen ein Jahr lang ihre Besuche, bieten zugleich Unterweisung im Lesen und Schreiben an, verteilen Bibeln. Mit der Frage nach der Taufe bei einer Gruppe der Dorfbewohner wächst der Widerstand bei den anderen. Es gibt Bestrebungen, den getauften Adivasi die Zugehörigkeit zu ihrem Volk zu bestreiten und ihnen die wirtschaftlichen Vorteile zu nehmen, die die Regierung für die Adivasi anbietet (Schulgeldfreiheit, reservierte Plätze für weiterführende Ausbildung). Es gibt Bestrebungen, den Adivasi einzureden, sie seien eigentlich Hindus und gehörten zu der herrschenden Religion des Landes. Christwerden würde sie in eine kleine, unbedeutende Minderheit führen. Orthodoxe Hindu-Prediger kommen in die Dörfer und halten Schmähreden gegen Jesus. Inner-

halb dieser Situation wirken die Evangelisten. In der kleinen Kirche von Pathalgaon saßen auch zwei Neugetaufte. Wir fragten sie, warum sie Christen geworden sind. Die Antwort war: „Wir sahen, daß die Erleuchteten anders leben.“ Auch in diesen Worten konnten wir Mission miterleben. Zum Wort der Evangelisten tritt das Leben der Gemeinde. Die Missionsgemeinde ist selber ein Evangelist. Beide Orte, Pathalgaon und Lureg, sind noch ohne Kirche. Es war für uns eine große Freude, als Gastgeschenk das Geld für den Bau beider Kirchen zu übergeben.

Eine andere Form der Mission erlebten wir in Bangalore. Am Rande dieser wachsenden Industriestadt (genannt das indische Rom, weil dort katholische und protestantische Kirchen viele Zentren haben) liegt das Ecumenical Christian Centre, gegründet 1963, getragen von 19 Kirchen und Institutionen, geleitet von Pfarrer M. A. Thomas, einem Theologen aus der Syrischen Mar-Thoma-Kirche, bei uns bekannt geworden durch sein Gebetbuch „Fülle mein Herz“ (MBK-Verlag, 7. Auflage 1966). Auf dem weiterstreckten Grundstück sind die ersten Gebäude errichtet worden, Häuser für die Teilnehmer an Tagungen, Stab-Wohnungen, Bürogebäude. Auf den unbebauten Flächen soll durch „Brot für die Welt“ eine Musterfarm entstehen, die den Gästen aus allen Gebieten Indiens neue Farmmethoden vor Augen führen soll. Hier geschieht Mission an und mit Gebildeten.

*

Wir sind oft in den Pfarrhäusern gewesen. Pfarrhütten wäre in vielen Fällen der zutreffendere Ausdruck. In Ranchi gibt es feste Häuser für die Amtsträger und die theologischen Lehrer, mit Wasser und elektrischem Licht. Auf dem Lande fin-

det man Lehmhütten mit sehr geringem Mobiliar. Die Bücherei besteht aus Bibel und Gesangbuch, einigen Traktaten, ein paar Nummern des Gemeindeblattes „Der Hausfreund“. Nur die Adhyakshe (Superintendenten) haben ein Motorrad. Ein Fahrrad ist eine Kostbarkeit. Ein Telefon steht nur auf dem Schreibtisch des Kirchenpräsidenten. Er kann damit aber nur mit Firmen in Ranchi und Dienststellen telefonieren. Kein Pfarramt, kein Institut im Lande hat einen Anschluß.

Die Gehälter sind gering. Es kommt vor, daß sie verspätet und unvollständig ausgezahlt werden. In Takarma sprachen wir mit Gemeindeführern, die seit drei Monaten kein Geld bekommen hatten, weil weder die Gemeinde noch die Schulkinder dazu imstande waren. Die Familien leben dann von der Landwirtschaft, von den Vorräten. Sozialer Aufstieg, gründlichere Bildung, bessere Kleidung, gesündere Ernährung bleiben unerreicht. Wie soll man die Unterschiede zwischen uns und ihnen ertragen, bewältigen?

Es gibt zwei Formen der Reaktion, die nicht weiterführen. Erste Form: Man sagt, es ist unmöglich, daß wir so reichlich leben und wohnen und die Brüder in Armut hausen. Glieder am Leibe Christi, Amtsträger in einem Dienst müssen brüderlich teilen. Ziele wären dann das aus festem Stein errichtete Pfarrhaus auf dem Lande, der modern gekleidete Pfarrer, der städtisch ausgestattete Haushalt, ein Pfarrgehalt, das es ermöglicht, diese Er rungenschaften durchzuhalten. Ziel wäre die ständige Überweisung großer Summen als ein zwischenkirchlicher Lastenausgleich von uns zu ihnen. Zweite Form: Man sagt, es ist unmöglich, daß wir die indischen Pastoren durch einen anderen Lebensstil von ihren Gemein-

den trennen. Die Junge Kirche muß allein zurechtkommen. Im Zuge der Industrialisierung wird sich das Niveau allgemein heben. Wir haben auch die Zeiten eines armen Pfarrerstandes hinter uns. Die indische Kirche darf nicht abhängig vom Ausland werden.

Wir haben diese Fragen heftig und häufig besprochen. An der zuerst genannten Haltung ist die Betroffenheit richtig und unausweichlich. Ich kann mir meinen indischen Amtsbruder, der barfüßig, in einem billigen Dhodi und eine viel zu große Jacke gehüllt (Geschenk von irgendwoher), in mein Bewußtsein tritt, nicht mit Vernunftsgründen vom Leibe halten. Ist seine Armut Gottes Fügung und mein Wohlstand Gottes Wille? An der zweiten Haltung ist die Überlegung richtig, daß die Gemeinden selbstverantwortlich für ihre Pastoren und Mitarbeiter sorgen müssen. Hinzutreten muß aber der Versuch, in einer Weise und einem Maß zu helfen, das die Junge Kirche nicht entmündigt oder

abhängig macht, aber die gegenwärtig noch (!) vorhandenen Hilfsmöglichkeiten einsetzt. Unsere gemeinsame westfälische Aktion „Pastoren helfen Pastoren“ hat die richtige Form gewählt: sie unterstützt die Ausbildung, sie schützt in Krankheit, sie verhilft zu Büchern, sie sichert im Alter. Sie erspart aber der Jungen Kirche nicht die Sorge für ihre Pfarrer, sie nimmt die Prediger nicht aus der Gemeinschaft der Gemeinde heraus.

*

Welche Folgerungen sind daraus zu ziehen, daß immer mehr von uns die Möglichkeit erhalten, Junge Kirchen zu besuchen und auf Zeit ihr Leben zu teilen? Berichten ist das mindeste. Es bleibt aber ungenügend, wenn es nicht zu Konsequenzen führt.

Einige seien genannt.

1. Das Bekenntnis zu der einen Kirche, die ein gesegnetes Werkzeug ihres Herrn sein will, gehört in das Wesen und damit in die for-

mulierte Ordnung unserer Landeskirche. Jede Gemeinde sollte sich bewußt und geduldig den Christen anderer Kirchen und Gruppen am Ort öffnen, die Zusammenarbeit mit ihnen einüben.

2. Unser Wissen über die Welt-situation und über die Weltchristenheit ist zu gering. Ich kann nur für meine Generation sprechen. Was wir in der theologischen Ausbildung an Impulsen und Erkenntnissen in Mission und Ökumene erhalten haben, war geringfügig und wirkungsarm. Es ist Zeit, daß diese Horizonte und Wissensgebiete konstitutiv in das Studium und die praktische Ausbildung eingefügt werden.

3. Wird hier ein Wandel geschaffen, kann er nur den Weg der nachrückenden Generation verbessern. Uns bleibt die mühsame Arbeit, in der Knechtschaft des Gemeindealltags Wissen zu erwerben und erhaltene Impulse weiterzugeben. Es handelt sich nahezu um das Erlernen einer neuen Sprache, de-



Oben:
Ein Pastor der Gossner-Kirche

Links oben:
Eine Gruppe von Neugetauften

Links unten:
Bibelunterricht für Erwachsene

ren Vokabeln unter anderem Namen, Orte und Daten sind. Es handelt sich dabei nicht nur um das Überschreiten von geographischen Grenzen, sondern ebenso sehr um den Eintritt in neue soziologische Gebiete, zum Beispiel: Vorgänge in Asien, Sachverhalte in der Industriewelt. Wenn das gelingen soll, müssen mitten in der Gemeindearbeit einhaltende Pausen geschaffen werden (Pastoralkolleg, Studienreise, Kontaktstudium). Fortbildung von uns Pfarrern muß selbstverständlich werden. Sie ist als zum Dienst gehörig zu betrachten.

4. Wenn wir auf der Reise durch das Gossner-Gebiet die Begegnungen mit den Gemeinden hatten, lautete das Stichwort für uns stets: Botschaft. „Nun sagen Sie uns Ihre Botschaft!“ Wir haben das immer durch die Erkenntnis ergänzt: Auch wir empfangen eine Botschaft. Sie hatte eine Mitte in den Erfahrungen im Missionsgebiet, wo wir im Dienst der Evangelisten den Zeiten des Anfangs begegneten, den Merkmalen der neutestamentlichen Zeit: Jesus erweist sich stärker als die Fesseln, in die Heidentum und Gesetzesreligion den Menschen legen. Er ist nicht Gedanke, sondern wirkende Realität

5. Das Verhältnis von Gossner-Mission und Gossner-Kirche ändert sich. Eine tiefgreifende Strukturveränderung findet statt, auf beiden Seiten nicht ohne Fragen, Sorgen und Schmerzen gewagt. Es zeigt sich: nicht alles geschichtlich Gewordene bleibt gut, wenn die Zeiten sich ändern. Die Ordnung hat dem Auftrag zu dienen. Eine Folgerung hier ist eine vorbehaltlose Prüfung des Verhältnisses von Kirche und Mission bei uns.

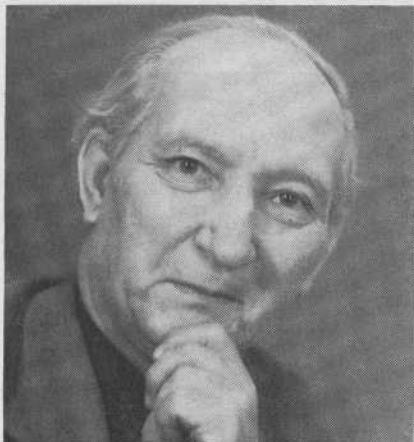
Nach drei Monaten aus Indien heimgekehrt, begegneten wir manchmal unverständigen Fragen wie diesen: Leben Sie noch? Gut erholt? Oft hörten wir aber auch die verstehende Frage: Sie sind wohl noch gar nicht ganz wieder hier? Wer in Indien war, wer eine Junge Kirche besucht hat, wer auch nur gedanklich die brennenden Probleme an anderen Plätzen der Welt bemerkt hat, wird diese Frage bewußt und stets verneinen. Das ist eine der wichtigsten Folgerungen: Man kann nicht mehr nur hier sein. Wir brauchen eine Frömmigkeit, Theologie, Gemeinde und Kirche, die an ihrem Ort so lebt und handelt, daß die Welt Raum hat.



Dr. von Stieglitz wird in einer indischen Gemeinde begrüßt



Eine Schülerversammlung der Oberschule in Ranchi



Gossner-Kirche - Vater Gossner

D. Hans Lokies
Missionsdirektor i. R. / Hannover

Anfang Mai 1969 hat Altdirektor D. Hans Lokies sein Werk „Die Geschichte der Gossner-Kirche; Durch Wachstumskrisen zur Mündigkeit“ erscheinen lassen (Lettner-Verlag, Berlin, brosch. 7,80 DM). Wir empfehlen es allen Freunden der Gossner-Mission sehr nachdrücklich.

Der folgende Abdruck ist der Eingang des Buches und weist sehr eindringlich hin auf die tiefe innere Verbindung der nunmehr 50 Jahre alten Gossner-Kirche mit dem Begründer der Gossner-Mission Johannes Evangelista Gossner.

Kurz nach dem zweiten Weltkriege (1947) besuchte der Präsident der Evangelisch-lutherischen Gossner-Kirche in Indien die Gossner-Mission in Berlin. Die Hauptstadt Deutschlands war ein einziges großes Trümmerfeld. Auch das Gossnersche Missionshaus und das einst von Pastor Johannes Evangelista Gossner gegründete Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus fand er als Ruinen vor. Aber er schien durch den Anblick der grauenhaften Zerstörung nur wenig beeindruckt zu sein. Als ihn ein Berliner Pfarrer fragte, was er dazu sage, erhielt er die Antwort: „Ja, wissen Sie denn nicht, Herr Pfarrer, daß diese Welt vergeht?“ Ohne Zweifel eine Aussage, von der man auf die gut biblische Theologie schließen darf, die das Denken der jungen indischen Kirche zum mindesten in ihrer Führungsschicht bestimmt.

Der indische Kirchenpräsident war der erste offizielle Besucher, der in den hundert Jahren des Bestehens der Gossner-Mission und nach der Verselbständigung der Gossner-Kirche in Indien die persönliche Verbindung mit der Missionsleitung in Berlin aufnahm. Was er bei die-

sem Besuch eigentlich sehen wollte, wurde seinen deutschen Gastgebern sehr bald klar. Die erste Frage, die er nach der Begrüßung im Elisabeth-Krankenhaus stellte, war: „Wo genau hat ‚Vater Gossner‘ gelebt, gearbeitet und für die Missionsarbeit in Indien gebetet?“ Man zeigte ihm einen Haufen von Steinen und Ziegeln, zu dem man nur über eine noch stehengebliebene Mauer hingelangen konnte. Kurz entschlossen stieg der Präsident zusammen mit einem der alten Gossner-Missionare über die Mauer; und als nach einer längeren Weile jemand aus der Begleitung einen Blick über die Mauer zu werfen wagte, sah er die beiden Gestalten der Länge nach über dem Schutthaufen ausgestreckt liegen und hörte, wie sie beide abwechselnd und dann gemeinsam beteten. Der nächste Besuch galt dem Grabe Gossners auf dem Friedhof der Bethlehems-Gemeinde, der er jahrzehntelang als Pfarrer gedient hatte. Auch hier waren die Spuren der Verwüstung zu sehen, die die letzten schweren Kämpfe um Berlin verursacht hatten. Aber Gossners Grab selbst war verschont geblieben. Was sich nun an jenem Tage an diesem Grab ereignete, kann nur als ein Dankgottesdienst beschrieben werden, den ein einzelner, nämlich der indische Kirchenpräsident im Alleingang, nach einem vorgefaßten Plan vollzog: Lieder, Schriftlesungen, Gebete und wieder Schriftverlesungen, Gebete und Lieder in den vier Sprachen, die in der Gossner-Kirche in Indien gesprochen werden — in Uraon, Mundari, Hindi und Bengali. Mit einem

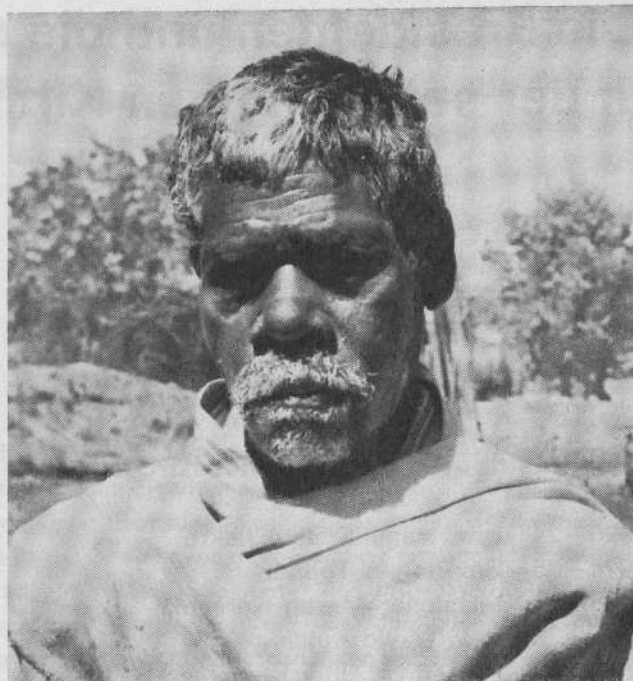
Male ging allen Anwesenden der Sinn dieser Gedächtnisfeier auf: Hier stand ein Mann stellvertretend für ein ganzes Volk da, für die Adivasi (Ureinwohner Indiens) und auch für die andersrassigen Inder in der Landschaft Chota Nagpur im Staat Bihar, und dankte Gott für das Evangelium, das dieses Volk durch Gottes erwähltes Werkzeug, Johannes Gossner, empfangen hatte.

Beim Verlassen des Friedhofes machte der Präsident eine Bemerkung, die für beides aufschlußreich ist: für das tiefe Gefühl der Dankbarkeit, das die junge indische Kirche dem Gründer der Gossner-Mission entgegenbringt, und die Tatsache, wie sehr sie in der Sprache und in den Bildern der Bibel denkt. „Jetzt erst verstehe ich“, so lautete die Bemerkung, „was die Bibel von dem Erzvater Abraham sagt, daß er nämlich das ganze Gottesvolk, das zukünftige Israel, in seinen Lenden getragen habe.“ Und dann fuhr er fort: „So ist auch die autonome Gossner-Kirche bereits keimhaft in der Person ‚Vater‘ Gossners vorgestaltet dagewesen.“

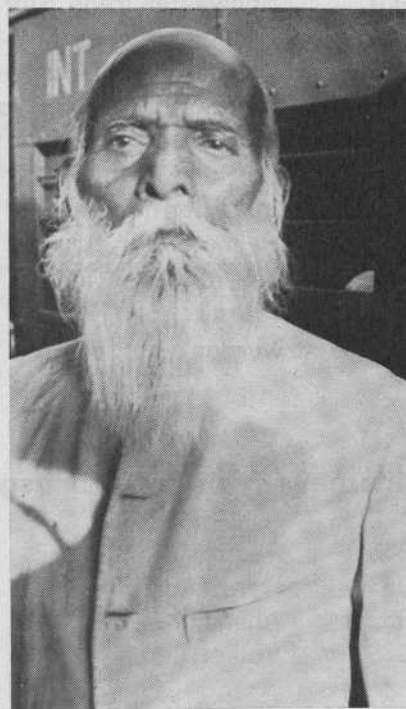
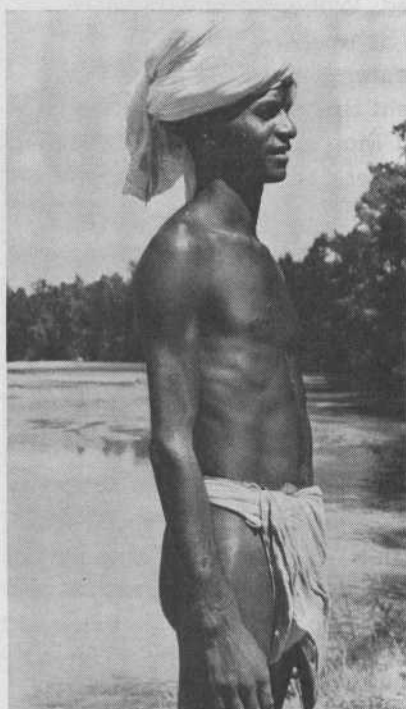
Dieser „genealogische“, d. h. leibhaftig-persönliche Zusammenhang zwischen dem Gründer der Gossner-Mission und der Gossner-Kirche in Indien, dessen sich die meisten indischen Christen sicher nicht bewußt sind, hat denn wohl auch dazu geführt, daß der Name Gossners in die offizielle Bezeichnung der selbständigen Gossner-Kirche aufgenommen wurde: „The Gossner Evangelical Lutheran Church in Chota Nagpur and Assam“ (Kirchenverfassung vom November 1919).

Hören wir auf Missionare zu sein,

so hören wir auch auf, Christen zu sein. J. E. GOSSNER



Gesichter und Gestalten in Chotanagpur



Die Präsidenten und die deutschen Mitarbeiter in der selbständigen Kirche

Die Präsidenten der Gossner-Kirche

1920—24	Rev. Hanukh Dato Lakra	1942—55	Rev. Joel Lakra
1924—35	Rev. Johan Topno	1955—60	Rev. J. J. P. Tiga
1935	Missionar Martin Kerschis	1960—63	Rev. Joel Lakra
1935—38	Rev. David Kujur	1963—66	Rev. Dr. phil. Mars. Bage
1938—42	Präses Lic. Joh. Stosch	1966—69	Rev. C. B. Aind

Von der Gossner-Mission entsandte Missionare

1925	August John	1951	Lic. Günter Schultz
1926	Wilhelm Diller	1953	Schwester Ilse Martin
1927	Martin Prehn	1956	Dr. med. Arndt Bischoff
1927	Schwester Frieda Heintze	1958	Hermann Kloss
1928	Felix Schulze	1960	Dr. med. Otto Gründler
1928	Schwester Anni Diller	1960	Schwester Maria Schatz
1928	Magnus Schiebe	1960	Schwester Ursula v. Lingen
1930	Schwester Auguste Fritz	1960	Schwester Marlies Gründler
1930	Wilhelm Radsick	1960	Werner Thiel
1931	Martin Kerschis	1960	Dr. agr. Heinz Junghans
1931	Schwester Irene Storim	1962	Dr. med. Wilhelm Rohwedder
1931	Johannes Schernat	1963	Klaus Schwerk
1933	Wilhelm Kumbartzki	1964	Schwester Marianne Koch
1936	Schwester Hedwig Schmidt	1964	Albrecht Bruns
1936	Schwester Dorothea Radsick	1965	Robert Montag
1936	Dr. theol. Otto Wolff	1966	Schwester Monika Schutzka
1936	Johannes Klimkeit	1966	Dr. theol. Thomas Dell
1938	Helmuth Borutta	1968	Helmut Hertel
1938	Lic. Johannes Stosch		

Insgesamt wurden von 1844 bis 1968 177 Missionare entsandt

Mitarbeiter von der Arbeitsgemeinschaft „Dienste in Übersee“

1963	Peter Mittenhuber	1963	Wolf-Dietrich Tomforde
1963	Horst Adomeit	1963	Paul Rech
1963	Ansgar Kelber	1963	Bernhard Ruprecht
1963	Volker Götz	1966	Dieter Dammer

Unabhängigkeitserklärung der Evang.-luth. Gossner-Kirche 1919

Da uns die Untersuchungskommission mitgeteilt hat, daß der Vizekönig in keinem Fall die Übertragung des Eigentums der Gossner-Evang.-luth.-Mission in der Provinz Bihar und Orissa auf eine Mission genehmigen würde, die zum großen Teil aus Nicht-Briten besteht, oder von einer Körperschaft unterhalten wird, der solche angehören, wir aber unter den britischen keine lutherische Mission finden können, so erklären wir, die Mitglieder des Zentralkomitees und die Vertreter der gesamten lutherischen Kirche in Chotanagpur und Assam, uns bereit, zur Erhaltung des kostbaren, von unseren Vorvätern und uns angenommenen lutherischen Glaubens, und als Lösung der schwierigsten Frage, der man in der Geschichte des Luthertums in Chotanagpur über sein zukünftiges Geschick je gegenüberstand, in der Verwaltung unserer kirchlichen Angelegenheiten die sehr schwere Verantwortung der

Selbständigkeit

auf uns zu nehmen. Wir sind der größten Zuversicht und Hoffnung auf die väterliche Fürsorge unserer gnädigen Regierung, welche — wie wir glauben — freundlich unsere Schularbeit finanzieren wird, bis wir eines Tages völlig in der Lage sind, auch diese große Verantwortung selbst zu übernehmen, und setzen voraus,

- a) daß der zu ernennende Treuhänderrat das ganze Missionsvermögen zum alleinigen Nutzen der lutherischen Gemeinschaft von Chotanagpur und Assam verwalten wird,
- b) daß der Nationale Missionsrat einen lutherischen Schulbeirat von Chotanagpur einsetzen wird, der der Regierung für diese Institutionen verantwortlich ist,
- c) daß der Exekutivausschuß des Zentralkomitees die Aufsicht über die Schulen mit Hilfe, Rat und Leitung des Beirats ausübt,
- d) daß der Beirat sein Bestes tun wird, im Notfall das erforderliche Geld zu sammeln, um diese Institutionen zu unterhalten.

Ranchi, den 10. Juli 1919

Mitglieder des Zentralkomitees
gez. H. D. Lakra (Präsident)
und 5 Namen

Abgeordnete der Gemeinden
79 Namen



Der erste Präsident
der Gossner-Kirche H. D. Lakra

Aufgaben der Gossner-Kirche

Rev. C. B. Aind
Präsident der Gossner-Kirche / Ranchi



Die Gossner-Kirche im Bergland von Chotanagpur und in Assam ist eine Frucht des Dienstes der Gossner-Mission in Berlin. Diese Kirche von ca. 275 000 Gliedern, deren Ursprung der 9. Juni 1850 ist, als die ersten 4 Familien die Heilige Taufe empfangen, ist nun 119 Jahre alt. Wie die Geschichte nirgends in der Welt still steht, vielmehr die Zeit Veränderungen mit sich bringt, so ist es auch bei der Gossner-Kirche.

Die zweite Phase ihrer Geschichte ist in ihrem Beginn bestimmt durch das Datum des 10. Juli 1919. Siebzig Vertreter der jungen Kirche von damals etwa 100 000 ev. luth. Christen — veranlaßt durch die Repatriierung der Missionare aus Deutschland in Verfolg des Ausbruchs des ersten Weltkrieges — erklärten die Autonomie ihrer Kirche. Dank sei Gott für jene Führerpersönlichkeiten, für ihren lebendigen und festen Glauben, daß sie diese mutige Entscheidung fällten! Seitdem ist der 10. Juli jedes Jahr ein Tag von großer Bedeutung im Leben der selbständigen Gossner-Kirche. In allen Gemeinden erinnert man sich dankbar jenes Ereignisses.

Nun sind seitdem 5 Jahrzehnte vergangen, und das Jahr 1969 hat deshalb seine besondere Bedeutung.

Im Einvernehmen mit der Gossner-Mission und dem lutherischen Weltbund geht die Gossner-Kirche, durch die Einschränkung der finanziellen Unterstützung von beiden Seiten, ihrer vollen Unabhängigkeit entgegen. Gepriesen sei unser Herr, der durch seine Gnade, Führung und Segnungen in diesen 50 Jahren unsere Kirche bewahrt hat. Wenn mit diesem Jahr 1969 ein neues Blatt ihrer Geschichte aufgeschlagen wird, so ist es unumgänglich, ihren zukünftigen Aufgaben ins Auge zu sehen. Sie hat

eine zweifache Verantwortung, nach innen und nach außen.

Was das innerkirchliche Leben und die notwendige Arbeit betrifft, so sind kurz- und langfristige Planungen nötig; und zwar im Blick auf christliche Haushalterschaft, die Hebung der wirtschaftlichen Grundlagen, die Heranbildung von Pfarrerschaft und Laien, sowie endlich im ökumenischen Bereich.

Christliche Haushalterschaft

Hier handelt es sich um ein weltweites Programm in unserer modernen Zeit, das viele Kirchen durchzuführen bemüht sind. Geistliches Wachstum der Gemeindeglieder und Weckung ihrer Verantwortung für die Kirche greifen hier ineinander. Durch systematisches Bibelstudium soll die persönliche und gemeinsame Bereitschaft zur Hingabe von Zeit und Kraft lebendig werden — unabhängig vom Beruf des Einzelnen — damit die Kirche wächst und ihre Aufgaben erfüllt. Eine geeignete Persönlichkeit muß für dieses Programm gewonnen werden, die nach voller Vertrautheit mit den einzelnen Schritten in seiner Durchführung, fähige Helfer in allen Gemeinden dafür gewinnt. Für eine kurze Anfangsperiode mag Hilfe von auswärts erbeten werden, wenn das die Aufnahme der Arbeit erleichtert.

Gesunde wirtschaftliche Grundlagen

Sie hängen engstens zusammen mit dem Lebensstandard der Kirchenglieder. Von ihnen sind etwa 95% Bauern, die heute noch sehr ärmlich leben. Es bestehen Pläne der Regierung, ihre Lage zu verbessern, indem eine Reihe landwirtschaftlicher Entwicklungsvorhaben gefördert werden. Infolge ihrer Unkenntnis verhalten sich die Bauern solchen Plänen gegenüber sehr zögernd. Hier hat die Kirche eine

schöne Gelegenheit ihres Dienstes, indem sie sich positiv stellt zu all solchen Bemühungen und besonders ihre Glieder darin bestärkt.

Sie sollte in ihrem Wirkungsbereich landwirtschaftliche Erziehung üben, damit allmählich jede Gemeinde ausgebildete Kräfte bekommt, die herumgehen und praktische Wege für die Anwendung neuer landwirtschaftlicher Methoden zeigen. Verbesserte Ernten bringen höheren Lebensstandard; das gibt wieder die Möglichkeit, die eigene Kirche mehr zu unterstützen. Die Lehrfarm in Khuntitoli ist solch eine Einrichtung, deren Auswirkung noch breiter werden muß.

Ein weiterer Schritt ist die Errichtung einer Genossenschafts-Bank. Im Augenblick benutzt die römisch-katholische Kirche diesen Weg wirtschaftlicher Festigung, und es wird dadurch ihren Gliedern außerordentlich bedeutsame Hilfe zuteil.

Auch unsere Kirche hatte vor Jahrzehnten einmal eine solche Bank, die aber leider wegen ihrer unzulänglichen Leitung liquidiert werden mußte. Für verschiedene Entwicklungsprogramme könnte jedenfalls eine solche Genossenschaftsbank große Dienste leisten.

Und nicht zuletzt sollte die Kirche aus ihrem Grundbesitz größeren Nutzen ziehen. Eine ganze Reihe von Freunden und Beratern der Gossner-Kirche haben bereits auf diese Möglichkeiten mit präzisen Vorschlägen hingewiesen: Teile der Ländereien sollten langfristig verpachtet werden, der Erlös wäre zinsbringend anzulegen oder so zu investieren, daß wichtige Aufgaben der Kirche in Angriff genommen werden können. Verhandlungen in dieser Richtung sind neuerdings eingeleitet, die so rasch als möglich zu einem guten Ergebnis geführt werden sollten.

Führungskräfte

Wir haben in unserer Kirche Mangel an Ärzten und Schwestern, finanzkundigen Verwaltern und fähigen Betriebsleitern, auch Schulleitern. Dieser Mangel ist ein großes Hindernis und bedrückt uns. Für Dienste in und außerhalb der Kirche sollten wir mehr tüchtige und verantwortungsfreudige Menschen haben, und es ist notwendig, für die verschiedenen Arbeitsbereiche junge Leute zu schulen und vorzubereiten.

Auch unter der Pfarrerschaft brauchen wir Persönlichkeiten mit Führungsqualitäten. Für die theologischen Ausbildungsstätten haben wir sie augenblicklich, aber auch in der Gemeindearbeit sind sie dringend nötig und noch nicht ausreichend vorhanden. In jedem Kirchenbezirk sollten geistlich befähigte und administrativ verlässliche Männer an der Spitze stehen! Die Ausbildungsstätten müssen Mittel und Möglichkeiten entsprechender Zusrüstung finden.

Um diese Aufgaben erfüllen zu können, wird die Kirche danach trachten müssen, eine oder zwei höhere Privatschulen zu errichten, auf denen nach sorgfältiger Auswahl begabte Schüler ihre Ausbildung empfangen. In unserer säkularen Zeit mit ihrer Tendenz, auch in Indien das Erziehungswesen völlig zu verstaatlichen, sind solche Privatschulen unabweisbares Erfordernis, um den Lernenden eine innere Führung zu geben.

Ökumene

Alle Kirchen in der Welt werden heute zur Einheit und Gemeinsamkeit ihres Dienstes gerufen. Hier in Indien noch besonders, weil trotz des säkularen Charakters unseres Staates Feindschaft gegen das Christentum wie auch dessen Zersplitterung an Boden gewinnen. Deshalb kann nicht jede kleine Kirche für sich allein stehen. Von daher ist die Entstehung der „Kirche von Südindien“ zu verstehen, und eine Reihe lutherischer Kirchen sind im Begriff, sich ihr anzuschließen. In Nordindien werden wir ab 1970 „die Kirche von Nordindien“ haben; die Gossner-Kirche darf sich nicht abseits halten, sondern muß dieser Tatsache mit konstruktiven Gedanken begegnen und Verhandlungen beginnen.

Aufgaben

Die Kirche steht unter dem Befehl der Sendung ihres Herrn. Von daher ist sie vor allem zur Missionsarbeit gerufen. Um dieser Verantwortung zu genügen, hat die Gossner-Kirche drei Aufgaben zu erfüllen: In ihrem Bereich das Evangelium zu verbreiten; an gemeinsamen Vorhaben der Mission teilzunehmen; Literaturarbeit zu tun.

● Die Gossner-Kirche ist bestimmt durch ihre Verwurzelung in den Stämmen der Adivasi. Noch leben Tausende von ihnen in Dunkelheit. Unter ihnen wirksam zu arbeiten, ist deshalb die wichtigste evangelistische Aufgabe. Hierfür müssen alle nur möglichen Wege und Mittel gesucht und gefunden werden.

Die Gossner-Kirche hat bisher nicht unter den höheren Kasten der Hindus, und auch nicht unter den Mohammedanern gearbeitet. Evangelisten und Pastoren sollten auch für diese Aufgabe vorbereitet und ausgebildet werden.

● Gemeinsam mit verschiedenen Kirchen Missionsprogramme zu beginnen, das ist heute eine klar erkannte Notwendigkeit. Finanzielle

und personelle Fragen können auf diese Weise leichter gelöst werden, wenn solche Aufgaben — in der Nähe oder Ferne — gemeinsam in Angriff genommen werden. Solche Möglichkeiten bestehen im Verband des „Bundes lutherischer Kirchen in Indien“ oder dem „Nationalen Christenrat in Indien“. Oder auch: Die Gossner-Mission in Berlin plant, in Nepal tätig zu werden. Die Gossner-Kirche sollte mit Freude und Eifer bereit sein, in dieser gottgewollten Aufgabe mit der Gossner-Mission zusammenzuarbeiten.

● In unserer von der Wissenschaft bestimmten Welt hat die Literatur einen bedeutsamen Auftrag in der missionarischen Arbeit. Das Interesse dafür muß unter Laien und Theologen unserer Kirche, die dafür begabt sind, noch viel stärker geweckt werden. Mittel und Wege sind zu finden, geeignetes Schrifttum zu schaffen, das Christus verkündigt. Die Heilige Schrift und Erklärungen der Bibel müssen dargeboten werden. Auch dafür sind verantwortliche Männer nötig.

Aufgaben die Fülle liegen vor uns; Gott helfe der Gossner-Kirche, sie zu erkennen und gehorsam an ihnen zu arbeiten!

Die Glocke ruft



Verantwortliche Kirche im Werden

M. A. Z. Rolston

Exekutivsekretär des Nationalen Christenrates

Die Geschichte der Evang.-luth. Gossner-Kirche beweist, daß das Ende einer Mission möglicherweise ein Glück im Unglück sein kann, dann nämlich, wenn aus einer solchen Missionierung eine Kirche hervorgeht, die sich selbst versorgt, unabhängig ist und Mission treibt. Tatsächlich kann der Erfolg einer Missionsgesellschaft daran gemessen werden, in welcher Weise die einheimische Kirche ihre Selbständigkeit als Ausdruck ihrer Verantwortung ausübt, die die ursprüngliche Missionsarbeit umwandelt in eine Art von zwischenkirchlicher Hilfe. Während die letzten Missionare der Gossner-Mission ihre Aufgabe zu Ende gehen sehen, bereitet sich die Gossner-Kirche in Indien darauf vor, als reif gewordener Nachfolger die bleibende, volle und endgültige Verantwortung von den Vorgängern zu übernehmen und somit ein neues Blatt in der ereignisreichen Geschichte der Kirche in Indien aufzuschlagen.

Glaubensgemeinschaft entsteht

Die ersten Missionare, von Vater J. E. Gossner entsandt, begannen um das Jahr 1840 eine Arbeit im Gangestal. Vier oder fünf Jahre später gründeten sie ein neues Missionsfeld in der Gegend von Ranchi/Bihar. Die Pionier-Missionare hatten keinen schnellen Erfolg, und Jahre der Enttäuschungen mußten ertragen werden, bevor die ersten wenigen aus den Adivasi-Stämmen, unter denen sie hauptsächlich arbeiteten, auf die Evangeliumsverkündigung reagierten. Damit wir es verstehen, hat das Evangelium seine Eigenart verhüllt durch Prüfungen, durch Geduld und schließlich durch Sieg. Denn nicht das blinde Glück der Missionare, sondern das Evangelium selbst hat die zunächst unüberwindlich scheinende Mauer der animistischen Stammesreligion durchbrochen.

Eine wahre und lebendige Kirche entsteht aus dem Evangelium allein, weil nur das Evangelium den Menschen offenbart, daß Christus sie aus mannigfachen Fesseln erlöst und in ihm sowohl der Einzelne als auch die Vielen ihre wahre Freiheit finden. Diese neue Freiheit in Christus haben die ersten, die bekehrt wurden, erfahren und sie dahin geführt, daß sie sich einer neuen Gemeinschaft verpflichteten, — der Gemeinschaft derer, die Christus als ihren Herrn angenommen haben. Diese Freiheit und die konsequente Gemeinschaft waren die ersten Bestandteile in der Entwicklung einer unabhängigen Gossner-Kirche.

Zeugnis auch durch Leiden

Es muß gesagt werden, daß diese neue Gemeinschaft nicht deswegen begehrt wurde, um unter sich zu bleiben, sondern das Hauptanliegen war der Zwang, die Liebe und die erlösende Macht Jesu Christi zu bezeugen. Dieser Zwang erwies sich in dem neuen Leben unter den Uraons und Mundas, die dem Ruf des Evangeliums gefolgt waren, als sehr stark, und das Wachstum der jungen Kirche war eine Folge.

Die Kirche hatte ihre Wurzeln im Evangelium, und das Evangelium ist zweifellos eine lebensschaffende Kraft. Dies ist ausreichend bestätigt worden von den Mitgliedern der neuen Kirche nicht nur durch den Drang zur Verkündigung, sondern auch durch ihre Bereitschaft, für ihren Glauben Opfer zu bringen. Die Geschichte der Gossner-Kirche in Indien zeigt, daß sie sogar dann gewachsen ist, als die der schützenden Führerschaft der Missionare beraubt war, und auch als Feindschaft und Verfolgung sich einstellte. Ohne Übertreibung muß festgestellt werden, daß die Kirche

die Zeiten der Prüfung bestanden hat, besonders während der Tage des Aufstands zur Erlangung der Unabhängigkeit Indiens. Sie widerstand der Verfolgung, und durch den Glaubensgehorsam im Leiden fand sie neue Gewißheit in der Gnade Jesu Christi. Diese Männer und Frauen, obwohl zumeist einfach und ohne Bildung, haben zweifellos ein neues Leben in Jesus Christus gefunden.

Kenner der Geschichte der Gossner-Kirche sind erstaunt, wie lebendig und kräftig sich der Glaube dieser kleinen Schar erwies, als er auf eine harte Probe gestellt wurde. Mißhandlung, Folter und Verfolgung bestärkten sie umso mehr in ihrem Glauben, und nicht einer verleugnete Christus und fiel ab. Solches kann nur der Macht des Evangeliums von Jesus Christus zugeschrieben werden, denn die Ausdauer im und die Bereitschaft zum Leiden lag nicht in irgendeinem Fanatismus, sondern in der Hingabe an den Herrn selbst begründet. Diese Tatsache hat sehr zur Festigung und Auferbauung der jungen Kirche beigetragen, so daß sie stark genug wurde, andere schwere Prüfungen zu überstehen.

Innere Auseinandersetzungen

Die Kirche ist eine Einheit, aber eine geistliche und soziale Gemeinschaft zugleich. Sie ist eine Gemeinschaft der Erlösten und der zu Erlösenden. Sie ist eine dreidimensionale Gemeinschaft: Ihre Höhe ist Erkenntnis und Hingabe an den Herrn; ihre Tiefe ist der Geist der Gemeinschaft untereinander; ihre Breite ist die Beziehung zur Welt. Um eine Grundlage für die Ordnung der inneren Angelegenheiten und für die Beziehungen zur Umwelt zu gewinnen, braucht die Kirche eine Gliederung in strenger Disziplin.

Zwischen diesen Dimensionen ist eine schöpferische Spannung nötig. Aber oft entstehen Spannungen anderer Art, die nicht schöpferisch sind und die das Leben der Kirche ernstlich gefährden. Der Gossner-Kirche sind die schmerzlichen Ergebnisse solcher unfruchtbaren Spannungen nicht erspart geblieben.

Nach dem Unabhängigkeits-Aufstand von 1857 folgte unmittelbar eine schwierige Periode für die Gossner-Kirche. Eine neue Arbeitsordnung verursachte innere Spannungen und Auseinandersetzungen. Seit dem Beginn der anglikanischen und römisch-katholischen Missionsarbeit in Chotanagpur passierte es, daß einige dissentierende Kräfte, Inder und Missionare, neue Bindungen anknüpften. Es trat eine ansehnliche Gruppe von Gossner-Christen in die anglikanische und katholische Kirche über.

Diese Tatsachen, besonders der Verlust einer großen Anzahl von Gemeindegliedern, waren zweifellos ein schwerer Schlag, aber die Kirche erholte sich bald von diesem Schock. Neue und energische Anstrengungen der indischen und ausländischen Kräfte verbesserten den inneren Zustand der Kirche und belebten die missionarischen Unternehmungen. Weiteres Wachstum mit einer lebendigen Aktivität waren das Resultat.

Eingedenk der Tatsache, daß wirkliches Wachstum der Kirche abhän-

gig ist von einer ausgebildeten einheimischen Führerschaft, der das Evangelium zu einer eigenen Sache wird, haben Mission und Kirche wirksam Vorstöße gemacht, um Inder für eine Verantwortung in der Kirche auszubilden. Während der Zeit von 1870 – 1913 wurden die erzieherischen und medizinischen Dienste verstärkt, und dies mit Hilfe von ausgebildeten Indern, die sich daran beteiligten. Dadurch ist die Kirche stärker geworden, und rückblickend kann gesagt werden, daß die Spannungen, Spaltungen und Prüfungen indirekt dazu beigetragen haben, daß die Kirche vorgekommen ist.

Aufregende Vitalität

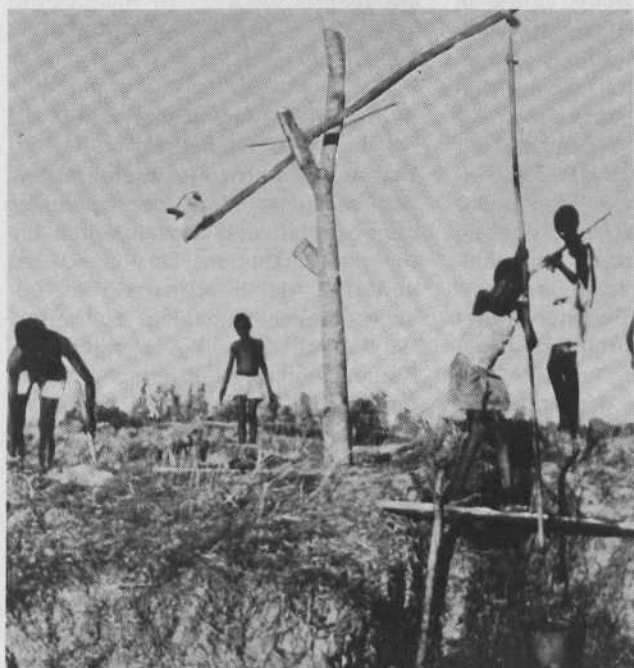
Die Zeit der beiden Weltkriege brachte der Kirche viel Elend. Die hilfreichen Arme der Missionsgesellschaft mußten unter dem Druck der britischen Regierung, die damals Indien beherrschte, untätig bleiben. Die Ordnungen der Kirche gerieten durcheinander und ebenso die Finanzverhältnisse. Der Nationale Christenrat empfahl eine Vereinigung mit den Anglikanern und bot finanzielle Hilfe an. Aber diese einfachen und zielstrebigsten Christen hatten gesehen, wie unzuverlässig fremde Hilfe sein kann, und zogen deshalb die Unabhängigkeit vor. Man meisterte die Situation durch eine starke zentrale Verwaltung und begann eine Werbekampagne zugunsten einer Eigen-

finanzierung. Opfer und Beiträge in Geld- und Sachspenden — zumeist diese — bildeten die wirtschaftliche Grundlage der Kirche. Die indischen Pastoren und Katechisten mußten tief graben, um die geistlichen Quellen freizulegen, damit aus der Gossner-Kirche eine christliche Bruderschaft entstand. Klar und wirksam haben diese Christen bewiesen, daß da, wo ein Wille ist, kein Opfer zu viel bedeutet, um eine unabhängige Kirche aufzurichten. Seitdem sie die Liebe Christi kennengelernt und seine Freiheit erfahren haben, waren sie bereit, jedwede Freiheit für das Wachsen einer verantwortlichen Kirche in Anspruch zu nehmen. So haben sie täglich — trotz aller Schwäche und angesichts zahlreicher Unzulänglichkeiten — die Früchte ihrer Selbstverleugnung, ihrer Opfer, ihrer Gemeinschaft und ihrer Anbetung Jesus vor die Füße gelegt. Es waren für sie schwache Zeichen der Dankbarkeit für seine Liebe und Gnade, wovon ihr Leben trotz der wirtschaftlichen Unterentwicklung reich geworden war.

Noch weit zu gehen

Wenn auch die Gossner-Kirche die erste mutige Kirche gewesen ist, die sich von ausländischer Bevormundung befreite, so ist sie noch weit zurück hinter anderen weniger mutigen Kirchen in der Aufgabe, Zeugnis und Dienst hinauszutragen. Wo Christus an der Arbeit ist, muß

WASSER FÜR DAS DURSTENDE LAND SO? ODER SO?



es auch seine Kirche sein. Er ist nicht nur an der Arbeit, wo gepredigt wird und die Sakramente verwaltet werden. Er ist erstaunlich spürbar in den Bewegungen, die ungeheure Veränderungen in der menschlichen Gesellschaft ankündigen. Diese Bewegungen, nämlich auf technischem, politischem, sozialem und wirtschaftlichem Gebiet, sind auch das Arbeitsfeld der Kirche. Hauptsächlich hier setzt Gott seinen souveränen Willen durch, daß alle Menschen Heil und volles Genüge finden; denn um dieses anzubieten ist Christus gekommen. Wir leben in einem Zeitalter, das sich gänzlich unterscheidet von dem, in welchem die Missionare von Gossner anfangs das Evangelium verkündigten. Politisch leben wir in einer neuen Ära, in der Inder von verschiedenem Herkommen zu sich selbst finden. Unser Nationalismus ist heutzutage äußerst selbstbewußt. Die alten Religionen des

Hinduismus und Buddhismus regenerieren sich. Der moderne Hinduismus vor allem erscheint gegen christlichen Dienst und christliches Zeugnis aggressiv. Die Technik setzt neue Maßstäbe im wirtschaftlichen Wiederaufbau, und Millionen geraten unter den Einfluß der Industrialisierung wie etwa die Bevölkerung von Ranchi. Wir werden wohl nicht die Rassenrevolution nach amerikanischem Beispiel erleben, aber sicher in einer anderen und vielleicht mehr untergründigen Art. In dieser Situation hat die Gossner-Kirche — nicht für sich allein, sondern zusammen mit anderen Kirchen — die Frage zu stellen: Was ist die Aufgabe des einzelnen Christen und jeder Kirche in dieser Zeit der revolutionären Veränderungen? Sie hat sich außerdem zu fragen, ob das Amt in der Kirche — das der Laien und der Ordinierten — für die Herausforderung dieser Zeit ausreicht.

Schließlich: Da die Gossner-Kirche sich erholt hat, sollte sie erwarten, daß noch mehr geschehen wird, und daß infolgedessen etwas Außergewöhnliches durch sie geschehen kann in der Welt, in der sie lebt. Ein neuer Ruf zur Mission der Kirche und neue Verantwortung wird an diese Kirche herangetragen werden. Der Prozeß ihrer Entwicklung zu einer verantwortlichen Kirche darf nicht unterbrochen werden. Die Gossner-Kirche ist eine missionarische Kirche. Die Mission der Kirche ist von Gott abhängig. Die Kirche ist sein Eigentum. Die Gossner-Kirche soll weiterhin abhängig bleiben von IHM, damit eine neue Schau und eine neue Verantwortung entsteht. Sie soll weiterhin beten, daß Christus in seiner Liebe führen möge aus der Dunkelheit in das Licht, vom Alten zum Neuen — immer deutlicher.

„Ich will dich segnen,
und du sollst ein Segen sein.“

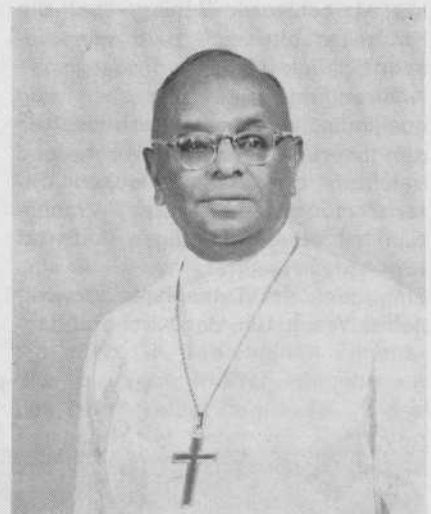
Eine autonome Kirche

Bischof a. D. R. B. Manikam
Generalsekretär des Bundes Lutherischer Kirchen in Indien - Tiruchirapalli

Es ist wirklich eine große Freude und ein Vorrecht für mich, diesen Artikel für die Jubiläumsausgabe der Zeitschrift der Gossner-Mission zu schreiben. Ich bin viele Jahre mit der Gossner-Kirche eng verbunden gewesen. Als ich Generalsekretär des National Christian Council war und der zweite Weltkrieg ausbrach, half mir Gott in der der Aufgabe, zur Bewahrung der Gossner-Kirche beizutragen. Ich wurde Mitglied des Gremiums, das für die Erhaltung des Grundvermögens Sorge zu tragen hatte. Später wurde ich Vorsitzender der ökumenischen Kommission, die vom Lutherischen Weltbund für die Kirche gebildet worden war, und beteiligte mich am Entwurf zur gegenwärtigen Verfassung der Kirche. Heute noch bin ich der Vorsitzende des Verfassungsgerichts. Als Präsident des Bundes Lutherischer Kirchen in Indien habe ich also ein sehr aktives Interesse an der Entwicklung dieser Kirche; ich liebe sie von Herzen. Im Jahre 1845 kamen vier Pioniere

der Gossner-Missionsgesellschaft nach Ranchi, um unter den Ureinwohnern (Adivasis) dieses Gebiets ihre Arbeit zu beginnen. 1850 wurden die ersten vier Familien getauft, und ein Gotteshaus wurde in erstaunlicher Größe gebaut. Welchen seltenen Glauben und welche Hoffnung hatten doch diese Missionare! Die Christuskirche ist noch heute die große Zentrale der Gossner-Kirche. Trotz der Repatriierung der deutschen Missionare und dem verführerischen Angebot, sich der benachbarten Anglikanischen Kirche anzuschließen, entschieden sich die Gossner-Lutheraner, ihre eigene Kirche zu organisieren. So wurde im Juli 1919 die autonome Kirche gegründet. Ihr goldenes Jubiläum wird in diesem Jahr gefeiert.

Nach der Statistik von 1967 hatte die Kirche eine Mitgliedschaft von 273 000 getauften Gliedern, von denen etwa 160 000 abendmahlsberechtigt sind. Sie ist jetzt die zweitgrößte lutherische Kirche Indiens. Wie dankbar muß man Gott sein für



ihr rasches Anwachsen und die Frucht ihres Dienstes!

Es muß ehrlich zugegeben werden, daß es in ihr Jahre der Spannung gegeben hat und Streitigkeiten unter den Stämmen. Der Bund hat versucht, der Kirche bei der Lösung dieser Probleme zu helfen. Schließlich hat die ökumenische Kommission des Lutherischen Weltbundes der Kirche eine Verfassung gegeben, nach welcher die Kirche in 4 Anchals (Diözesen) mit einem Präsidenten für die ganze Kirche, der Pramukh Adhyaksh genannt wird, eingeteilt wird. Jeder Anchal hat seine eigene Verwaltungsautonomie. Um die Artikel der Verfassung auszulegen und als legales Tribunal zu dienen, ist ein

Gerichtshof eingerichtet worden. Nach den Erfahrungen dieser Jahre seit 1960 sind gewisse Änderungen notwendig geworden.

In ihrer Verwaltung ist die Kirche wirklich autonom. Das heißt, daß die Kirche frei von Einflüssen von außerhalb ist und ihre Entscheidungen allein trifft. Dies kann nicht von allen lutherischen Kirchen in Indien gesagt werden. Die wenigen Personen aus dem Ausland, die noch dort sind, arbeiten innerhalb, mit und unter der Kirche (wahrhaft lutherisch!). Während bis zur Anchal-Ebene die Kirche sogar finanziell ganz autonom ist, ist die Zentrale von ausländischer Unterstützung abhängig für a) die Kirchenleitung, b) das theologische

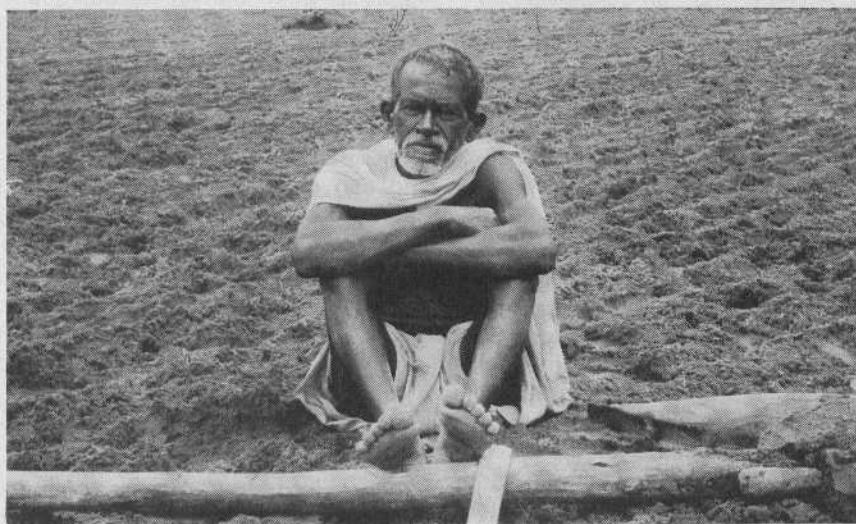
men Aufgabe der Kirche und der Mission zu machen. In dieser Hinsicht schlägt sie einen neuen Weg in Indien ein.

Ich habe freilich Zweifel, ob die Kirche in der Lage sein wird, ganz auf die ausländische Unterstützung zu verzichten und die erforderlichen 30 Prozent ihrer Finanzen örtlich zu erheben. Hierfür muß sie die Verantwortung ihrer Mitglieder für ihre Kirche stärken, so daß jeder sagen wird: „Meine Kirche, meine liebe alte Kirche, meines Vaters und meine eigene Kirche“! Nur dann werden sie geben, auch wenn es ihnen weh tut! Der Grundbesitz der Kirche sollte so verwandt werden, daß er einen sehr viel höheren Ertrag bringt als jetzt. Es soll-

Frage, ob diese genügen, um eine zukünftige Führungsschicht der Kirche zu schaffen, ist noch zu prüfen. Es scheint mir sogar noch wichtiger zu sein, Wohnheime für die Studenten in den College- und Universitätszentren vorzusehen mit hingebenden christlichen Leitern dieser Heime, die die Studenten beraten können. Es sind Schritte unternommen worden, das theologische College in Ranchi auch für ein Studium höherer Qualifikation einzurichten. Die Industrie kommt nach Bihar, und besonders nach Ranchi und in seine Umgebung. Die Industrie-Mission hat daher große Möglichkeiten. Der Lutherische Weltbund beabsichtigt, industrie-missionarische Werkstätten im Norden und Süden für diesen Zweck einzurichten. Die Kirche muß die Bemühung des Staates unterstützen, um den wirtschaftlichen Standard des Volkes zu heben, was sie mit ihren geringen finanziellen Mitteln allein nicht vermag.

Obwohl ich nicht vergesse, wie von Zeit zu Zeit ernsthafte persönliche und lokale Streitfragen die Energie der Gossner-Kirche in ihrer großen Aufgabe der Evangelisation gelähmt haben, bin ich voll Bewunderung für ihre Mitglieder und Führer. Die bemerkenswerte Treue ihrer Pastoren und Mitglieder zum lutherischen Glauben; der Sinn für evangelistische Verantwortung, welche die Kirche in all den Jahren gezeigt hat; das großzügige finanzielle Geben für die Kirche — von einer Handvoll Reis bei jeder gekochten Mahlzeit bis zu großen persönlichen Opfern; die Schlichtheit des Volkes, seine Gastfreundlichkeit und sein entschlossener Wille zur Selbstverantwortung — alle diese Eigenschaften stehen mir immer vor Augen, wenn ich an die Gossner-Kirche denke.

Ein Wort der Anerkennung sollte auch der Gossner-Mission gesagt werden für die glückliche Beziehung, die zwischen der Mission und der Kirche besteht; für ihre Maßnahme des jährlichen wechselseitigen Besuchsdienstes; für ihre Beharrlichkeit, die Kirche dazu anzuhalten, daß sie die volle finanzielle Verantwortung für ihre Tätigkeit übernimmt; und für ihre Bereitschaft, finanziell die Missionsarbeit der Kirche wirksam zu unterstützen. Möge das goldene Jubiläum ein Markstein im Leben und Wachsen der Gossner-Kirche sein!



Warten auf die Regenzeit

College, c) die Ausbildung der Pracharakas (Katechisten), d) die Bibelschule der Frauen und e) die Ausbildungsschule der Lehrerinnen. Von 1970 an soll die Unterstützung von der Gossner-Mission für diese Institutionen ganz aufhören. Die Unterstützung vom Lutherischen Weltbund — zirka Rupies 100 000,— — wird sich ebenfalls allmählich vermindern und 1972 ganz aufhören. Es muß daran erinnert werden, daß diese ausländische Unterstützung nur 30 Prozent ausmacht, und daß 70 Prozent der gesamten finanziellen Mittel der Kirche örtlich erhoben werden. In der Zukunft wird die Gossner-Mission der Kirche eine wesentliche Unterstützung von zirka 150 000,— Rupies jährlich für die Evangelisationsarbeit unter Nichtchristen gewähren, und die Gossner-Kirche hat sich damit einverstanden erklärt, diese Evangelisationsarbeit zu einer gemeinsa-

ten Läden in Geschäftszentren zur Vermietung gebaut werden. Lohnende Projekte sollten von der Kirche unternommen werden. Stiftungsfonds sollten für die Kirche als Ganze und für die Institutionen eingerichtet werden. Kirchenfonds sollten in lang- und kurzfristige Depositionen gestaffelt werden, damit sie gute Zinsen bringen. Ich habe manches getan, um der Ev.-luth. Tamilen-Kirche in dieser Hinsicht zu helfen, und ich stelle der Gossner-Kirche meinen Rat und meine Erfahrung zur Verfügung.

Die Gossner-Kirche unterhält zur Zeit 14 höhere Schulen, 41 Mittelschulen und 40 Grundschulen. Sie hat also genügend Institute, um die Jugend der Kirche für eine zukünftige Führung zu erziehen. Es ist die Frage erhoben worden, ob ein College für die akademischen Berufe begonnen werden sollte. In den Gebieten der Gossner-Kirche ist kein Mangel an Colleges, aber die

Die Verheißung des Evangeliums für uns Adivasi

Padma Shri Rev. Joel Lakra / Ranchi

Als die vier Pionier-Missionare Vater Gossners 1844 in Calcutta angekommen waren, befanden sie sich in tiefer Ungewißheit, wohin sie sich wenden sollten, um das Evangelium zu verkündigen; zumal sie erfuhren, daß bereits eine christliche Mission unter den Karams in Burma arbeitete, denen sie nach den ursprünglichen Plänen Gossners dienen sollten.

Als die vier Boten ziellos durch die Straßen Calcuttas wanderten, sahen sie einen auffälligen Menschentyp, einen Adivasi vom Hochland in Chotanagpur, der Straßenarbeit verrichtete. In ihm erkannten sie den „Mann aus Mazedonien“, der wohl schweigend, aber dennoch klar mit vernehmbarer Stimme die Bitte an sie richtete: „Kommt herüber nach Chotanagpur und helft uns“ (Apostelgeschichte 16, 9).

Die vier waren gewiß, daß Gott sie in das Bergland rief. Die Last der Ungewißheit fiel von ihnen ab; sie kehrten mit frohem Herzen zurück

in das Bibelhaus, wo sie Quartier genommen hatten, und erhielten wenig später dann auch von dem Regierungsbeauftragten in Chotanagpur die Aufforderung, nach Ranchi als dem Zentrum des Adivasi-Landes zu kommen.

Am 2. November 1845 trafen sie in Ranchi ein und begannen, das Wort Gottes allem Volk ohne Unterschied von Kaste, Rasse oder Religionszugehörigkeit zu predigen. Stets erinnerten sie sich an jene in den Straßen Calcuttas vernommene lautlose Stimme: „Kommt zu uns nach Chotanagpur und helft uns!“ Sie verstanden den Sinn der Stimme so: Wie jenem Ruf aus Mazedonien an Paulus Gottes Wille zugrunde lag, Europas Völkern zum Glauben an Jesus Christus als den Heiland zu helfen, wodurch jener Erdteil eine tiefgreifende Veränderung erfuhr und ein neues Europa zu entstehen begann mit einer Zivilisation, der Entwicklung von Kunst und Wissenschaft jenseits aller bisherigen Vorstellungen, — so würde das Evangelium das alte Chotanagpur verwandeln, den Prozeß des Lernens fördern, den Charakter der Menschen neu formen, eine Kultur erwachsen lassen durch die Errichtung von Schulen, Universitäten und Ausbildungsstätten aller Art bis hin zur Gründung großer industrieller Unternehmungen usw., usw. Die schlichten frommen vier Missionare konnten das Ausmaß dieser Entwicklung gewiß noch nicht voraussehen, welches das von ihnen gebrachte Evangelium in der Zukunft bringen werde; aber all das war keimhaft angelegt und lag im Schoß der Zukunft beschlossen, wie tief die Botschaft von Christus Chotanagpur befruchten und welche Schätze es für die Adivasi ans Licht bringen würde.

Die Bekehrung der ersten vier Uraon-Familien und kurz darauf der

ersten Munda zeigte an, wie der Wind wehte. Rasch bekehrten sich weitere Adivasi, vor allem Mundas und Uraons, dann auch Kharias. Gott hatte offenbar den Adivasi in Chotanagpur sein Reich geöffnet. Die Nicht-Adivasi lehnten so gut wie gänzlich das Evangelium ab. Noch mehr, sie erhoben sich in jenem großen Aufstand von 1857 auch gegen die Mission und ihre Boten, so daß diese ihr Arbeitsgebiet für kurze Zeit verlassen mußten. Die jungen Christen wurden verfolgt und mußten vielfach flüchten.

Aber als der Friede wieder einkehrte, kamen 1858 die Missionare zurück, und die Evangelisierung der Adivasi wurde mit erneuter Kraft aufgenommen. Zehn Jahre später kamen die Bemühungen der Anglikaner dazu; auch ihnen öffneten sich die Adivasi, so daß das Christentum als Ganzes sich unter ihnen verbreitete.

Die Missionare teilten völlig das Leben der Adivasi, sie machten deren Probleme, Leiden und Freuden zu den ihren. Ab 1885 begannen die Römischen Katholiken mit ihrer Mission. Wiederum das gleiche Bild: Auch sie fanden rasch Boden unter den Eingeborenen, wie die beiden Protestantischen Missionen vor ihnen, während sich die sonstigen Gruppen verschlossen. Die Christianisierung der Adivasi ist aber nicht eine menschliche Unternehmung der Missionare gewesen, sondern ein Handeln Gottes nach seinem ewigen Ziel, daß die Adivasi das Evangelium annähmen, die anderen aber es ablehnten, obwohl es auch ihnen in gleicher Weise angeboten wurde.

Heute ist die Botschaft von Jesus Christus jener ersten vier Missionare in den fünf großen indischen Staaten Bihar, Orissa, Westbengalen, Assam und Madhya Pradesh



zu Hause, und die Gossner-Kirche reicht bis tief in den Golf von Bengalen, ja bis zur Inselgruppe der Andamanen im Indischen Ozean. Sie zählt etwa 275 000 Glieder, von denen 95 % Adivasi sind. Auch die anderen beiden Missionen haben mehrere Hunderttausende an Gliedern; auch bei ihnen gehört der gleiche Prozentsatz zu den Ureinwohnern.

So hat der Methodisten-Bischof Dr. Pickett/Neu-Delhi, als er einige Monate in Ranchi und Govindpur weilte, um über die Massenbewegung der Stammesbevölkerung zum Christentum zu schreiben, anlässlich einer Predigt in der Christuskirche in Ranchi von der Aufgabe der Gossner-Kirche gesprochen, sich als Apostel für die Hindi sprechen-

de Welt zu wissen und Gott zu verherrlichen durch ihr Leben als Christen in Chotanagpur.

Und Missionar Dr. A. Nottrott beschrieb in einer Abschiedspredigt Kirche und Mission in Chotanagpur „als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viel reich machen; als die nichts innehaben, aber doch alles haben“ (2. Korinther 6, 10). Der ehrwürdige Dr. Nottrott hat so prophetisch vorausgesagt, wie das Evangelium unter den Christen in Chotanagpur wirken werde. Es erfüllt sich wortwörtlich Tag für Tag, indem die Freudenbotschaft von Christus sich ausbreitet und Siege erringt (Offenbarung 6, Vers 2).

Nochmals: Die Verheißung des Evangeliums für die Stämme der

Adivasi in Chotanagpur ist die Gnade Gottes in Jesus Christus, „daß sie in allen Stücken durch ihn reich gemacht werden an aller Lehre und in aller Erkenntnis; wie denn die Predigt von Christo in ihnen kräftig geworden ist, also daß sie keinen Mangel haben an irgend einer Gabe und nur warten auf die Offenbarung unseres Herrn Jesu Christi, welcher auch sie wird fest erhalten bis ans Ende, daß sie unsträflich sind auf den Tag unseres Herrn Jesu Christi. Denn Gott ist treu, durch welchen sie berufen sind zur Gemeinschaft seines Sohnes Jesu Christi, unseres Herrn“ (1. Korinther 1, 4–9). Damit ist ihnen zugleich als große Aufgabe die Sendung an die Hindi sprechende Welt gestellt.

Freier werden für die Mission

Dr. Paul Singh

Missionsdirektor der Gossner-Kirche / Ranchi



Je länger wir im Glauben leben und stärker wachsen, desto größer wird unsere Aufgabe für die Mission. Wir — Christen in Indien und in Deutschland — wie alle anderen Christen sind berufen zum Dienst am Nächsten in der Nähe und Ferne. Es gibt keinen größeren Dienst an ihm als die Gabe des Evangeliums. In der Aussage, ohne Mission kann es keine Kirche geben und ohne Mission kann keine Kirche leben, sind die beiden Teile nicht identisch, aber doch sind sie unbestreitbare Faktoren für das Dasein der Kirche. Es gibt freilich Christen, die behaupten wollen, sie könnten ohne die Mission Christen werden bzw. sein, es gäbe keine Zusammenhänge zwischen ihrem Christwerden bzw. Christsein und der Mission. So wollen sie ihre Verantwortung zur Mission verneinen oder einfach auf die Seite schieben. Aber wie könnte ich Christ werden ohne die Mission? Oder wie könnte ein Petrus oder ein Paulus Christ

werden ohne die Mission Christi? Oder wie hätten sie oder ihr Volk Christen werden können ohne die Mission? Es sind in Indien Millionen und Abermillionen — auch nach mehr als zweihundertjähriger Missionsarbeit —, die nicht haben Christen werden können, weil zu ihnen bis jetzt das Evangelium noch nicht gekommen ist! Wir hören sehr oft den lauten und klaren Ruf: „Komm herüber und hilf uns“, aber wer soll hingehen ohne die Mission, ohne gesandt zu sein? „Wie sollen sie aber predigen, wo sie nicht gesandt werden?“ Der Ruf kommt aus den Mikir Hills in Assam, aus Bamra in Orissa, aus Udaipur in Madhya Pradesh, aus Singhbhum in Bihar! In derselben Weise hören wir den Ruf aus Nepal und aus unzähligen Ländern der Erde: Komm herüber und hilf uns! Daher können und dürfen wir nicht sagen „Mich geht's nichts an, Mission ist nicht meine Sache“. Ich weiß nicht, wie viele Christen heute sich von die-

ser gleichgültigen Meinung frei gemacht haben.

In der erwähnten Aussage ist die Kirche, nicht nur ein Pastor oder der Gemeinderat, nicht eine ausgewählte Schar von Kirchgängern oder gar eine kleine Anzahl von Christen gemeint, die für die Mission emsig und eifrig arbeiten sollen. Man kann es nicht verneinen, daß das Verständnis der Kirche in vielen Gemeinden und Kirchen die Missionsarbeit in den Keller verbannt hat; sie ist bei vielen höchstens eine Informationsstunde für den Kirchsaal oder die Konfirmandenstube geblieben. Wenn wir heute glauben, die Kirche ist die Gemeinschaft der „Erlösenden“ und nicht nur der Erlösten und der Heiligen, dann müssen wir die heutige Sicht der Kirche richtig verstehen:

Zur Mission brauchen wir nicht nur die Erneuerung und die Einheit der Kirchen, sondern auch der einzelnen Christen in den Kirchen.

Während meines Reisedienstes in den fünf Bundesstaaten Indiens — Assam, Bengalen, Bihar, Orissa und Madhya Pradesh — habe ich sehr oft die Gelegenheit, vor Nichtchristen zu sprechen. In der Diskussion danach hören wir oft: Niemand hat uns bisher solche Dinge erzählt, kommen Sie doch bald, wir wollen noch mehr hören. Andere aber sagen: Wir wollen wohl Christen werden, aber sind die Christen wirklich besser als wir? Es sind vor allem die gebildeten Nichtchristen die sagen: Sie sollen zuerst zu denen gehen und das Christentum lehren, von denen sie hergeschickt sind. Es ist notwendig, daß wir Christen uns von vielen „Unchristlichkeiten“ unter uns befreien, und uns erneuern müssen, aber gleichzeitig müssen wir uns frei fühlen, das Evangelium immer und überall zu verkündigen. In vielen Gemeinden sind die Chri-

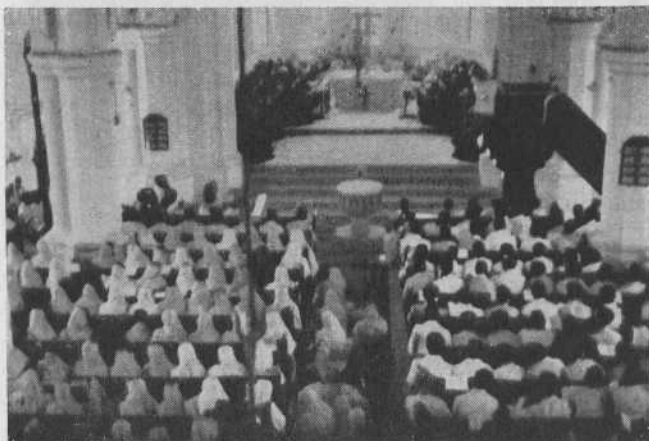
sten der Meinung, wenn ihre Jugendgruppen, der Männer- und Frauenkreis und andere organisatorische Fragen in Ordnung sind und gut werden, dann kann auch das Leben der Kirche besser werden. So wird viel Mühe aufgewandt und viel Zeit vergeudet, aber für die Mission wird kaum Zeit und Kraft geopfert. Es sind Christen und Pastoren, die viel von der „Integration der Kirche und Mission“ wie in Neu-Delhi (1961) lesen und darüber diskutieren, die ihr auch zustimmen. Aber sie sind mit eigenen Sachen, Problemen und Programmen so beschäftigt, daß sie für die Mission und für ihre Sache tatsächlich kaum frei werden. Es gibt freilich auch Christen und Gemeinden, die sich in besonderem Maß mit der Mission beschäftigen, dadurch ihr Christsein verstärkt und ihren Glauben in die Tat umgesetzt haben. So wird es für uns zwingend, zu-

erst von den vielen zweitrangigen Beschäftigungen frei zu werden, um uns für die Mission zu erneuern und dadurch auch den Gemeinden den rechten Weg christlichen Lebens zu zeigen.

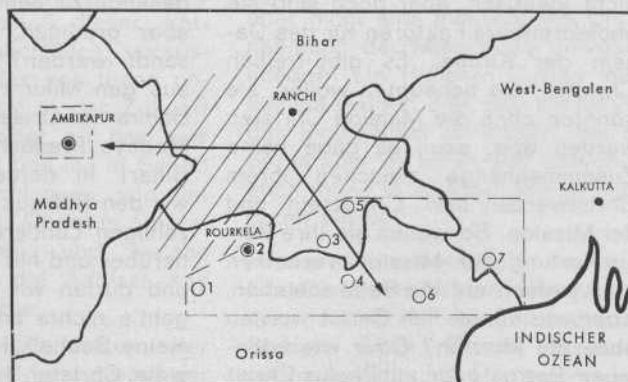
Heute brauchen wir Männer und Frauen, Jungen und Mädchen, die für die Mission neue Wege, Methoden und Möglichkeiten finden. Wir müssen heute in der anders gewordenen Welt und veränderten Situation bereit sein, den Menschen an ihrem Ort das Evangelium zu verkündigen, damit sie ein erfülltes menschliches Leben, wie es offenbart und verwirklicht wurde in Jesus Christus, zu führen vermögen. Wir sehen viele Christen und Nichtchristen unter mancherlei Verfolgung, Unterdrückung und Not leiden. Wir müssen noch freier werden, um ihnen zu helfen, daß sie sich selber helfen und leben können in Menschenwürde.

Das Wachstum der Gossner-Kirche in Zahlen

2. 11. 1845	Ankunft der deutschen Missionare in Ranchi			
9. 6. 1850	Die ersten vier Taufen			
Juni 1915	Die Missionare verlassen das Missionsfeld			
	Getaufte	89 491		
	Indische Pastoren	43		
	Schulen	344		
10. 7. 1919	Unabhängigkeitserklärung der Evang.-luth. Gossner-Kirche			
		1927	1950	1967
	Getaufte	112 014	186 447	273 335
	Indische Pastoren	65	98	134
	Schulen	231	287	202
10. 7. 1969	50jähriges Jubiläum der Gossner-Kirche			



Gottesdienst in der Christuskirche in Ranchi
Die Missionsgebiete der Gossner-Kirche





Was für Pastoren brauchen wir?

Rev. Dr. Nirmal Minz
z. Zt. Leiter des Theol. Collge / Ranchi

Der Bericht über die theologische Ausbildung in Indien, über die 1967/1968 in Bangalore Beratungen abgehalten wurden, enthält die Feststellung: Das Neue Testament wie auch die Geschichte der christlichen Kirche in Indien zeigen klar an, daß Form und Inhalt des pastoralen Dienstes geändert werden müssen, wenn er die rechte Antwort auf die neue Situation in unserer heutigen Zeit geben will. In Verfolg dieses Satzes fügen wir hinzu, daß der Dienst eines Pastors in Verantwortung vor Gott an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit geschehen muß. Was das praktisch heißt, muß erarbeitet werden im Blick auf die zukünftige Gesellschaft, zugleich aber auch im Blick auf die Gemeinden der Gossner-Kirche und im Nachdenken über die theologische Ausbildung, die an unserer theologischen Schule hier geschieht. Unter diesen Voraussetzungen wollen wir die Diskussion über den zukünftigen pastoralen Dienst in der Gossner-Kirche beginnen.

Ein Rückblick

Die Zukunft kann nur gewonnen werden, wenn man die Vergangenheit und Gegenwart ins Auge faßt. Von daher ist es notwendig, kurz die derzeitigen Verhältnisse im pastoralen Dienst unserer Kirche zu erörtern. Es bestehen grundsätzlich zwei Formen geistlichen Dienstes, der der Laien und andererseits der des ordinierten Theologen. Der Laiendienst schließt vor allem den der Katechisten, Lektoren und Gemeindeglieder ein. Auf der anderen Seite gibt es natürlich den Dienst an Wort und Sakrament durch ordinierte Pastoren. Diese haben auch noch andere Funktionen. Der Pastor führt die Aufsicht über den Laiendienst im Bereich seiner Gemeinde, und gewöhnlich

führt er den Vorsitz in verschiedenen Ausschüssen. Er hat im allgemeinen mit Hilfe der Katechisten die Verantwortung für sechs bis acht Gemeinden. Unter diesen jetzigen Verhältnissen kommt er zu wenig zur direkten Seelsorge an seinen Gemeindegliedern. Seine ganze Zeit und Kraft wird beansprucht von aufsichtlicher Tätigkeit, Predigt und Sakramentsverwaltung. Er hat wenig direkten Kontakt mit den Menschen in ihrem alltäglichen Leben. Es sind die im Laiendienst stehenden, die für die Gemeindeglieder sorgen.

Es gibt Leute, die dies System für gut und wirksam halten, weil es in gesunder Weise angesichts der finanziellen Möglichkeiten und geistlichen Erfordernisse so gewachsen ist. Ihr Argument ist, daß bei dieser Regelung weniger Geld nötig ist, und unter den dörflichen Gegebenheiten Indiens für die geistlichen Bedürfnisse der Menschen genügt. Die ausgebildeten Theologen würden den ländlichen Verhältnissen entfremdet und könnten so nicht den Menschen wirklich nahe kommen. Diese Sicht der Dinge ist tief im Denken unserer führenden Männer verankert — bisweilen auch bei einigen unserer Freunde draußen. So sehr, daß sogar angesichts der heutigen Wandlungen mit all ihren Rückwirkungen auf viele Gemeinden der Dienst eines schlichten Katechisten auch noch unverändert unter städtischen und Industrieverhältnissen für möglich gehalten wird; die Veränderungen seien doch so radikal noch nicht, daß man ein altes bewährtes System aufgeben müsse.

Und morgen?

Vor diesem Hintergrund ist die Gestaltung des geistlichen Dienstes in der Zukunft zu bedenken. Zunächst haben wir die Tatsache

zu würdigen, daß die Gesellschaft in stärkster Wandlung begriffen ist. Verstädterung und Industrialisierung sind ihre Elemente im Bereich der Gossner-Kirche. Ihr Dienst wird künftig im „indischen Ruhrgebiet“ geschehen müssen. Um Rourkela, Ranchi — Hatia und Jamshedpur erleben wir diesen Prozeß. Gewiß, für einige Zeit werden wir noch Dörfer und entsprechende Verhältnisse haben, aber eine kosmopolitische Atmosphäre wird mehr und mehr unser Schicksal sein; denn weitere Industrien werden entstehen und Bergwerke erschlossen werden. Mit dem Entstehen einer arbeitenden Klasse werden die Stadtgemeinden zunehmen und die Landgemeinden in ihrer Bedeutung zurückgehen. Neue soziale, moralische und geistige Fragen werden hervortreten. Der Verdienst unserer Gemeindeglieder wird steigen und damit ihr Leben sowie die Ansprüche differenzierter werden. Sogar völlig neue Gemeinden werden entstehen, während bisherige der Auflösung verfallen. Welche kirchlich-organisatorischen Fragen also stehen vor uns! Wir haben bereits solche Prozesse sich vollziehen sehen und werden das im Rahmen dieser ganzen Industrialisierung in noch stärkerem Maße erleben.

Diese so beschriebene Situation bedeutet aber, daß die bisherige Form des geistlichen Dienstes für die bevorstehenden Aufgaben nicht mehr zureichend ist. Der Katechist wird langsam unter dem Wandel der Verhältnisse und dem Entstehen neuer Gemeinden eine historische Gestalt werden. Seine Arbeit war in der Vergangenheit von Gott gesegnet, aber die Gossner-Kirche wird seine Aufgabe im Blick auf die neu heraufsteigende Zeit überprüfen müssen. Nach meiner Meinung kann diese notwendige Überprü-

fung nicht radikal genug geschehen. Der ordinierte Geistliche muß wirklich der Pastor seiner Gemeinde werden. Seine gottesdienstlichen Funktionen werden bleiben, aber er muß sehr viel tiefer in die Kämpfe und Auseinandersetzungen der Gemeindeglieder einer modernen Industrielwelt eindringen. Er muß auch in seinem Dienst auf einen kleineren Bereich beschränkt sein. Und vor allem, seine Arbeit wird sich stärker differenzieren. Sie wird sich in Formen eines Gruppendienstes vollziehen. Als im „Team“ werden Pastor, Lehrer, Sozialarbeiter, Jugendleiter, Frauenbeauftragte zusammenarbeiten müssen. Der Pastor wird gewiß das Zentrum bilden, aber er wird die anderen Mitverantwortlichen in entscheidendem Maße zu beteiligen haben an dem wirksamen geistlichen Dienst in der sich neu formenden Gesellschaft.

Neuorientierung

Demgemäß bedarf die theologische Ausbildung bei uns der Neuorientierung. Neben biblischen und dogmatischen Fächern werden in angemessener Weise Soziologie, Kulturgeschichte und Anthropologie unterrichtet und im Lehrplan berücksichtigt werden müssen. Die Erforschung der gesellschaftlichen Wandlungen und ihrer theologischen Bedeutung sollte zumindest einige Pastoren und Professoren am College intensiv beschäftigen, die ökumenischen und missionarischen Horizonte müssen mehr und mehr in unser Blickfeld rücken. Seelsorge — sie wird mehr in den Mittelpunkt der theologischen Ausbildung gehören. Neben der Heranbildung von Pastoren wird das Theologische College in Ranchi die Laienzurüstung anbieten müssen. Auch Fortbildungskurse für schon im Dienst stehende Pastoren werden außerordentlich wichtig sein.

Professor Dr. H. Margull (Missionswissenschaftler in Hamburg) sagt: „Wir brauchen ein geistliches Amt für unsere Zeit, eine Zeit immer stärkerer Differenzierungen, Mobilität und Wandlungen. Wir müssen an Spezialisierung denken, und indem wir das tun, versuchen wir die Spannung zu lösen zwischen der Notwendigkeit, das theologische Studium zu beschränken und zu konzentrieren, sowie der Möglichkeit für eine Ausbildung in Spezialfragen, die dann auch zu sehr ver-

schiedenen Ausprägungen des geistlichen Dienstes führen“.

So steht die Gossner-Kirche vor der Verpflichtung, neue Gestaltungen des geistlichen Amtes zu entdecken. Bisher war ein Pastor ein Mann, der alles mögliche behandelte, aber in keinem ganz durchgebildet war. In Zukunft muß er sich in einer Aufgabe genau auskennen. Er muß in einem bestimmten Bereich ein Spezialist sein, um in der modernen Gesellschaft etwas zu leisten. Das macht ihn zugleich offen für andere Gesichtspunkte und angewiesen auf die Zusammenar-

beit mit anderen, die im Dienst stehen. In der Tat, er sollte in Zukunft mehr an Kooperation als an seine Führungsrolle denken, da er ja inmitten sachkundiger Laien mit Spezialkenntnissen seine Aufgabe hat.

Letztlich täte man in der Gossner-Kirche wahrscheinlich gut, sich für die Übernahme des Bischofsamts zu entscheiden. Das erscheint notwendig, um die Heiligkeit der Kirche zu bewahren und ihr für ihr Leben und ihren Sendungsauftrag in diesem wichtigen Teil Indiens Stabilität zu geben.

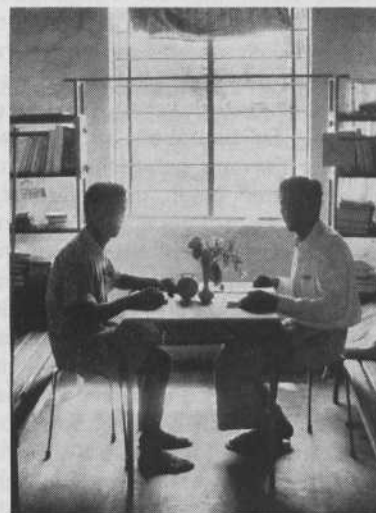


Das theologische College der Gossner-Kirche

Speisesaal



Im Studentenheim





Die Probleme unserer Schulen

Rev. Dr. M. Bage
Adhyaksh des Kirchenbezirks Orissa

I.

Wir haben zur Zeit insgesamt 14 höhere Schulen, 41 Mittelschulen und 40 Volksschulen, die von der Gossner-Kirche unterhalten werden. Obwohl sie über fünf verschiedene Staaten Indiens verteilt sind, in welchen die Gossner-Kirche in Nordindien arbeitet, sind die meisten in Chotanagpur und hier auch hauptsächlich im Ranchi Distrikt in Süd-Bihar. In Assam ist eine Grundschule, eine Mittelschule und eine neu begonnene höhere Schule. In Bengalen ist nur eine Grundschule in Purulia. In Madhya Pradesh sind zwei Mittelschulen. In Orissa haben wir vier Grundschulen, eine Mittelschule und eine neu begonnene Schule. Daß hier einige neu eröffnete Schulen aufgeführt sind, zeigt, daß die Gossner-Kirche gegenwärtig nicht nur von der Regierung anerkannte Schulen unterhält, sondern, wo es notwendig ist, auch neue Schulen eröffnet. Der Grund und der Zweck, Schulen durch die Gossner-Kirche zu erhalten, ist nicht neu. Die Missionare unterhielten schon vor fünfzig Jahren Schulen, deren gute Resultate sich gezeigt haben, und daher wird heute das Gleiche getan. Daß die benachbarte römisch-katholische Kirche großen Wert auf die Unterhaltung einer großen Anzahl von Erziehungsinstituten aller Grade legt, hat gewiß das Denken der Mitglieder und Führer in der Gossner-Kirche beeinflußt, obwohl in der Praxis ein bemerkenswerter Unterschied zwischen den beiden Kirchen besteht. Die Gossner-Kirche eröffnet Schulen in einem Gebiet, wo Gossner-Gemeinden bereits bestehen, während die römisch-katholische Kirche auch an Orten Schulen eröffnet, wo neue Bekehrte erwartet werden. Solche Unterschiede in der Praxis kommen von der Verschiedenheit der Moti-

ve. Für Gossner-Missionare, die, wie Professor Holsten erwähnt, vor 1919 in diesem Gebiet arbeiteten, bedeutete die Unterhaltung von Schulen ein Mittel, die Anwärter für die Taufe vorzubereiten, und für die Getauften war es ein Mittel, ihnen die notwendige Belehrung zu geben, die sie befähigte, aktiv am Gemeindeleben teilzunehmen. Der erste dieser beiden Beweggründe spielt jetzt keine Rolle mehr. Die Mitglieder der Kirche haben die Schulung jedoch auch immer als Mittel zur Erreichung eines höheren Standes verstanden, der zu einem höheren Lebensstandard führen könnte und, wenn möglich, in eine gute Stellung bei der Regierung. Diese Auffassung scheint einen ungeheuren Einfluß auf den Erziehungsgedanken der Gossner-Kirche gehabt zu haben.

Es ist offensichtlich, daß die kirchlichen Schulen immer großen Einfluß auf das Leben und die Tätigkeit der Gossner-Kirche gehabt haben. Die Schulen haben Menschen vorbereitet, von denen viele ein Gewinn für das Wachstum der Kirche waren. Die meisten Kirchenführer haben eine Erziehung in den kirchlichen Instituten genossen. Außerdem ist die Unterhaltung einer Schule in den meisten Fällen eine gute Ausbildung für gemeinsame Unternehmungen der Gemeinden gewesen. Die Eröffnung von Schulen war ein Arbeitsprogramm, an welchem Mitglieder der Kirche aktiv teilnehmen konnten. So ist die Zahl der Schulen — besonders der Mittel- und höheren Schulen, die nach 1919 eröffnet wurden — schnell gestiegen.

Seit jedoch unser Land politisch unabhängig geworden ist, hat sich die Situation, in der die Kirche die Erziehungsinstitute unterhält, in gewisser Hinsicht geändert. Wir leben in einem säkularen Staat. Des-

halb hat die Regierung die Verantwortung übernommen, allen Kindern eine geeignete Erziehung zu vermitteln. Dementsprechend sind Pläne gemacht worden, Schulen in fast jedem Dorf einzurichten. Bis zu einem gewissen Grade sind diese Pläne bereits verwirklicht worden. Es werden Stipendien an arme Jungen und Mädchen gegeben. Nun erhebt sich natürlich die Frage, ob die Kirche sich weiter auf diesem Arbeitsgebiet betätigen sollte. So wird die Notwendigkeit der kirchlichen Schulen in Frage gestellt. Es müssen jedoch noch verschiedene Fragen sorgfältig berücksichtigt werden, bevor die Kirche die Entscheidung fällt, sich von der Verantwortung, Schulen zu unterhalten, zurückzuziehen.

Indien ist ein Land, in dem heute noch 97% der Bevölkerung Anhänger nichtchristlicher Religionen sind. Die meisten sind Hindus. Der Hinduismus hat großen Einfluß auf das soziale, religiöse und kulturelle Leben des Volkes in diesem Lande. Welche Sprache wir auch sprechen, ihre Literatur hat die Mythologie, Philosophie und den religiösen Kult der Hindus zum Inhalt. Dies wird in den Schulen gelehrt. Christliche Kinder können keine Ausnahme machen. So werden sie schon in ihrer frühen Schulzeit mit den Lehren anderer Glaubensbekenntnisse bekanntgemacht. Sie müssen das, was ihnen in ihren Klassen gelehrt wird, lernen und verstehen. Nun erhebt sich die Frage: Wie könnte man den Kindern helfen, wer könnte helfen und wo? Daher bleibt das Bedürfnis für christliche Schulen und christliche Lehrer.

Außerdem sollte man daran denken, daß Erziehung nicht nur das Lehren von Literatur, Mathematik, Geschichte, Geographie und anderer Fächer ist, sondern daß das Ziel der Erziehung in den Schulen

auch Charakterbildung ist. Wir Christen wünschen uns gewiß, daß unsere Kinder einen christlichen Charakter entwickeln sollten. Wie können wir unseren Kindern dazu verhelfen? Können wir das von nicht-christlichen Lehrern erwarten? Nein, wir brauchen christliche Lehrer. Obwohl festgestellt worden ist, daß der Standard der Schulen in Bezug auf die Qualität sich verschlechtert hat, haben die kirchlichen Schulen ihren guten Ruf, daß sie eine gute Disziplin aufrecht erhalten, bewahrt. Die christlichen Schulen werden gebraucht, um den christlichen Jungen und Mädchen zu helfen, einen christlichen Charakter zu entwickeln. So ist die Notwendigkeit, kirchliche Schulen zu unterhalten, gerechtfertigt, solange keine anderen geeigneten Mittel gefunden werden, die oben erwähnten Bedürfnisse zu befriedigen.

II.

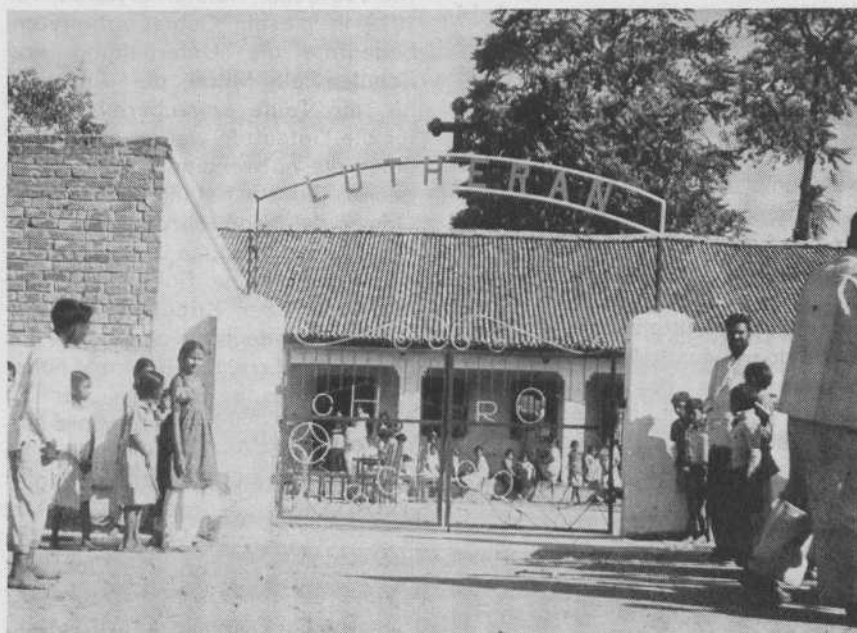
Es gibt nun freilich eine Reihe nicht einfacher Probleme. Das erste ist finanzieller Art. Da die meisten Gossner-Christen arm sind, kann man sich nicht auf Geldsammlungen, die man von den Schülern zur vollen Unterstützung der Schulen erhebt, verlassen. Andererseits ist die Kirche auch nicht stark genug, in finanzieller Beziehung das volle Defizit der Schulen zu tragen. So erhalten fast alle kirchlichen Schulen finanzielle Hilfe von der Regierung. Es gibt nur wenige Schulen — wie die höhere Schule in Khuntitoli und vier andere kürzlich eröffnete höhere Schulen, die zur Zeit keine solche finanzielle Unterstützung von der Regierung erhalten. Sie erhalten dieselbe nicht etwa deswegen nicht, weil die Leitung sie nicht wünscht, sondern weil von der Regierung noch keine Unterstützung genehmigt worden ist. Die bewilligten Unterstützungsbeträge empfängt man im allgemeinen, bevor das Finanzjahr im März endet. Wenn also eine Schule nicht zur regelmäßigen Bezahlung der Gehälter an ihre Lehrer einen gewissen Betrag in Reserve hat, kann man keinen leistungsfähigen Dienst von ihr erwarten. Folglich ist die Leistungsfähigkeit der Schulen auch in der Gossner-Kirche schlechter, als sie sein sollte.

Das zweite Problem ist die Folge der Tatsache, daß unsere Regierung ein weltlicher Staat ist. Daher dürfen Schulen, denen Unterstützung

von der Regierung gewährt wird, den Kindern während der Schulstunden keinen Religionsunterricht geben, sie dürfen es nur entweder vor oder nach dem Schulunterricht. Unter diesen Umständen kann Religionsunterricht durch die Schulen nur dann mit Erfolg gegeben werden, wenn die Eltern ebenso wie die Jungen und Mädchen wirkliches Interesse dafür haben.

Das dritte Problem ist der Mangel an geeigneten christlichen Lehrern.

Es gibt auch noch ein viertes Problem, dem die Kirche hier und dort begegnete. Es entsteht, weil fast alle Schulen nicht-christliche Schüler haben, die am Unterricht teilnehmen. Die Nicht-Christen haben ihre eigenen religiösen Feste. Früher genügte es, wenn die nicht-christlichen Kinder bei solchen Gelegenheiten schulfrei hatten, sodaß sie zu Hause oder an ihren religiösen Stätten feiern konnten. Seit einigen Jahren haben jedoch Hindu



Schule und Gemeindezentrum in Jamshedpur

Vor einigen Jahren war der Mangel an ausgebildeten Lehrern in den Schulen so groß, daß, wenn keine christlichen Lehrer zu finden waren, sogar nicht-christliche Lehrer in den kirchlichen Schulen angestellt wurden. Wenn sie einmal angestellt sind, können sie nicht entlassen werden. Die Situation hat sich jetzt jedoch geändert. Ausgebildete christliche Lehrer sind jetzt vorhanden, obwohl manchmal solche christlichen Lehrer zur Verfügung stehen, die selbst in nicht-christlichen Schulen erzogen worden sind und die daher in Bezug auf Religionsunterricht schwach sind. Ein Mangel besteht an guten und befähigten christlichen Lehrern, die auch Religionsunterricht für christliche Kinder geben können.

Jungen und Mädchen ihre Vorgesetzten gebeten, ihre Feste in den Schulräumen feiern zu dürfen. Das bedeutet, daß sie Bilder oder Idole der betreffenden Götter oder Göttinnen in den Schulräumen aufstellen. Es ist dann Streit entstanden, ob das in christlichen Schulen erlaubt werden dürfte oder nicht.

Wenn wir das erlaubten, bedeutete das nicht eine Teilnahme am Götzendienst oder an der Verehrung fremder Götter?

In der Situation, in der wir uns zur Zeit befinden, wird die Gossner-Kirche sorgfältig über die oben erwähnten Probleme nachdenken müssen und sich darüber klar werden, wie sie sich in Zukunft in den von ihr unterhaltenen Schulen betätigen will.

Neue Gesichter in Amgaon

Hardugan Horo
Verwalter des Hospitals der Gossner-Kirche

Im April 1969 — zum ersten Mal seit vielen Jahren — ist unser Hospital Amgaon ohne deutsche Mitarbeiter, denn Schwester Monika Schutzka, die einzige Helferin aus Deutschland, befindet sich im Urlaub. Ende November 1968 haben wir unsere lieben Schwestern Marlies Gründler und Ursula von Lingen nach der langen Zeit ihres Dienstes hier verabschiedet — wahrscheinlich für immer! In wenigen Jahren wird man wohl nur indische Brüder und Schwestern in der Arbeit des Krankenhauses haben, und die Gossner-Kirche als ganze, im besonderen aber der Stab des Hospitals wird diese kleine wertvolle Einrichtung in ähnlicher Weise weiterzuführen haben, wie unsere deutschen Freunde von der Gossner-Mission sie geschaffen und aufgebaut haben.

*

Im vergangenen November übernahm Frau Dr. Annie Horo geb. Bage die leitende Verantwortung

für die Arbeit. Amgaon war ohne Arzt gewesen, seitdem Dr. Rohwedder 1967 seinen Dienst beendete.

Fräulein Dr. Bage hatte in Nowrangapur im Jeypur-Land praktische Erfahrung im dortigen, von Deutschen geleiteten Krankenhaus gewonnen. Die Leute sind nun überrascht, eine indische Ärztin in Amgaon tätig zu sehen. Gibt es das — eine indische Doktorin in einem „deutschen Hospital“? Auch indische Krankenschwestern traten an die Stelle ihrer deutschen Kolleginnen. Wir haben drei angestellt. Fräulein Sita Aind ist unsere leitende, voll ausgebildete Schwester. Sie hat ihre Erziehung in einer Frauenklinik mit nur weiblichem ärztlichen und pflegerischen Personal erhalten; so war sie zu Anfang recht gehemmt. Sie wollte Herrn Dr. Biehler z. B. nicht in die Frauen-Abteilung hereinlassen. Es war für sie nicht vorstellbar, daß sich ein Arzt um eine Frau kümmert, die vor der Entbindung steht. Sie öffnete die

Tür des Raumes ein wenig, sagte, daß alles in Ordnung sei, und machte die Tür wieder zu. Dr. Biehler war jener Besucher aus Berlin, der studienhalber im vergangenen Sommer ein paar Wochen bei uns weilte und uns eine große Hilfe war, da wir in jener Zeit ohne Arzt waren. Schwester Sita ist sehr aktiv; sie kann auch mit den Frauen über die Fragen verantwortlicher Elternschaft sprechen, die in der öffentlichen Diskussion Indiens eine große Rolle spielen. Von Schwester Monika hat sie „Berliner Tempo“ gelernt. Schwester Monika sagte einmal sehr bezeichnend: Mir gehorchen die Patienten, weil ich es sage; Schwester Sita folgen sie, weil sie verstanden haben, was sie sagt. Unsere anderen beiden Schwestern Ruth und Tiramani — nun, sie lachen gern laut statt nur still zu lächeln.

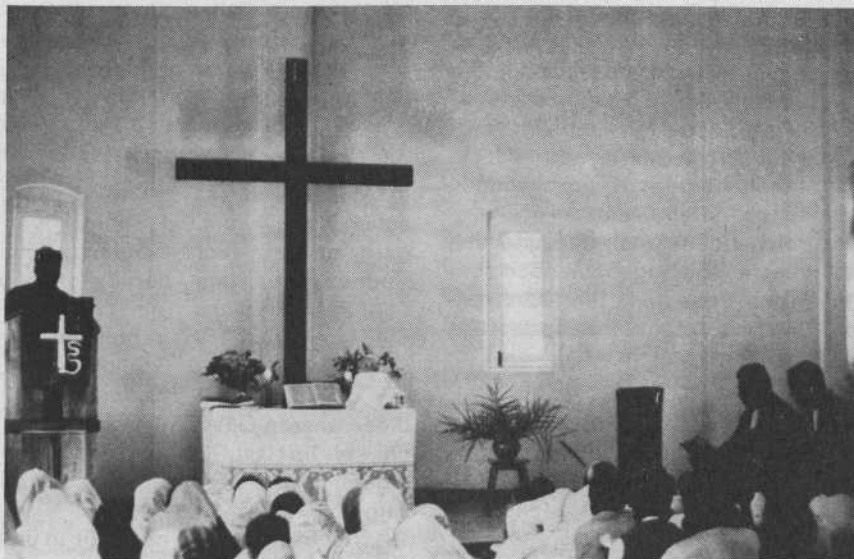
*

Während die Monate Dezember bis Februar recht ruhig waren mit Pa-

Hospitalverwalter Hardugan Horo



Gottesdienst in der Krankenhauskirche





Oben: Wartende Patienten

Links: Eingangstor zum Krankenhaus

tienten-Zahlen, die 35 pro Tag nicht überstiegen, schwollen sie plötzlich auf 60 bis 70 täglich an. Waren wir vorher recht unzufrieden, sodaß schon einige Schwestern daran gedacht hatten zu gehen, gab es jetzt keine Ruhe mehr. Das Hospital war überbesetzt, und wir mußten Notbetten aufstellen. Überraschend war, daß von einem Stamm Patienten in großer Zahl kamen, von dem wir früher niemand bei uns gehabt hatten.

Sehr unerfreulich war, daß im März die Hongkong-Grippe bei uns auftauchte und viele Patienten mit hohem Fieber kamen, oft leider zu spät. Dann dachten sie noch, sie könnten nach einem Tag wieder gehen, um sich um ihre Kinder zu kümmern. Natürlich verbot ihnen das unsere Ärztin, aber sie liefen gleichwohl fort. Dann kamen sie oft nach wenigen Tagen zurück mit vielen Entschuldigungen und Beteuerungen, sie würden das nicht wieder tun. Unsere Ärztin wies sie darauf hin, daß Grippe an und für sich kaum tödlich verlaufe, aber da sie oft schon körperlich geschwächte Menschen befall, sei sie bei der unzureichenden Ernährung und den klimatischen Bedingungen doch sehr gefährlich. Jedenfalls, im März hatten wir so zahlreiche Todesfälle wie seit Jahren nicht.

*

Beamte der Regierung haben uns in letzter Zeit häufig besucht. Sie müssen Bericht über unsere Tätigkeit erstatten: Wie wir Menschen zum Christentum bekehren, wie wir

ausländische Spenden verteilen und ob wir Christen in der Krankenbehandlung bevorzugen. Einige kommen wohl auch nur, um unsere schöne Hospital-Anlage zu sehen. Der Landrat von Deogarh kam, um die Ankunft einer größeren Spende zu kontrollieren. Als er in meiner Abwesenheit von Frau Dr. Horo keine befriedigende Auskunft erhalten konnte, erschien er wieder am Karfreitag. Diesmal kam mit ihm der Arzt des Kreiskrankenhauses in Deogarh und ein leitender Ingenieur. Demnächst will der Landrat einmal seine Frau mitbringen, damit sie auch unser schönes Hospital Amgaon kennenlernt. Der Kreisarzt sprach sich sehr anerkennend über die Ausrüstung aus, wir seien besser eingerichtet als sein Regierungshospital. Er meinte gegenüber unserer Ärztin, wir sollten ihm lieber ernstere Fälle nicht nach Deogarh schicken; wenn wir Hilfe brauchten, sei er gern bereit, zu uns herauszukommen und uns Rat und Hilfe zu geben.

*

In Amgaon ist es jetzt Mitte April schon heiß; kaum ein Sonntag vergeht, an dem nicht Deutsche aus Rourkela zu uns herauskommen und das Badeleben am Brahmani-Fluß genießen. So vermissen wir Schwester Marlies Gründler sehr, die sich wie eine Hausmutter um diese unsere Gäste kümmerte; jetzt, da sie fort ist, können wir ihnen eigentlich nur den Weg zum Strand zeigen.

An frischem Wasser herrscht in und

um Amgaon stets Mangel, denn es ist schon wieder trocken hier. Aber dieses Jahr können wir unser Gelände in größerem Umfang bewässern, weil wir mit Hilfe unserer Freunde in Deutschland einen zweiten, sehr tiefen Brunnen bohren konnten. Wir wollen einen neuen Garten anlegen, der unserer Mitarbeiterschaft und den Patienten während des Sommers kostenfrei frisches Obst und Gemüse liefert. Ende Mai ist hoffentlich dieser Brunnen mit dem Kostenaufwand von 4000.— Rps fertiggestellt. Die hohen Kosten werden sich sicherlich durch die dadurch ermöglichten Ernten gelohnt haben.

*

Nun gehen wir dem 50 jährigen Jubiläum unserer Gossner-Kirche im Herbst entgegen. Wir wissen alle, daß der Dienst der Gossner-Mission zur Erreichung der Selbstständigkeit geholfen hat. Jetzt ist die Zeit gekommen, daß sich unsere Autonomie unabhängig von finanzieller Hilfe aus dem Ausland bewähren muß. Wir alle als Glieder unserer Kirche haben die großen Taten Gottes zu bezeugen: Jesus Christus ist Gottes Sohn, und wir antworten mit dem Evangelisten auf die Frage:

„Bist Du, der da kommen soll? Oder sollen wir eines anderen warten?“ „Ja, ER ist, der da kommen sollte; die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Toten stehen auf und den Armen wird das Evangelium verkündigt.“

Krankenpflege - kein Privileg der Missionare

Schwester Ilse Martin / Takarma

Im Jahre 1939 hatte die letzte Missions-Krankenschwester das Gebiet der Gossner-Kirche verlassen. Daß damit aber die Christen aufgehört hätten, sich um die Kranken zu kümmern, war nicht der Fall. Im Gegenteil, als ich 1953 nach Indien kam und wir auf einer Fahrt nach Amgaon in Deogarh Station machten, erzählten uns die Leute dort, daß sich die Christen besonders um die Kranken kümmerten. Sie besuchten Christen und Nichtchristen in ihren Häusern, pflegten sie und beteten mit ihnen. Das sei ihre Art der Mission, und durch diesen Dienst hätten sie schon manchen zu Christus gebracht. 40 km von diesem Dorf entfernt lag Amgaon, wo ich einen neuen Anfang machen sollte. Es wurde ein Neuanfang in jeder Beziehung. Im Bezirk Bamra in Orissa hatte die Gossner-Kirche von der Regierung ein Stück Dschungelland am Brahmani-Fluß bekommen. 1954 errichtete man dort die ersten Gebäude für das zukünftige Krankenhaus. Im Januar 1955 begann ich dort zu arbeiten. Obwohl es in der Gossner-Kirche schon damals eine Anzahl ausgebildeter Schwestern und Krankenpfleger gab, fand sich vorerst keiner bereit, mit mir in diese abgelegene Gegend zu ziehen. So tat ich meinen Dienst drei Monate lang ganz allein. Im April kam dann eine Pastorenwitwe mit ihrem jüngsten Kind zu mir. Sie hatte ihren krebskranken Mann bis zu seinem Tode gepflegt und wollte nun an seiner Stelle Missionsdienst tun. Sie hatte keinerlei Vorbildung, lernte aber rasch und war mir bald eine große Hilfe. Das nächste Mitglied unserer Familie wurde Esther, die die Krankenzimmer sauber machte, aber auch bei der Pflege der Kranken mithalf. 1956 kam Mathias zu uns. Er schrieb die Krankenzettel aus, begleitete mich auf meinen Fahrten zu den Entbindungen in die Dörfer und tat Pflegerdienste im Hospital. Wir waren ja nur eine kleine Familie und hatten schon im ersten Jahr 18.000 Kranke zu behandeln. Da mußte einfach jeder mit heran, und sie waren alle mit Lust und Liebe dabei.



Im Laufe der Jahre kamen immer mehr Kranke zu uns, aber auch mehr Helfer. 1957, zu Dr. Bischoffs Zeit, kam Luther Minz als erster vollkommen ausgebildeter Krankenpfleger nach Amgaon. Ihm folgten weitere und die Familie wurde immer größer und vollkommener. Jetzt hat Amgaon eine indische Ärztin und mehrere gut ausgebildete indische Krankenpfleger und Schwestern neben anderem Hilfspersonal. Doch die Gossner-Kirche erstreckt sich über ein großes Gebiet, und Krankheitsnot ist weit verbreitet. So kam die Bitte um eine zweite Krankenstation. Man schickte mich im März 1967 nach Takarma, ca. 100 km südlich von Ranchi, mit dem Auftrag, dort eine Dispensary (Poliklinik) einzurichten und gleichzeitig ausgebildete Krankenpfleger und Schwestern so in diese Arbeit einzuführen, daß sie in einem anderen Dorf selbständig eine ähnliche Dispensary führen können. Es sollte ein Versuch sein, der Kirche zu helfen, durch mehrere kleine Dispensaries, die nicht soviel Kosten verursachen wie ein Krankenhaus, den Dienst zu tun, der zu einer rechten Missionsarbeit gehört: die frohe Botschaft verkündigen und Kranke zu heilen. — Menschen an Leib und Seele zu helfen! Wir sind

noch beim Experimentieren. Drei Leute haben unsere Ausbildung durchlaufen und haben auch je eine Dispensary angefangen. Leider hat es sich gezeigt, daß sie doch nicht ganz ohne Hilfe und Aufsicht arbeiten können. Deshalb will ich, bis sie sich richtig einarbeiten, regelmäßig zu ihnen fahren und ihnen helfen. Später kann vielleicht ein indischer Arzt diese Aufgabe übernehmen.

Wie ich schon am Anfang sagte, gibt es in der Gossner-Kirche viele ausgebildete Krankenpfleger und Schwestern, aber viele haben schon so gut bezahlte Posten, die sie nicht gern für die schlechter bezahlten Stellen in der Gossner-Kirche aufgeben. Und doch gibt es unter ihnen welche, die sich gerufen fühlen, den Dienst an den Kranken als Missionsdienst zu tun. Allein aus der Takarma High School haben sich in der letzten Zeit zwei Mädchen und 4 Jungen, die die Schule bis zum matric (Abitur) absolviert hatten, für die Krankenpflege gemeldet und ihre Ausbildung begonnen.

Deshalb geben wir die Hoffnung nicht auf und sind überzeugt, daß wir bald den Dienst an den Kranken ganz auf indische Schultern legen können.

Bauern müssen mehr erzeugen

Wasserbauingenieur Albrecht Bruns / Khuntitoli



Daß in Indien viel mehr Nahrung erzeugt werden muß als bisher, ist eine bekannte Tatsache. Besonders die Dürre- und Hungerjahre 1966/68 haben aller Welt die mangelhafte Versorgung der indischen Bevölkerung vor Augen geführt. Wer damals in die großen Häfen von Kalkutta, Bombay oder Madras fuhr, sah überall kilometerlange Lastwagenschlangen, die sich, überladen mit Weizen, in die Stadt bewegten. Alle verfügbaren Anlagen in den Häfen reichten kaum aus, um den Nahrungszufluß aus dem Ausland zu bewältigen. Trotzdem konnte die große Hungerkatastrophe nur mit Mühe verhindert werden.

Wenn wir in einem Missionsblatt zu diesem Thema berichten, so sollten wir auch bekennen, daß sich Missionen und Kirchen beschämend wenig um die wirtschaftliche Not auf dem Missionsfelde gekümmert haben. Mehr als 100 Jahre Missionsarbeit haben praktisch keinen Einfluß auf die stagnierende Landwirtschaft, selbst in mittlerweile überwiegend christlichen Gebieten, gehabt. Überall im Lande findet man herrliche Obst- und Gemüsegärten hinter den Zäunen der Kirchengrundstücke. Missionare haben seit 100 Jahren verstanden, sehr wohl für den eigenen Tisch zu produzieren, doch sahen sie sich offenbar nicht in der Lage, das soziale und wirtschaftliche Verhalten der Umwelt — ob sie mehr christlich oder nichtchristlich ist — mitzuprägen.

Man spricht in Europa sehr viel über die wachstumshemmenden Faktoren in der Entwicklung der indischen Landwirtschaft. Selbst im kirchlichen Bereich zeigt man dabei gern mit dem Finger auf die heiligen Kühe, auf das Kastenwesen und den Aberglauben. Die unzureichende Ethik fremder Religionen

wird als die Ursache des unsozialen Verhaltens der wirtschaftlich Stärkeren angeprangert. Man tut gern so, als wären die Angehörigen einer christlichen Kirche von Hause aus entwicklungsfreudiger und damit -würdiger. Dieser These muß hier auf Grund mehrjähriger Erfahrungen mit jungen Kirchen in Indien widersprochen werden. Dies bedeutet nicht, daß man die jungen Kirchen nicht als Partner in der Entwicklungsarbeit ansehen kann. Im Gegenteil! Weil die Kirche in 100-jähriger Missionsarbeit kaum Verantwortung für die soziale und wirtschaftliche Entwicklung ihrer Um-

welt übernommen hat, sind große Anstrengungen erforderlich, um sie an diese Aufgaben heranzuführen. Die Gossner-Mission hat mit der Errichtung eines landwirtschaftlichen Ausbildungs- und Entwicklungszentrums in Khuntitoli der Gossner-Kirche in Indien eine gute Ausgangsbasis für die Mitarbeit in dem Kampf gegen Hunger und Not in Indien geschaffen.

Nach achtjähriger Betreuung durch deutsche Leitung wurde das ATC Khuntitoli Ende März 1969 in einer Feierstunde an den Präsidenten der Gossner-Kirche in Indien übergeben. Bei diesem Anlaß wurde deut-



Das Pflügen beginnt



Kunstdünger auf die Felder!

lich zum Ausdruck gebracht, daß das Zentrum Khuntitoli nicht aufgebaut wurde, um der Kirche zu dienen, sondern daß hier die Kirche eine echte Chance hat, der gesamten Bevölkerung von Chotanagpur zu dienen und damit aktiv an der Entwicklung dieses Landes teilzunehmen.

*

Wenn man sagt, daß die Bauern mehr erzeugen müssen, so denkt man dabei erst einmal an eine ausreichende Ernährung für etwa 520 Millionen Einwohner. Eine ausreichende Versorgung für die Zukunft jedoch muß mit einem jährlichen Geburtenüberschuß von z. Zt. ca. 12 Millionen rechnen. Schon in einigen Jahren kann der Zuwachs jährlich 15 und danach etwa 20 Millionen betragen. Alle Anstrengungen zur Geburtenkontrolle haben die Bevölkerungslawine nicht aufhalten können. Eine Lösung des Nahrungsmittelproblems durch Familienplanung scheint in Indien heute noch unmöglich.

Ausreichende Nahrung für Indien kann es nur geben, wenn die Produktion im Lande ganz enorm schnell ansteigt. Wenn die Dürre noch ein Jahr länger gedauert hätte, dann hätte keine Macht der Welt die benötigte Nahrung beschaffen können.

Hier ergibt sich die Frage, ob denn eine dem wachsenden Bedarf entsprechende Produktionssteigerung möglich ist. Diese Frage kann mit

einem bedingten Ja beantwortet werden. D. h., technisch ist eine ganz erhebliche Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion möglich.

Wenn auch eine Mehrerzeugung durch Vergrößerung der landwirtschaftlichen Nutzfläche sehr beschränkt bleibt, so ist doch eine Steigerung der Flächenerträge technisch gesehen einfach. Die Züchtung ertragreicher Sorten bei Reis, Mais, Hirse und Weizen ist hochentwickelt in Indien. Bei richtiger Anwendung von hohen Düngemittelgaben in Verbindung mit neuem Saatgut und Pflanzenschutz läßt sich der Hektarertrag verdoppeln und oft verdreifachen. Die Erfahrungen in Khuntitoli haben ergeben, daß sich auch auf nicht künstlich bewässerten Flächen Erträge von 40 dz/ha bei Getreide realisieren lassen. Natürlich sind diese Erträge vom Monsun abhängig. Das ist der Hauptgrund, weshalb man nur sehr schwer zum kapitalintensiven Anbau kommt. Der Kleinbauer sieht eine Investition von rd. 400,— bis 500,— DM/ha als unüberwindliches Hindernis an, wenn man ihm nicht einen Mindestertrag pro Hektar garantieren kann. Fällt der Regen aus, so gibt es praktisch keine Ernte. Der Kredit für Saatgut und Dünger muß jedoch verzinst und zurückgezahlt werden.

Die Produktionssteigerung in der indischen Landwirtschaft steht und fällt mit der Bewässerung. Damit

können dann nicht nur 40 dz/ha erzeugt werden, sondern Bewässerung heißt dann zwei bis drei Ernten im Jahr. In Khuntitoli wurden z. B. Weizen, Mais und Kartoffeln mit gutem Erfolg nach der Regenzeit angebaut.

Will man die bewässerbare Fläche in Indien erweitern, so bedarf es einer Investition von rd. 1200 DM/ha für Pumpbewässerung mit jährlichen laufenden Kosten von rd. 350,— DM/ha. Für die Bewässerung aus Stauanlagen ohne Pumpwerke kann man einen Kapitalbedarf von rd. 2500,— DM/ha ansetzen mit einer jährlichen Belastung von rd. 200,— DM/ha. Im Augenblick gibt der Staat nur 25% Zuschuß für solche Vorhaben. Es fehlt also ganz erheblich an Kapital — vor allen Dingen an günstigen langfristigen Krediten.

Natürlich ist die Erzeugung von mehr Nahrung in Indien nicht nur — und vielleicht nicht einmal zuerst — eine Frage des Geldes. Dem Kleinbauern, der oft nicht lesen und schreiben kann, sind Begriffe wie Investition und Marktwert, Verzinsung und Abschreibung völlig fremd. Er erzeugt mit dem, was er hat, nämlich Land und Arbeitskraft, für die eigene Familie. Ein paar Körbe voll Reis und etwas Linsen sind seine Wirtschaftsgrundlage. Gibt es mehr, wird mit Leichtigkeit mehr gegessen. In schlechten Jahren sind die Früchte des Dschungels in Chotanagpur Hauptnahrung für etliche

Monate. Das war seit Jahrhunderten so. Etwa $\frac{1}{3}$ der Gesamtfläche Indiens ist landwirtschaftlich nutzbar. Davon haben nur etwa 2% eine Bewässerungsmöglichkeit.

Khuntitoli ist ein Anfang, der zeigt, daß selbst in den rückständigsten Gebieten Indiens viel mehr erzeugt werden kann. Was auf der Kirchenfarm durch praktische Versuche bewiesen wurde, wird über Schulung und Beratung in die Dörfer getra-

gen. Die Verbesserung der Gesamtstruktur jedoch ist nur in enger Zusammenarbeit mit den indischen Behörden möglich. Die Kirche ist nicht da, um zu beweisen, daß sie die Aufgaben besser und schneller lösen kann, sondern sie wird gerade in Indien aufgerufen, mit den staatlichen Stellen so zusammenzuarbeiten, daß trotz nationalem Stolz und trotz mancher Vorurteile kirchliche Hilfe annehmbar bleibt. Obwohl

dem Staat eine starke Rolle in der Planung und Koordinierung eingeräumt werden muß, sollte und kann die Kirche ihre Identität wahren. Es darf den Kirchen nicht um einen Ausbau der eigenen Machtposition gehen. Wenn Christen glauben sollten, daß man auch mit Reis und Düngemitteln Heiden zu Christen machen kann, wird man ihrer Hilfsbereitschaft mit wachsender Skepsis und mit Unwillen begegnen.

Theologische Ausbildung in der Gossner-Kirche

Dr. Thomas Dell
Theologisches College / Ranchi

Im Jahr 1949 wurde das damalige Pfarrseminar in Ranchi zum Theologischen College umgewandelt und ausgebaut. Damit war ein Schritt in Richtung auf ein volles Theologiestudium getan. Von nun an konnten nur noch Abiturienten als reguläre Studenten aufgenommen werden. Der Unterricht folgt seither dem vom übergeordneten Theologischen College in Serampur-Kalkutta vorgeschriebenen Plan. Auch über die Prüfungen führt der Senat von Serampur die Aufsicht. Nach einem Einführungsjahr und drei weiteren Studienjahren kann der erfolgreiche Student das Diplom eines „Licentiate of Theology“ (mit dem lic. theol. ja nicht zu verwechseln!) erwerben. Sehr verschiedene Kirchen, von den Baptisten bis zu den Orthodoxen, haben ihre theologischen Ausbildungsstätten mit Serampur verbunden. Die Lebensformen der einzelnen Kirche kann der für alle verbindliche Lehrplan nicht berücksichtigen. Infolgedessen tritt die praktisch-theologische Ausbildung hinter anderen Fächern wie Kirchengeschichte, Christliche Lehre und vor allem Schriftauslegung zurück. Es bleibt der einzelnen Kirche überlassen, wie sie die praktische Ausbildung ergänzen will. In der Gossner-Kirche geschah das bis vor kurzem in den Kandidatenjahren, die sich an die Studienzeit im Theologischen College anschließen. Der aufsichtsführende Pfarrer war jeweils für „seinen“ Kandidaten verantwortlich. Erstmalig 1968 absolvierten die Studenten nach ihrer Abschlußprüfung noch ein sechsmonatiges Praktikum. Der Praktische Theologe am College führte



darüber mittelbar Aufsicht. Die Studenten arbeiteten hauptsächlich in verschiedenen Missionsgebieten der Kirche. Sie konnten in Probleme des Gemeindelebens und Aufgaben des Pfarrers einen ersten Einblick gewinnen. Mehr als ein erster Anfang konnte das freilich nicht sein.

Das Theologische College in Ranchi ist aber jetzt nach 20 Jahren in eine zweite Übergangsphase getreten. Akademischen Ansprüchen und praktisch-theologischen Erfordernissen soll künftig besser entsprochen werden. Der Senat von Serampur hat einen neuen Studienplan vorgelegt. Nach ihm soll in vier Studienjahren der akademische Grad eines „Bachelor of Theology“ erworben werden können. Der Lehrstoff ist stark beschnitten. Zugleich finden Fächer wie Psychologie, Philosophie, Pastoraltheologie breiteren Raum. Praktika sollen das Studium ergänzen. Die Beschränkung im Stoff soll intensiveren Unterricht ermöglichen. So soll

die Unsitte des bloßen Memorierens überwunden, der Bezug zum Leben und seinen Aufgaben soll deutlicher werden. Dieser Plan eröffnet bestechende Aussichten für die Zukunft.

Die heutigen Bedingungen des Unterrichts bieten Möglichkeiten und Hemmnisse zugleich. Schon die Sprache. Für viele Studenten ist Hindi bereits die erste Fremdsprache. Zwar wird in allen Schulen des Staates Bihar auf Hindi (wo nicht auf Englisch) unterrichtet. So wachsen die Jungen und Mädchen in eine neu sich bildende Hindi-Kultur hinein. Doch geschieht es leicht, daß Adivasis dabei ihre ursprüngliche Muttersprache verlieren, ohne Hindi als neue Muttersprache zu gewinnen. Bücher als solche schon sind vielen Studenten von Haus aus fremd. Nur mit Mühe können sie sich mit dem wenigen bisher auf Hindi verfügbaren theologischen Schrifttum vertraut machen. Englisch lernen sie zwar, aber sie beherrschen es nicht. Englischsprachiges Schrifttum bleibt ihnen verschlossen. Nur wenigen Studenten gelingt der Schritt ins abendländische Denken. Die übrigen können am Austausch innerhalb der Weltkultur nicht teilhaben. Doch hat Hindi als Unterrichtssprache gegenüber dem Englischen auch entscheidende Vorteile. Der Lehrer muß ins Indische verdolmetschen, er kann nicht einfach den einen oder andern (westlichen) Jargon nachplappern. (Vor frommem Gerede kann ihn freilich auch das Hindi nicht bewahren!) Ins Neu-Hindi fließen vielerlei geistige Strömungen Indiens wie des Westens mit



ein. Es wird zum Gefäß geistiger Zucht und mystischer Versenkung wie auch technischer und gesellschaftlicher Veränderungen. Es bleibt zugleich das Mittel der alltäglichen Verständigung und Mitteilung. Wenn der theologische Unterricht diese Herausforderungen der werdenden Sprache annimmt, kann etwas aus ihm werden.

Gerade dem deutschen Gastdozenten muß das offene Wesen der Studenten auffallen. Gewiß bringen sie eine bestimmte Gemeindefrömmigkeit mit. Auch diejenigen unter ihnen, die erst vor kurzem Christen geworden sind, gleichen nicht unbeschriebenen Tafeln. Doch sind sie bereit, ihnen bisher nicht geläufige Gedanken aufzunehmen. Ein Beispiel: Aus dem Stamm der Ho studiert jetzt der erste, selbst seit wenigen Jahren Christ, im Theologischen College. Ihm war wie seinen Mitstudenten die kritisch unterscheidende Auslegung der Hl. Schrift völlig neu. Er begegnete ihr mit Skepsis. Ein Jahr später beobachtete er selber, wie sich z. B. im Schilfmeerlied (2. Mose 15) die Situation Israels nach der Einwanderung ins Land Kanaan widerspiegelt. — Wieweit ein Student dem Lehrer in geistiges Neuland folgen kann, hängt von der geistigen Wendigkeit ab, und darin tut es kaum einer dem jungen Ho gleich. Die Allgemeinbildung ist so kümmerlich, daß der Lehrer weder im Bereich der Geschichte noch in dem der Naturwissenschaften an Bekanntes anknüpfen kann. Wohl verändert die Technik bereits den dörflichen Erfahrungshorizont. Ein Beispiel: Noch im Sommer 1967 ließ sich in der Auslegung des Gleich-

nisses vom „viererlei Acker“ (Markus 4) das Überraschende des reichen Ertrags unmittelbar aus der eigenen Erfahrung der Studenten deutlich machen. Schon ein Jahr später, im nächsten Kurs, waren Ertragssteigerungen durch hochgezüchtetes Saatgut und Kunstdünger so geläufig, daß der Lehrer den Umweg über die früheren Verhältnisse nehmen mußte. — Trotzdem gilt: Das Gros der Studenten in Ranchi bleibt hinter der allgemeinen technischen und gesellschaftlichen, und auch der politischen Entwicklung zurück. Für dies letztere ein Beispiel: In einer der beiden Klassen wußte nur ein Student (er stammt aus der Industriestadt Jamshehpur) über die beiden großen kommunistischen Parteien Indiens ein wenig Bescheid. — Es bestehen bisher auch keine Querverbindungen zur Universität in Ranchi oder zu andern säkularen Institutionen. Solche Querverbindungen werden dadurch noch besonders erschwert, daß außerhalb der Kirche sofort die Welt der Hindus, d. h. die Herrschaft der höheren Hindu-Kasten beginnt. Sie haben ja noch immer so gut wie alle Schlüsselstellungen in der Hand. Selbst die politische „Linke“ liegt nicht außerhalb ihres Einflußbereichs. Um so mehr neigen gerade die christlichen Adivasis dazu, unter sich zu bleiben, sich von der bedrohenden Umwelt abzuschließen. Wie rasch wird da alles Nichtkirchliche, Nichtchristliche als satanisch verketzert! Als vermeintlicher Zweck der theologischen Ausbildung ergibt sich dann, Hüter der Adivasi-christlichen Überlieferung hervorzubringen. Sie sollen diese Bevölkerungsgruppe und

ihre Kultur vor der Re-Hinduisierung wie vor der Verweltlichung bewahren.

Die Abgeschlossenheit des Theologischen College auf dem Anwesen der Gossner-Kirche in Ranchi hat aber unbestreitbare Vorteile. Der Unterricht wird nicht von Unruhestiftern gestört. Die Studenten können wirklich arbeiten. Sie bilden im wesentlichen eine homogene Gruppe, sind nicht von allen möglichen Gegensätzen auseinandergerissen. Ihr Ziel ist eindeutig die Arbeit in der Gemeinde. Der Unterricht wickelt sich in gelöster Atmosphäre ab. Zwischen Studenten und Dozenten bestehen nur wenige unnatürliche Spannungen. Die natürlichen Spannungen wirken meist anregend und befruchtend.

Damit sind manche günstigen Vorbedingungen gegeben, um sich zum Vorstoß ins Leben des neuen Indiens zu rüsten. Doch wird es ohne kritisches Unterscheiden keinen Schritt vorwärts gehen. Ob die Kritik zuerst im Erfassen der gesellschaftlichen Verhältnisse, ob sie zuerst in der Auslegung der Schrift erlernt wird, ist zweitrangig. Die Gegebenheiten empfehlen den letzteren Weg. Für eine Kirche, die sich an der Schrift orientieren will, ist beides zusammen unentbehrlich. Beides nötigt sie zu unablässiger Selbstprüfung. Von dieser Selbstprüfung können sich weder die Verantwortlichen noch die Pfarrer der Kirche entbinden, weder die Lehrer noch die Studenten des Theologischen College. Wider menschliche Verzögertheit, Trägheit und Unvernunft ist zu hoffen, daß der aufgetragene Vorstoß unternommen wird.

Die Zukunft unserer Lehrlinge

Dipl.-Ing., Dipl.-Wirtsch.-Ing. H. Hertel
Leiter des technischen Ausbildungszentrums
in Fudi bei Ranchi



Das „Technical Training Centre Fudi“ (TTC Fudi) ist eine staatlich anerkannte Ausbildungsstätte für Maurer, Schreiner und Schlosser. Es ist damit den vom Staat unterhaltenen „Industrial Training Institutes“ (ITI) gleichgestellt, und die hier ausgebildeten Lehrlinge erhalten nach Abschluß der Lehre das „Indian Trade Certificate“, eine Bescheinigung, die in etwa mit dem deutschen Gesellenbrief verglichen werden kann und den Inhaber als voll ausgebildeten Facharbeiter ausweist. Dieses Zeugnis ist eine Art Eintrittskarte in begehrte Stellen der indischen Industrie. Die Aufnahmefähigkeit der indischen Industrie ist jedoch weit geringer als der Ausstoß an solcherart ausgebildeten Facharbeitern. Diese Situation wird noch weiter verschärft dadurch, daß Großbetriebe sich nicht auf die Qualität der vom Staat ausgebildeten ITI-Facharbeiter verlassen können und deshalb für ihren eigenen Nachwuchs oft eine betriebsinterne Ausbildung eingerichtet haben.

Die Zukunft unserer Lehrlinge ist

also keineswegs unproblematisch. Ein weiterer, in der Struktur der indischen Gesellschaft begründeter Faktor kommt hinzu: Insbesondere handwerkliche Berufe sind noch weitgehend in Kasten organisiert. In unserem Fall trifft das auf die traditionellen Berufe der Maurer und Schreiner zu. Das Maurerhandwerk wird vom Vater auf den Sohn vererbt, und niemand will einsehen, daß zum Erlernen dieses Berufes eine besondere Ausbildung, wie sie das TTC Fudi angeboten hat, nötig sei, zumal die Kaste der Maurer als eine besonders niedrige Kaste gilt, da sich Maurer mit schmutziger Erde abgeben müssen, und deshalb Angehörige anderer Kasten nicht dazu zu bewegen sind, eine solche Lehre zu beginnen. Deshalb wurde die Maurerlehre schon sehr bald wieder eingestellt im TTC Fudi.

Im Schreinerhandwerk liegen die Dinge ähnlich, wenn auch nicht so kraß ausgeprägt. Der Beruf des Schlossers oder Mechanikers ist dagegen kein traditioneller Beruf und genießt ein sehr hohes Presti-

ge. Das schlägt sich deutlich nieder in der Statistik. So beträgt z. B. die Zahl der Lehrlinge am Ende des ersten Lehrjahres (30. April 1969) in der Holzabteilung 7 und in der Metallabteilung 16 (das ist die volle Kapazität eines Lehrjahres im TTC).

Im ITI Ranchi, das ich neulich besuchte, ist das Verhältnis noch weit unausgeglichener.

Man kann die jungen Leute durchaus verstehen, wenn es sie mehr zum Metall als zum Holz hinzieht. Denn der Unterschied im Sozialprestige ist ein getreues Spiegelbild der beruflichen Chancen nach der Ausbildung. Es gibt so gut wie keine Holzverarbeitende Industrie. Die Abteilung des TTC Fudi, in der Holz zu Möbeln und Bauteilen verarbeitet wird, ist weit und breit der größte Betrieb auf diesem Gebiet. Unsere Konkurrenten sind Handwerker mit primitiver Ausrüstung und kleinen Umsätzen.

Die metallverarbeitende Industrie Indiens ist dagegen zu einem Begriff in der ganzen Welt geworden. Auf Grund riesiger Stahl- und Kohlevorkommen entwickelt sich gerade hier in Chotanagpur sehr schnell „The Ruhr of India“. Riesige Stahlwerke sind mit russischer, englischer und deutscher Hilfe nicht weit von hier gebaut worden, deren Hauptverwaltung in Ranchi ihren Sitz hat.

Das größte Schwermaschinenwerk Indiens, die „Heavy Engineering Corporation“ (HEC), ist mit russischer und tschechischer Hilfe bei bzw. in Ranchi aufgebaut worden. Nach Erreichen der vollen Kapazität sollen etwa 30 000 Arbeitsplätze dort zur Verfügung stehen. Ein Schiffsmotorenwerk entsteht in Kooperation mit MAN Deutschland ebenfalls bei Ranchi. Jamshepur, eine der bekanntesten Industriestädte Indiens, liegt nur etwa 100 km von hier entfernt. Dort hat die berühmte Indu-

Eingangstor zur Handwerkerschule Fudi



striellenfamilie Tata ihre Produktionsstätten aufgebaut, unter anderem in Zusammenarbeit mit Mercedes-Benz ein Lastkraftwagen-Werk und in Zusammenarbeit mit Krauss-Maffei München eine Lokomotivenfabrik.

Gut ausgebildete Facharbeiter werden also in der Metallindustrie dringend gebraucht. Bewerber um Arbeitsplätze müssen jedoch mit den betriebsintern ausgebildeten Fachkräften konkurrieren können. Quantität gibt es hier inzwischen im Überschuß, Qualität ist nach wie vor gefragt.

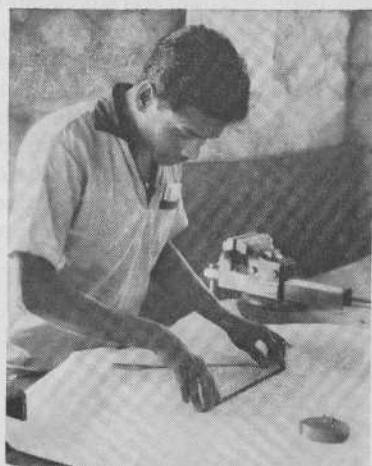
Die Zukunft der Schlosserlehrlinge des TTC Fudi scheint also bei Berücksichtigung des Gesichtspunktes der Qualität weitgehend gesichert zu sein. Leider liegen bisher noch keine konkreten Erfahrungen vor, da diese Abteilung erst seit einem Jahr wieder voll arbeitet und noch zu wenige Lehrlinge des TTC verlassen haben.

In der Holzabteilung werden im Oktober dieses Jahres erstmals fünf

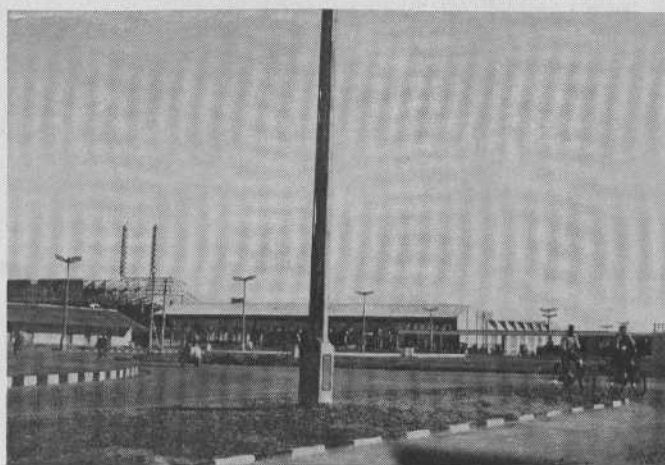
staatlich anerkannte Facharbeiter entlassen werden können. Der eine von ihnen hat vor, zusammen mit zwei Schulfreunden, die eine ITI-Lehre durchgemacht haben, eine eigene Werkstatt zu Hause in Assam zu eröffnen. Als Startkapital bekommt er vom TTC eine Werkzeug-Grundausrüstung geschenkt. Zwei oder drei andere wollen wir ermutigen, etwas ähnliches in Ranchi zu versuchen. Wir wollen ihnen einen Raum im TTC Information Centre anbieten, direkt an der Hauptstraße, auf dem Compound der Gossner-Kirche. Außerdem besteht die Chance, in der Gießerei, die dem oben genannten Großbetrieb HEC bei Ranchi angeschlossen ist, eine Stelle in der großen Modellschreinerei zu finden. Die Produktionsabteilung des TTC braucht auch dringend einige Fachkräfte mehr. Etwa 90 % der Lehrlinge kommt aus der Gruppe der „Scheduled Tribes and Castes“, also aus zurückgebliebenen Stämmen und Kasten. Sie sind in Dörfern der näheren Umge-

bung aufgewachsen, als Kinder einfacher Kleinst-Landwirte oder Handwerker. Natürlich haben sie eine Schulbildung genossen — der Abschluß der 9. Klasse wird für die Aufnahme ins TTC vorausgesetzt —, aber sie reicht nur selten aus, um den Ansprüchen einer Fachausbildung gerecht zu werden. Die meisten Lehrlinge sind Christen. Aber die Christen in Chotanagpur gehören nicht immer zu den fortschrittlichen Leuten in Indien.

In einer Prüfungsarbeit, in der eine Frage über das Leben auf dem Dorf gestellt worden war, haben viele unserer Lehrlinge herausgestellt, daß die Leute im Dorf glücklich seien. Das läßt sicher einige tiefenpsychologische Schlüsse zu! Es ist noch eine offene Frage, ob alle unsere Lehrlinge, auch bei bester Berufsausbildung, den Anschluß an die umwälzende Entwicklung, die insbesondere in ihrer bisher so beschaulich dahinlebenden Heimat eingesetzt hat, finden werden.



Links: Lehrlinge an der Arbeit
Vor den Toren der alten Stadt Ranchi entstanden die modernen Industrieanlagen von Hatia



Missionsarchitektur

Dipl.-Ing. Klaus Schwerk / Berlin
1964 – 1968 Leiter des TTC Fudi

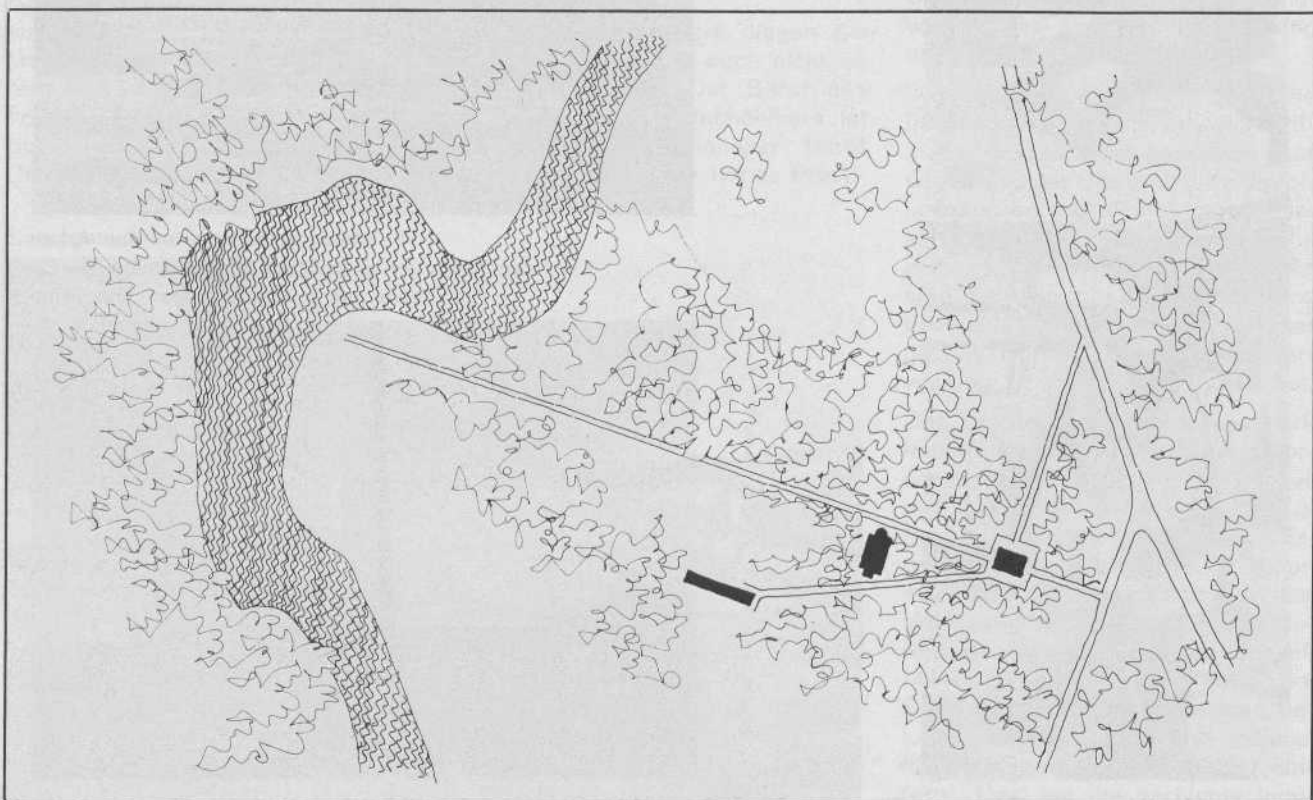


Vieles ist man widerspruchslos bereit, dem Wirkungsbereich europäischer Missionare des 19. und 20. Jahrhunderts zuzurechnen: Medizin, Schulwesen, Landwirtschaft, neben Theologie, Kirchenverfassung, Sprachforschung, und natürlich Verkündigung des Evangeliums. Daß aber von ihnen, fast möchte ich sagen unter der Hand, eine eigene und nun bereits in sich geschlossene Periode baulicher Gestaltung geprägt wurde, entzieht sich weitgehend dem Blick. Nun ist es für unser gemeinhin abgestumpft oder verwirrtes Verhältnis zur Form als solcher ohnedies nicht leicht, Maßstäbe zu finden, und wir ziehen uns darum oft und schnell zur Meinungslosigkeit aus Unsicherheit zurück. So blieben als Folge durch alle Jahrzehnte hindurch die baulichen Spuren der

Anwesenheit der Missionare jenseits der Meere für uns hier so gut wie im Dunkeln – zu Unrecht und, wie ich heute hinzufügen muß, zum Unglück. Denn die Zeit ist gekommen, wo die Zeichen beginnen zu erlöschen. Ich will darum mit diesen Zeilen versuchen, den einstigen Missionaren in Chotanagpur wenigstens andeutungsweise Gerechtigkeit widerfahren zu lassen für jenen Seitentrieb ihrer Arbeit, der so wenig beachtet, so bemerkenswert in seiner Umgebung und so sicher dem Untergang geweiht ist – der Missionsarchitektur in Chotanagpur.

Ein Netzwerk von Missionsstationen überzieht das felsige Hochland von Chotanagpur. Und ich sollte so gleich hinzufügen, daß es sich dabei um Stationen aller in diesem Gebiet arbeitenden Missionen han-

delt: um lutherische, katholische, anglikanische, und manche der kleineren Kirchen. Nennenswerte Unterschiede im baulichen Ausdruck kann man kaum finden. Diese Stationen sind immer zugleich Stützpunkt missionarischer Strategie, geistliches und geistiges Zentrum, Rast- und Hilfsstelle am Wege, und beherrschende bauliche Anlage in ihrer Umgebung – unverwechselbar im Zuschnitt und in der Einzelheit, selbst heute noch, oft nach Jahrzehnten unsachgemäßer Nutzung oder liebloser Verstümmelung. Oft nicht ohne weiteres erkennbar ist meist das Gesamtkonzept eines Grundstücks und es ist auch nicht immer ein solches vorhanden. Ich habe aber Fälle kennengelernt, die von einem großartigen Behauptungswillen gegen den ungezügelter Urwald zeugten. Ich bin mir nie

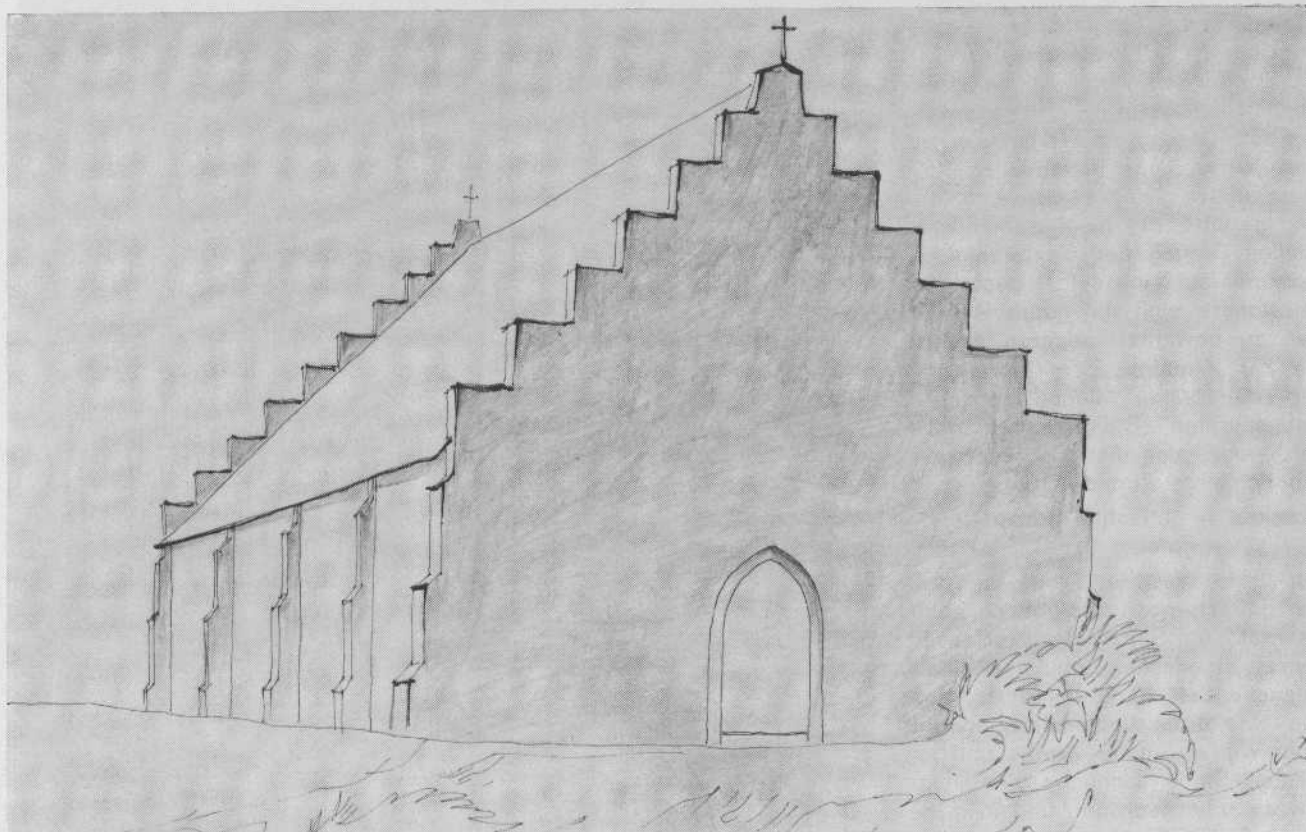


Aufliß einer Missionsstation

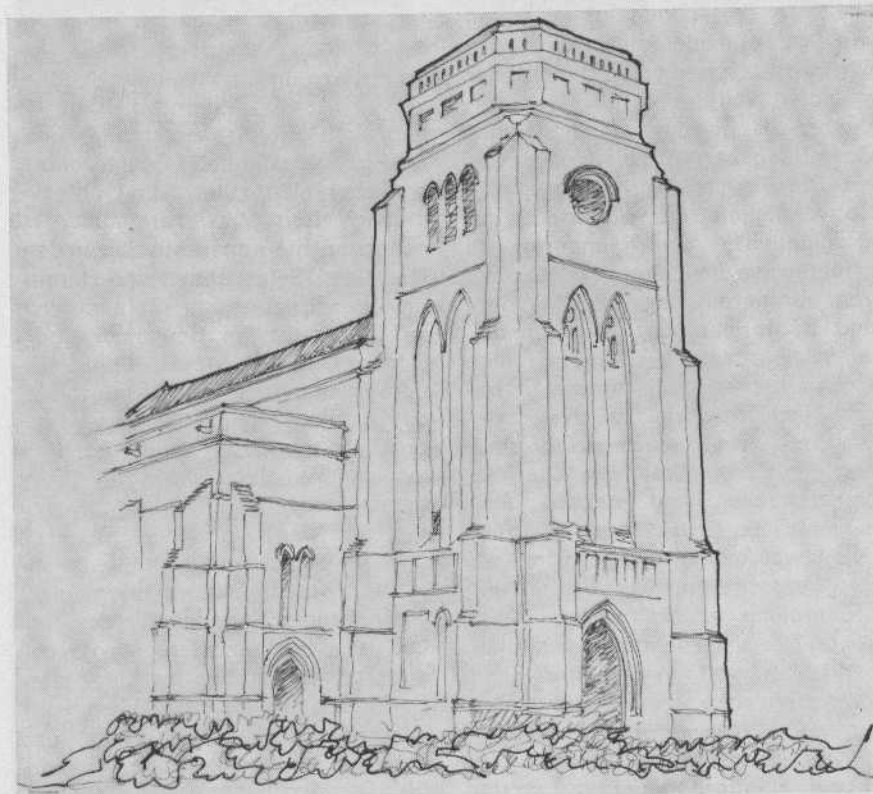
ganz klar darüber geworden, ob dieser oft mit letzter Entschlossenheit geführte Kampf nur der wuchernden Natur der Nachbarschaft galt, oder ob sich in ihm nicht ebenso und vielleicht noch stärker der leidenschaftliche Versuch äußer-

te, Herr über die wild wuchernden Kräfte des Geistes und Gemütes zu werden, deren Indien so voll ist. Man muß die Vitalität der tropischen Vegetation erlebt haben, um Energie und Mut erahnen zu können, die hinter einer Palmenallee

stehen, die sich hunderte von Metern als Ordinate durch den Dschungel schlägt. Oft haben diese schnurgeraden Straßen kaum verkehrstechnische Bedeutung. Man kann sie verstehen als Ausdruck des Herrschaftsanspruchs des Menschen



Die Kirche von Sundargarh



Die Christuskirche in Ranchi

gegenüber der Natur, als Vollzug der Zusage: „Machet euch die Erde untertan!“

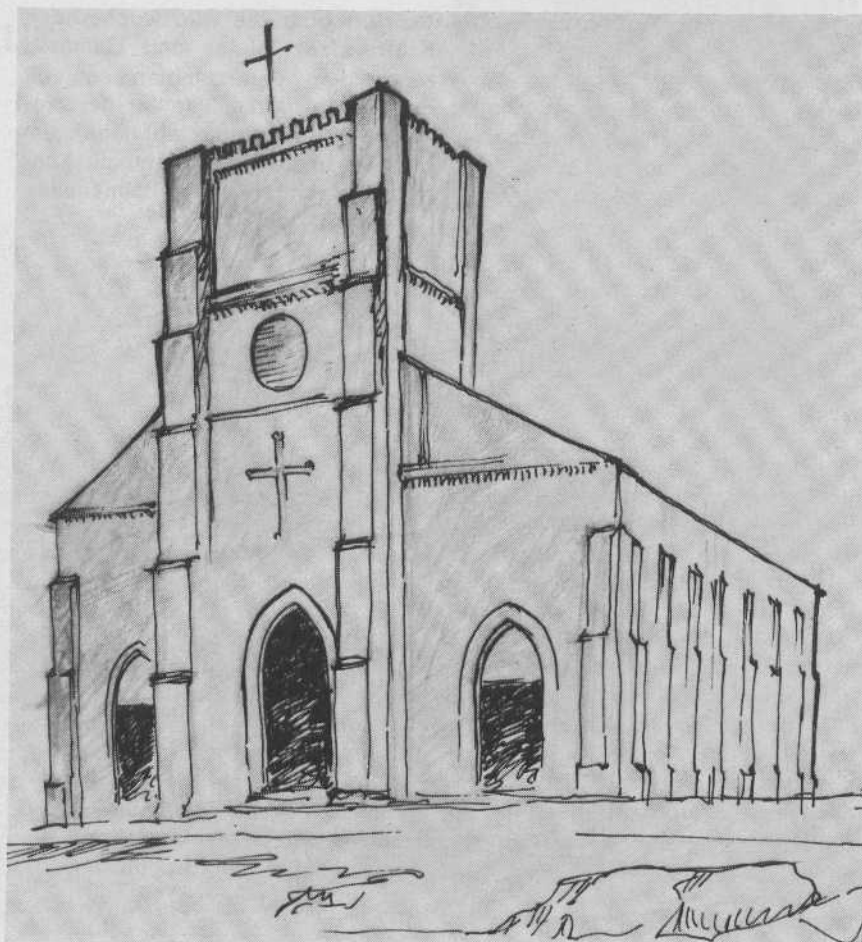
So wenig in der Regel die Missionare durch kunsthistorische Bildung belastet waren, so wenig hatten sie nennenswerte baukonstruktive Erfahrungen. Es ist eine heilsame Lektion für einen zum Perfektionismus verführten Europäer, die solide Beständigkeit und schlichte Aussagekraft der Bauten dieser namenlosen Dilettanten mit den verworrenen und fragilen Produkten der Experten zu vergleichen.

Die Kirchbauten der Missionare haben durchweg die langschiffige Hallenkirche mit einem polygonalen Ostchor, in dem der Altar steht, zum Grundschema. Dies trifft für alle Konfessionen zu, theologische Unterschiede sind in den Bauten so schwer erkennbar wie in der kirchlichen Praxis, wenn man von vergleichsweise geringfügigen administrativen und – zugegeben – einigen liturgischen Sonderheiten absieht. Gewölbedecken sind mir nicht

bekannt, in der Regel sieht man in die Holzkonstruktion des offenen Dachraumes hinein. Meist wurden Türme konzipiert, gelegentlich nur im Ansatz fertiggestellt, oft aber doch als imposante Spitzen oder Stümpfe bis zu großer Höhe aufgeführt. Freilich bleibt ihnen meist die dominierende Stellung im Stadt- oder Landschaftsbild verwehrt, weil die umstehenden Bäume mit ihren unglaublich gewaltigen Kronen alles hoffnungslos überragen. Es hat mich bei unseren lutherischen Kirchen immer gleichermaßen amüsiert und gerührt, wie die frommen und in den Dingen der Gestaltung so sehr nur auf sich selbst gestellten Missionare sich ihr gutes Gewissen zu bewahren suchten, indem sie den Kirchbau, dem Brauch ihrer alten Heimat folgend, möglichst im „sakralen“ Stil errichten wollten, wobei sich dies bei ihnen auf die schlichte Formel

sakral = gotisch = Spitzbogen
+ Strebeböfeler

verkürzte. Was herauskam, war weder gotisch, noch neo-gotisch, noch „sakral“ im Sinne der Verfasser jenes „Eisenacher Regulativs“ des ausgehenden 19. Jahrhunderts, das die Neo-Gotik kanonisierte, wohl aber war es immer würdig und im besten Sinne sachlich, also dem Zweck untergeordnet, und in manchen Fällen darüber hinaus voller Charme. Leider brachte es meine

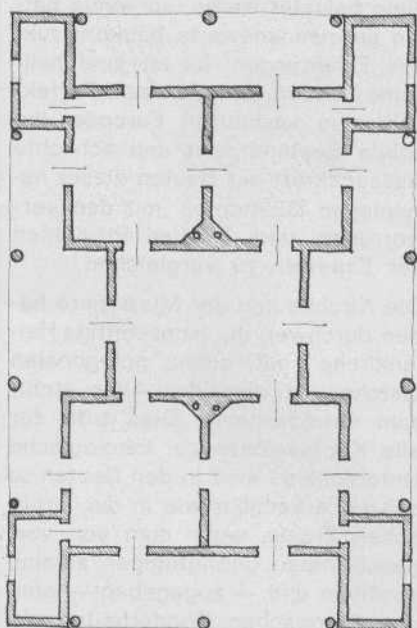


Kirche von Kinkel

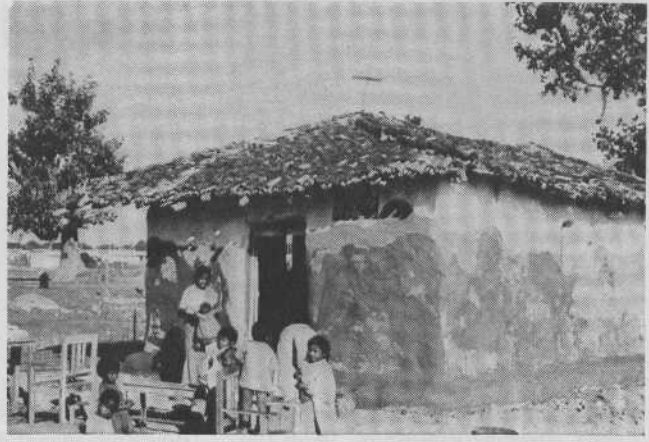
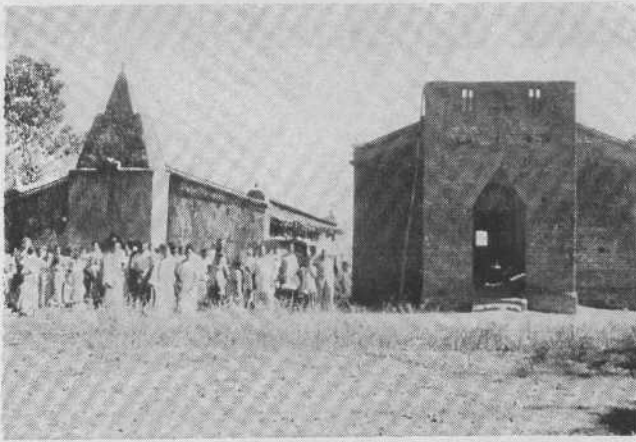
Arbeit mit sich, daß ich oft nur noch als Leichenbeschauer etwas vom einstigen flair ahnen konnte, weil wichtige Teile oder auch ganze Bauwerke inzwischen verstümmelt oder kollabiert waren.

Besondere Formen eigenständiger Gestaltung zeigen sich in den vielen Pfarrhäusern. Hier entfiel die Notwendigkeit der Rücksicht auf „Regulativs“, und andererseits machten es die Lebensverhältnisse von vornherein unmöglich, Wohn- und Bauformen des Abendlandes unmittelbar zu übertragen. Freilich stehen hier die Missionare in enger Nachbarschaft zu den anderen im Lande ansässigen Europäern, den Kolonialbeamten. Die Missionarshäuser sind nahezu ausnahmslos im Grundriß symmetrisch über zwei Achsen angelegt. Im Kern des Hauses liegen die Schlaf- und Wohnräume, untereinander durch weite Türen verbunden, sehr hoch, mit Lüftungsöffnungen unter einer Zwischendecke, ohne Fenster aber mit weiten Türen zu den allseitig um den Kern gelegten breiten Veranden. Häufig befinden sich an den Ecken Baderäume. Küchen sind nie

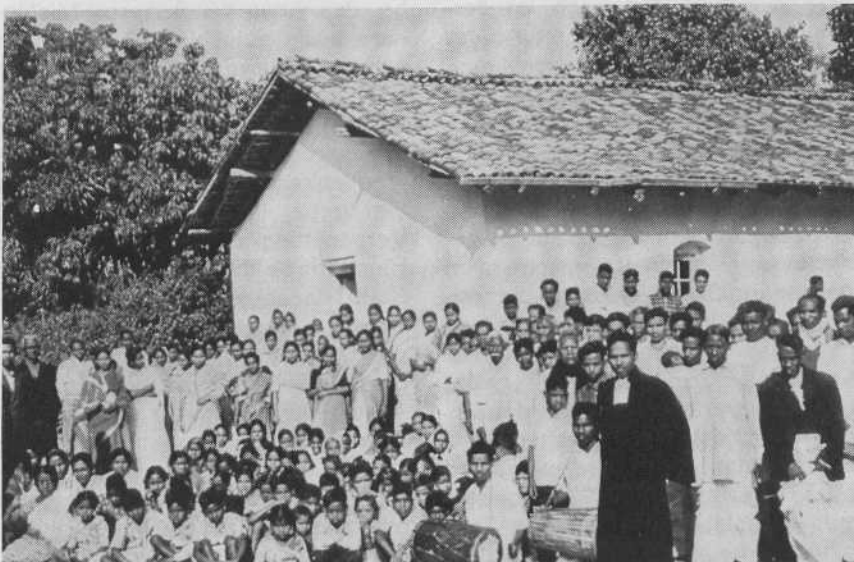
im Haus selbst, sondern in einiger Entfernung in eigenen Gebäuden untergebracht, in denen auch die Diener wohnen. Wer einmal dazu verurteilt war, in einem jener „modernen“ Häuser in Indien zu leben, die nun auch allorts entstehen, weiß die Zweckmäßigkeit, den Komfort, und eben nicht zuletzt die Noblesse dieser alten Missionarshäuser zu schätzen. Sie atmen etwas von dem Geist der Gelassenheit und Harmonie ihrer Erbauer aus, die sich auch auf den heutigen Bewohner übertragen. Und es bedeutet keinen Widerspruch, wenn man ergänzt, daß das Leben jener Missionare vor drei, vier und mehr Jahrzehnten alles andere als ein beschauliches Landpastorendasein war. Sie lebten „auf der Grenze“ — physisch und psychisch gefährdet, wie wir es seit vielen Generationen nicht mehr kennen. Angesichts der täglich neu erlebten Herausforderung auf Tod und Leben verging alles Bedürfnis nach dem Kuriosen, nach der individuellen Sonderheit, und auch nach aller exotischen Romantik. Bestand hat nur das sehr Einfache.



Aufriß eines Missionarshauses



Kirchbauten in Chotanagpur



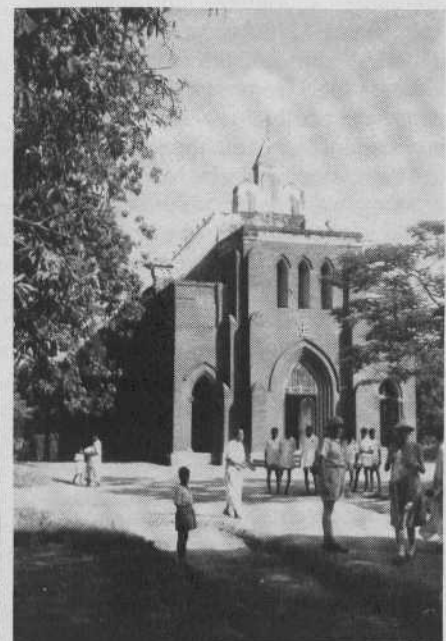
Oben rechts:
Behelfskirche in Hazra

Oben links:
Kirchneubau in Purnapani

Links:
Dorfkirche in der Nähe von Rourkela

Unten links:
Kapelle in Baithadhanga, Assam

Unten rechts:
Die alte Kirche von Koronjo





Grundbesitz der Gossner-Kirche

Robert Montag / London
Finanzberater der Gossner-Kirche 1964 – 1966

Bevor der Verfasser tiefer in das obige Thema eindringt, muß erwähnt werden, daß ein solches Potential wie der Besitz an Ländereien, der der Gossner-Kirche gehört, niemals existiert haben würde ohne die frühen deutschen Pioniere, die die Gossner-Mission aussandte und die die Gossner-Kirche, wie wir sie heute kennen, von ihren ersten Grundlagen an aufbauten. Kein Lob kann zu hoch sein für ihr weitsichtiges Denken und die Methode, in welcher sie langsam und sicher diesen Besitz und die Compounds erwarben, die heute innerhalb der Gossner-Kirche existieren. In den kommenden Jahren wird die Arbeit dieser Menschen voller Hingabe noch mehr in Erscheinung treten, und alle, die in direktem Kontakt mit der Gossner-Kirche in Indien stehen, werden ihrer voll Dankbarkeit gedenken.

Der Landbesitz der Gossner-Kirche dehnt sich über das Gebiet von Chotanagpur in Bihar aus sowie in einem abgelegenen Gebiet von Assam. Die Ländereien der Kirche verteilen sich auf 32 Plätze, genannt Compounds und umfassen insgesamt 1274 Acres = ca. 510 ha. Obwohl die meisten dieser Compounds in Gegenden liegen, die man zur Zeit noch als „Dschungel-Gebiet“ bezeichnen kann, so gibt es doch mindestens 12 Compounds, die als zukünftige Entwicklungsgebiete berücksichtigt werden können. Diese Compounds liegen auf Ländereien, die ihre Vorderfront an einer städtischen Hauptstraße haben, und es ist nicht schwer, sich vorzustellen, daß diese Vorderfront an der Hauptstraße sich zur Entwicklung von Läden, Büros, Tankstellen, Wohnhäusern etc. eignet.

Die Geschichte der Gossner-Mission ist sehr klar von Pastor M. Seeberg von der Gossner-Mission in Berlin geschrieben worden. Man kann aus ihr erkennen, in wel-

chen Schwierigkeiten die Kirche in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen gewesen ist. In dunklen Jahren entsprang die Autonomie der Kirche, und mit der Autonomie traten die Fehler ein, die den Landbesitz der Kirche geschädigt haben. In vielen Fällen ist wertvolles Land an Opportunisten, wie man sie in jedem Lande finden kann, für einen miserablen Betrag verpachtet worden, und man kann sich nicht darüber wundern, daß nach Wiederkehr der Stabilität die Leitung der Kirche mindestens zögerte, eine weitere Verpachtung des der Kirche gehörenden Landes in Erwägung zu ziehen.

Obwohl die Gossner-Kirche autonom wurde, hat sie niemals wirklich das Stadium finanzieller Autonomie erreicht. Sie war immer von der finanziellen Hilfe des Lutherischen Weltbundes abhängig, und nach den Kriegen von der Gossner-Mission in Berlin. Viele große Projekte wurden innerhalb der Kirche mit Hilfe des Lutherischen Weltbundes, der Gossner-Mission und „BROT FÜR DIE WELT“ begonnen, zum Beispiel das Technische Training Centre, eine Musterfarm, ein Krankenhaus, eine Druckerei etc., und es ist erfreulich, daß diese Projekte in fast allen Fällen ein Stadium erreicht haben, das man für finanziell selbständig halten kann. Die Unterstützung betrug z. B. im Jahre 1964:

Weltbund ca. 124 000 Rp.
(ungefähr 100 000 DM)

Gossner-Mission ca. 300 000 Rp.
(ungefähr 255 000 DM).

Diese Unterstützungen schlossen die Unterhaltungskosten der Projekte nicht ein, aber sie sicherten in der Hauptsache die Ausbildungsinstitute der Kirche, die Evangelisation in Missionsgebieten und die Zentrale der Kirche.

Nach 50 Jahren Existenz als autonome Kirche ist jetzt die Zeit ge-

kommen, daß die Gossner-Brüder und Schwestern in Indien sich das Ziel gesetzt haben, im Jahre 1970 finanziell selbständig zu werden. Für sie mag es vielleicht ein erschreckender Gedanke sein, daß die starken Finanzen des LWF und der GM ihnen nach diesem Jahr nicht länger zur Seite stehen. Aber als gute Christen sind unsere Gossner-Brüder in Indien nicht verzagt. Sie haben sich auch dem Erbe, das ihnen die früheren Missionare aus Deutschland hinterlassen haben, zugewandt, nämlich dem LAND. Wir sehen schon ihr verändertes Verhalten gegenüber der Landverpachtung, die finanzielle Möglichkeiten bietet. Wir können die vorbereiteten Pläne für eine Verpachtung der Vorderfront der Hauptstraße des Compounds in der Stadt Ranchi nennen, die viel notwendiges Kapital bringen und auch die Unterstützung für das Theologische College gewähren soll. In Assam ist Land verkauft worden, allerdings nur in geringer Quantität. Mit dem Beispiel, was mit sorgfältiger Landverpachtung zu einem angemessenen Preis bei ehrlichen Verträgen erreicht werden kann, besteht die Hoffnung, daß andere Compounds der Gossner-Kirche folgen werden.

Aus all diesem können wir schließen, daß der Landbesitz der Gossner-Kirche in Indien, der früher in der dunklen Ära ein Gegenstand des Streites war, sich gegenwärtig zu einer guten Möglichkeit auf dem Wege zur finanziellen Autonomie entwickelt. Alle Freunde werden mit dem Verfasser unseren indischen Brüdern und Schwestern in der Gossner-Kirche Gottes Segen zur Erreichung ihrer Ziele wünschen. Mögen sie gestärkt werden in dem Bewußtsein, daß wir immer für sie beten und immer bereit sind, sie in ihren Bemühungen zu stärken, ihrer Berufung durch unseren Herrn Christus treu zu bleiben.



Besuch aus Indien in der DDR

P. Bruno Schottstädt
Leiter der Gossner-Mission in der DDR

In der Zeit von 1962 bis 1968 waren die meisten bekannten kirchenleitenden Personen der Gossner-Kirche und Professoren des Colleges zu Besuch bei Kirchengemeinden, kirchlichen und staatlichen Dienststellen, gesellschaftlichen Einrichtungen und selbstverständlich bei der Gossner-Mission in Berlin in der Göhrener Straße zu Besuch. Diese Repräsentanten der Gossner-Kirche haben mit Hilfe ihrer Besuche ein Dreifaches bewirkt:

Sie haben

1. dazu geholfen, daß zwischen der Gossner-Kirche in Indien und der selbständigen Gossner-Mission in der DDR ein solches Verhältnis entwickelt wurde, das als brüderliche Beziehung bezeichnet werden kann.
2. wesentliche Informationen gewissermaßen aus erster Hand in die Kirchengemeinden der DDR getragen und damit bezeugt, daß die junge Gossner-Kirche in Indien mit den alten Kirchen in der DDR ihre Beziehung vertiefen und verlebendigen möchte. Sie haben mit Hilfe ihrer Informationen herausgefordert und in den Kirchengemeinden viele zum Nachdenken gebracht über Dienst und Auftrag heute, sie haben zugleich danach gefragt, was sie aus den Erfahrungen und Einsichten von Christengemeinden in der DDR für ihren Bereich mitnehmen können.

Und sie haben schließlich

3. bewirkt, daß die politischen und gesellschaftlichen Einsichten Indiens — beschrieben und dargestellt unter den Begriffen von friedlicher Koexistenz und dem Kampf um Unabhängigkeit junger Nationen — auch bei den politischen Stellen unseres Landes durch indische Christen ins Gespräch kamen.

So waren die Repräsentanten der Gossner-Kirche als Besucher in der DDR Dienstboten Jesu Christi, die

zugleich bewußt in die gesellschaftliche Wirklichkeit hineinwirkten.

Wir sind rückblickend sehr dankbar für diese vielen Besuche, die das brüderliche Verhältnis zwischen den Kirchen in der DDR und der Gossner-Kirche in Indien mit Hilfe der Gossner-Mission vertieft haben.

Und wir hoffen, daß es möglich wird, auch in Zukunft weitere Vertreter hier zu empfangen und auch unsererseits in Indien Gegenbesuche zu machen. 1963/1964 war es mir vergönnt, die Gossner-Kirche in Indien in mehreren Wochen kennenzulernen und zu den Gemeinden auch vom Dienst und Zeugnis der Christen in der DDR zu sprechen.

Nach der Weltkirchenkonferenz in Neu-Delhi 1961 war Wolf-Dietrich Gutsch für drei Tage gleichfalls in Ranchi und einigen anderen Orten. Dem Beauftragten der Kirchen für die Aktion „Brot für die Welt“, Oberlandeskirchenrat von Brück, war es im Herbst 1968 möglich, fünf Tage lang zu Besuch bei der Gossner-Kirche in Indien zu sein.

Neben den Besuchen, die in beiderlei Richtung immer wieder geplant und durchgeführt werden sollten, sind wir bemüht, mit Hilfe einer Sonderkollekte für die Gossner-Kirche in Indien zu ihrem 50-jährigen Jubiläum über die Aktion „Brot für die Welt“ — und damit über das Deutsche Rote Kreuz in Dresden — eine besondere Gabe in Form von medizinischen Einrichtungen an die Gossner-Kirche weiterzuleiten.

Besucht haben uns im Zeitraum von 1962 bis 1968 die Präsidenten Joel Lakra, Dr. Bage und Aind. Die Professoren Saban Surin, Jilo Tiga und Dr. Paul Singh — während seines Besuches in der DDR noch Student der Theologie. Darüber hinaus waren alle Studenten der Gossner-Kirche, die in Westberlin studierten, von Zeit zu Zeit Gäste der Gossner-Mission in der Göhrener

Straße, sie haben dabei viele Freunde von uns getroffen, die sich in den verschiedensten neuen Diensten der Kirche in der DDR mühen. Wie schon angedeutet, waren die Berichte unserer Brüder aus Indien für die Gemeinden eine wesentliche Hilfe, weil sie herausforderten, über Wesen und Auftrag der Kirche in der Zeit neu nachzudenken. Die Brüder in Indien empfanden — und wir mit ihnen — daß ihr Gemeindeleben inmitten einer nicht-christlichen Welt einen ähnlichen Charakter hat wie das unsrige; auch bei uns gibt es mehr und mehr Menschen, die völlig säkular neben uns daherleben oder eben bewußte Atheisten sind.

Die Berichte haben ferner bewirkt, daß Männer unserer Kirche neu nachdenken mußten über die missionarische und diakonische Ausbildung für den Dienst in einer nicht-christlichen Welt. Überhaupt stand die Mission der Kirche in allen Berichten stark im Vordergrund, die Mission, die nicht mehr allein darauf aus ist, Einzelmenschen zu bekehren, sondern die als das Wesenhafte der Kirche in allen Gliedern der Gemeinde in die Umwelt hineinwirkt. Mit großem Dank sprachen die Brüder von den drei neuen diakonischen Stätten der Gossner-Kirche, Fudi, Khuntitoli und Amgaon. Sie wußten zu berichten, daß mit Hilfe dieser neuen diakonischen Einrichtungen der gesamte Dienst der Kirche in einer industriellen und zugleich noch hungernden Welt neu auszurichten ist.

Wenn man nun fragt, was diese Besuche für die Gemeinden in der DDR bedeuten, so kommt man zu folgenden Antworten:

1. haben die Brüder und Schwestern in den Kirchengemeinden braune Brüder erlebt, die in ihrer Welt das Zeugnis des gleichen Herrn ausrichten und die daran gehen, das Wesenhafte der Kirche — die Mission! — ganz in

den Mittelpunkt zu stellen. Diese Direktinformationen sind für die Gemeinden der Anfang zu einem ökumenischen Gespräch mit indischen Christen.

2. geschah die große Herausforderung zu Zeugnis und Dienst in unserer Umwelt, die Überprüfung unserer vorhandenen Strukturen und Einrichtungen, die Überprüfung kirchlicher Ausbildung.
3. wurde vielen in unseren Kirchengemeinden deutlich, daß Industriediakonie eine besonders wichtige missionarische Arbeit in Zukunft bedeutet. Das gilt auch für uns in der DDR.

Schließlich haben diese Besuche bewirkt, daß einige Gemeinden ganz neu ein Verhältnis zur Gossner-Mission in der DDR gefunden haben als einem Zentrum ökumenischer Beziehungen, ökumenischer Theologie und ökumenischer Gespräche. Es kann hier nicht der Ort sein, um über Bedeutung und Hilfe dieser Besuche für die Gossner-Kirche in Indien nachzudenken. Aber immer wieder wurde uns von den Besuchern versichert, daß die Gemeindesituation in so vielen Punkten ähnlich der ihrigen ist und daß sie aus vielen Gesprächen Hilfe mitnehmen für ihren Dienst in Indien. Auf jeden Fall hat auch mancher Nichtchrist durch die Begegnung mit unseren Brüdern aus Indien davon Kenntnis genommen, daß Christen in Indien ihrer Gesellschaft nicht ausweichen und sich sogar vorwagen bis ins Parlament. So hat der Bericht von Joel Lakra über seine politische Tätigkeit auch bei manchem Politiker in unserer Gesellschaft großen Eindruck hinterlassen.

Ein Letztes: Die Bedeutung dieser Besuche für die Gossner-Mission in der DDR.

Alle Mitarbeiter unserer Dienststelle und darüber hinaus, viele Glieder der Mitarbeiterkonferenz, unserer Studienkommission und auch des Laienkonventes sind den indischen Brüdern in den vergangenen Jahren begegnet. Mitarbeiter, die oft in den Gemeinden über die Gossner-Kirche in Indien und ihre Umwelt sprechen (meistens mit Farbdias) konnten viele Fragen stellen und damit ihr Wissen über Indien bereichern, sie haben die Gemeinschaft bei Tisch mit unseren Brüdern erfahren (wir feiern sehr oft das Herrenmahl bei Tisch — und da waren unsere indischen Brü-

der auch dabei), sie haben außerdem die Möglichkeit des Einzelgespräches genutzt und so auch die ganz persönliche Beziehung zu einem der indischen Repräsentanten zum Wohle vieler Gemeinden begonnen.

Ich hoffe sehr, daß sich immer wieder Brüder unserer Gossner-Kirche in Indien, mit der wir die herzliche Verbindung pflegen wollen, zu uns auf den Weg machen; und daß es gelingen möchte, daß auch von uns Brüder die Gossner-Kirche in Indien besuchen können.

Unser größter Wunsch ist es, für längere Zeit einmal einen theologischen Lehrer ins Gebiet der Gossner-Kirche zu entsenden und eine Ambulanz direkt von hier aufbauen und auch unterhalten zu können. Für diese Pläne möchten wir unsere Hoffnung behalten, auch wenn wir damit heute und morgen nicht zum Zuge kommen.

Wir grüßen alle Leser der „Gossner-Mission“ und erhoffen uns auch, daß die brüderlichen Beziehungen zwischen uns und ihnen erhalten werden möchten.

Altpräsident Lakra vor der Stadtkirche von Wittenberg



Indische Studenten in Ost-Berlin



LITERATURHINWEISE

Manche Leser dieser Jubiläums-Nummer werden anlässlich des 50jährigen Geburtstags der Gossner-Kirche sich durch geeignete Bücher noch tiefer in die Vielfalt der Fragen einführen lassen, die das große Land und Volk Indien allgemein und die Wirkung des Evangeliums in ihm betreffen. Einige Bücher neueren Datums seien deshalb genannt und kurz charakterisiert; wobei mit Vorzug diejenigen genannt werden, die im Zusammenhang mit der Gossner-Arbeit in Nord-Indien stehen.

D. Hans Lokies **Die Gossner-Kirche in Indien — Durch Wachstumskrisen zur Mündigkeit**

Lettner-Verlag Berlin 1969 — kart. 151 S., DM 7,80

Der Verfasser war 35 Jahre hindurch Direktor der Gossner-Mission und ist als Sohn eines Indien-Missionars im Land geboren. Zwei längere Reisen in sein Geburtsland haben ihn tiefgehend auf die Entwicklung der jungen Kirche einwirken lassen, der seine ganze Liebe und seine Lebensarbeit gehört hat. Wer die zentralen geistigen Fragen im Werden der Gossner-Kirche erfassen möchte, greife zu diesem Band!

D. Heinrich Vogel **Die Zeit der Öllampen ist vorbei — Indien zwischen Religion und Technik**

Lettner-Verlag Berlin 1967 — geb. 253 S., DM 15,80

Das Reizvolle an diesem Buch des Berliner Theologen, der zu Gastvorlesungen nach Indien eingeladen war, ist die Verbindung eines lebendigen Reiseberichts — vor allem durch die Gemeinden der Gossner-Kirche — mit der Behandlung grundlegender Fragen, in der die Welt des Hinduismus mit dem Evangelium von Jesus Christus konfrontiert wird. Der aufmerksame Leser wird mit reichem Gewinn und vertiefter Erkenntnis belohnt.

Dr. Klaus von Stieglitz **Der unvollendete Auftrag — Mission am Beispiel der Gossner-Kirche in Indien**

erscheint im Herbst 1969 im Evang. Missions-Verlag/Stuttgart

Der Vorsitzende der Missionskammer der Evang. Kirche von Westfalen und Superintendent in Dortmund hat 1968 Indien, vor allem auch die Gossner-Kirche besucht. Seine Eindrücke hat er durch gründliche Studien vertieft und läßt nun seinem früheren Afrika-Buch „Asante“ diesen Band folgen. Er ist eine wertvolle Ergänzung der beiden erstgenannten Bücher, geschrieben von einem mit Leidenschaft für die Weltmission engagierten Mann der Kirche, der aus der intensiven Beschäftigung mit der Gossner-Kirche wichtige Erkenntnisse für das Gemeindeleben in Deutschland gewinnt.

Ilse Martin **Briefe aus Indien — für Kinder**

Lettner-Verlag Berlin 1964 — kart. 143 S., DM 8,80

Diese 28 Briefe der langjährigen Mitarbeiterin der Gossner-Mission, die heute seit über 15 Jahren im Dienst an Kranken und Leidenden in Indien steht, sind nicht nur ein schönes Zeugnis für ein erfülltes Leben in der Nachfolge Jesu Christi, sie sind eine Fundgrube für Wissen und Kenntnis über den Alltag Indiens, seine Nöte und Freuden für die Menschen in den Dschungeldörfern der heißen Ebenen und abseitigen Bergwelt. Und alles ist so erzählt, daß unsere heranwachsenden Kinder sich in dem Büchlein festlesen und Herz und Geist davon geprägt werden.

D. Heinrich Meyer **Wir lieben Indien**

(Herausgeber) MBK-Verlag/Bad Salzungen 1963 — geb. 304 S., DM 15,80

Dies vor sechs Jahren erschienene Buch ist immer noch aktuell und allen, die als Christen für oder in Indien arbeiten, eigentlich unentbehrlich in der Fülle der kundigen Beiträge, die ihnen das Land und seine Menschen, seine Lebensverhältnisse und religiöse Vielfalt lebendig machen. Auch Missionsdirektor a. D. Lokies hat einen wertvollen Abschnitt beigezeichnet: „Der Weg der evangelischen Missionen“.

Dr. Otto Wolff **Mahatma und Christus**

Lettner-Verlag Berlin 1955 — geb. 275 S., DM 17,50

Am 2. Oktober ist der 100. Geburtstag Gandhis, der die Weltgeschichte bewegt und die Unabhängigkeit Indiens heraufgeführt hat. So ist das Buch des früheren Gossner-Missionars O. Wolff noch heute und gerade jetzt ganz aktuell. Ohne die Kenntnis Gandhis ist eine wirkliche Begegnung mit Indien kaum möglich oder nur sehr oberflächlich.

D. Arno Lehmann **Alte Briefe aus Indien**

Unveröffentlichte Briefe von Bartholomäus Ziegenbalg 1706–1719

Evangelische Verlagsanstalt/Ost-Berlin 1957 — geb. 552 S.

Ein ungeahnt lebendiger Einblick in die Anfänge evangelischer Mission in Indien; denn „es begann in Tranquebar“. Das Evangelium wird nicht nur heute unter Leiden und Anfechtung durch die Völkerwelt getragen. Widerstreit und massive Nöte waren vor 250 Jahren eher noch größer als heute. Dennoch erwuchs Frucht. So ist dies reiche Buch eine große Stärkung für die Christenheit unserer Tage.

Dr. Otto Wolff **Christus unter den Hindus**

Gütersloh 1965 — geb. 222 S., DM 28,—

Gewiß in erster Linie ein Buch für den Missionswissenschaftler! Wolff zeigt auf, wie intensiv und leidenschaftlich die Beschäftigung der führenden Geister Indiens — Mohan Roys und Gandhis, Vivekanandas und Radhakrishnans u. a. — in den letzten 150 Jahren mit der Person Jesu Christi gewesen ist. Das Evangelium ist in diesem Land keine Winkelsache geblieben, wie verborgen auch die Frucht seiner Aussaat erscheinen mag. Über die entstandenen christlichen Kirchen hinaus hält die Zwiesprache Jesu mit den Menschen Indiens an.

Und noch drei Bücher, die nicht vom christlichen Standort Indien lebendig werden lassen:

Der sprechende Pflug — Indien in Erzählungen seiner besten zeitgenössischen Autoren

Horst Erdmann Verlag/Herrenalb 1962 — geb. 431 S., DM 18,60

Wie oft haben wir diesen wertvollen Band benutzt, um in Frauenkreisen und Jugendstunden daraus vorzulesen! Ein gespanntes Zuhören von Anfang bis zum Ende! Wie lebendig können die jungen indischen Dichter von ihrem Land und seinen Menschen erzählen! Wer Indien liebt, wird dieses Buch nicht missen wollen und immer wieder nach ihm greifen.

Giselher Wirsing **Indien — Asiens gefährliche Jahre**

E. Diederichs Verlag/Düsseldorf — geb. 324 S., DM 24,—

Der Herausgeber der Vierteljahres-Zeitschrift „Indo-Asia“ zeichnet ein umfassendes Bild der politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Probleme des modernen Indien. Er kennt führende Persönlichkeiten aus Begegnungen und Gesprächen. Es ist gut, wenn die Freunde der Gossner-Kirche diese auf dem Hintergrund der Gefahren und Hoffnungen, Nöte und Anstrengungen ihres ganzen großen Landes sehen und dadurch auch manche ihrer Wesenszüge besser verstehen lernen.

Ronald Segel **Die Krise Indiens**

Europäische Verlagsanstalt/Frankfurt 1968 — brosch. 349 S., DM 9,—

Dieses Buch eines Südafrikaners ist in tiefer Sorge um die Entwicklung Indiens in den letzten 20 Jahren geschrieben; auf vielen Seiten kommt der Zorn über Korruption, Machtgier und Eigennutz der herrschenden Schicht ungehemmt zum Ausdruck. Er erwartet revolutionäre Erschütterungen und Wandlungen. Es ist heilsam, auch diese Stimme zu hören, ohne sich alle Urteile zu eigen zu machen, um die Größe der Aufgaben und die Schwere des Weges zu ermessen, den das Volk der 500 Millionen vor sich hat, wenn es allen seinen Gliedern eine menschenwürdige Existenz schaffen will. Bg.

Alle Bücher können über die Buchhandlung der Gossner-Mission, 1 Berlin 41, Handjerystraße 19/20, bestellt werden.

Die Jubiläumsgabe für die Gossner-Kirche

Die Jubiläums-Gabe, die ihre Leitung erbeten und der das Kuratorium der Gossner-Mission zugestimmt hat, soll möglichst die Höhe erreichen von

200 000,— DM

Auf unsere Bitte haben unsere Freunde in Indien den Verwendungszweck sehr genau festgelegt:

1. Für Kirche und Gemeindezentrum im Industriegebiet von **Hatia**, dem großen neuen Stadtteil von Ranchi. 32 000,— DM
2. Für den Bau einer **Mädchenoberschule in Govindpur** — dem Ort, wo auch die Tabita-Schule und das Katechisten-Seminar ihre Ausbildungsarbeit tun. 16 000,— DM
Es handelt sich um einen Ergänzungsbetrag zu einer vom Lutherischen Weltbund erbetenen Hilfe.
3. Für die Sicherung der **Pfarrer-Ausbildung im Theologischen College** nach 1970, die besondere Anstrengung und Opferbereitschaft der Gemeinden der jungen Kirche erfordern wird. 120 000,— DM
4. Für Kirche und Gemeindezentrum im mit Hilfe von Sowjetrußland neu zu errichtenden Stahlindustrie-Gebiet von **Bokaro**, wo sich schon eine Gossner-Gemeinde gebildet hat. 32 000,— DM

Diese Bestimmung der Jubiläumsgabe erschien dem Kuratorium sehr sinnvoll; die Freunde der Gossner-Mission und die der Gossner-Kirche besonders verbundenen Landeskirchen in Deutschland haben schon begonnen, ihre „Geburtstagsgaben“ zu senden oder sie zuzusagen.

Aber es bleibt noch eine beträchtliche Summe zu sammeln. Wir sollten uns herzlich — auch durch diese Jubiläums-Nummer der „Gossner-Mission“ — an unsere Dankes- und Freundschaftspflichten erinnern lassen.

Kirchengemeinden, die den Dienst der Gossner-Mission mittragen, nehmen vielleicht auch die Möglichkeit wahr, einen bescheidenen Betrag aus ihrem Haushalt anlässlich dieses besonderen, festlichen Ereignisses in der Gossner-Kirche zu bewilligen.

Wir bitten, die Jubiläumsgaben auf dem Überweisungs-Abschnitt besonders zu kennzeichnen.

P. Martin Seeberg

Dr. Christian Berg

**Diese JUBILÄUMS-AUSGABE der Gossner-Mission
gehört in viele Hände!**

DARUM:

WEITERGEBEN - AUSLEIHEN - EXEMPLARE NACHFORDERN!

Indien-Arbeit: Gossner-Mission, 1000 Berlin 41, Handjerystraße 19-20. Postscheckkonto Berlin West 520 50
Bankkonto: Berliner Bank, Dep.-K. 4, 1 Berlin 41, Konto Nr. 7480

Industrie-Mission Westdeutschland: Gossner-Mission, Wiesbaden-Kastel, Johannes-Gossner-Straße 14
Postscheckkonto Hannover 1083 85